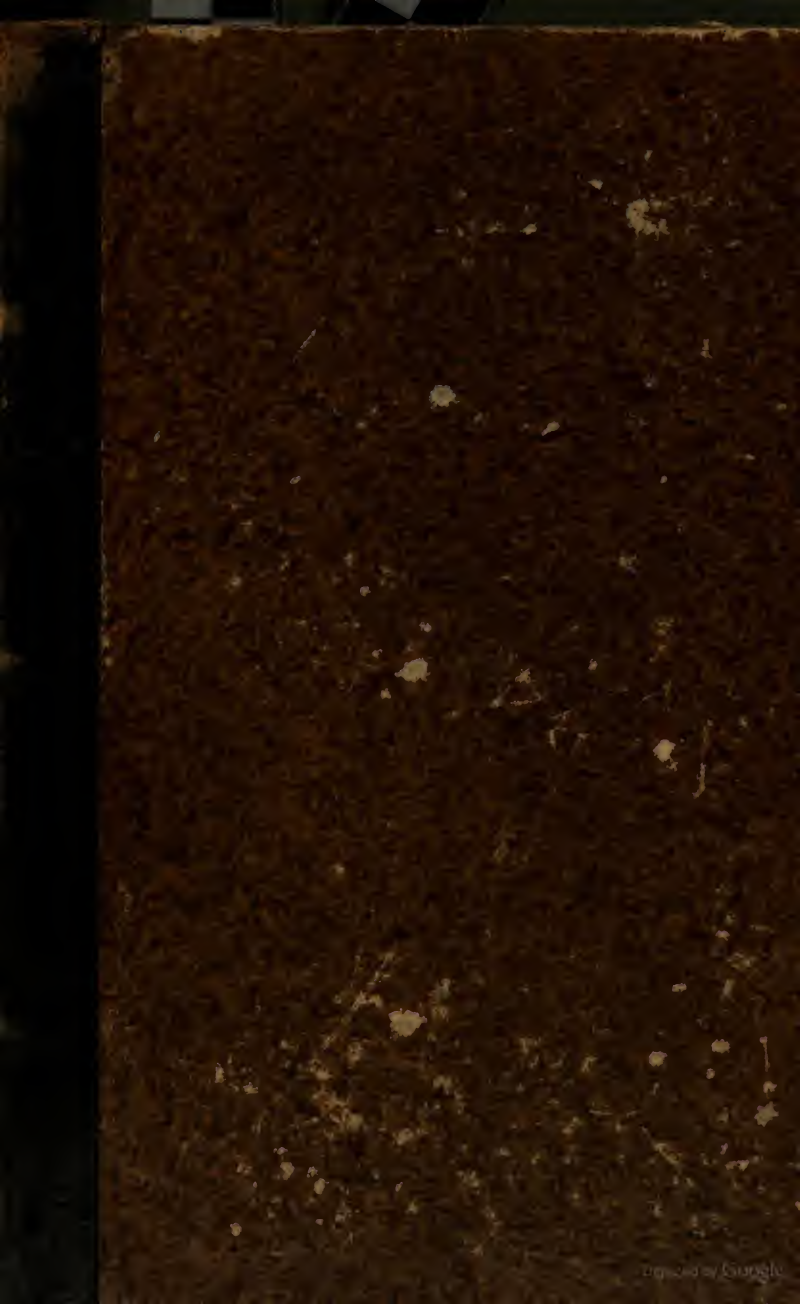

H. cit. P. 30 Af

Barthel

Digitized by Google

<36635055650014

<36635055650014

Bayer. Staatsbibliothek

Digitized by Google

Digitized by Google

Karl Barthel,

Die classische Periode

der

deutschen Nationalliteratur im Mittelalter.

Digitized by Google

Digitized by Google

Karl Barthel,

geb. am 21. Februar 1817 zu Braunſchweig, geſt. daſelbſt am 22. März 1853.

Gleichwie Blätter im Walde, ſo ſind die Geſchlechte der Menſchen;
Blätter verweht zur Erde der Wind nun, andere treibt dann
Wieder der knoſpende Wald, wenn neu auflebet der Frühling:
So der Menſchen Geſchlecht, dies wächſt und jenes verſchwindet.
Hom. Il. VI, 146 ff.

Digitized by Google

Die classische Periode

der

deutschen Nationalliteratur

im Mittelalter,

in einer Reihe von Vorlesungen dargestellt

von

Karl Barthel,
Verfasser der »Deutschen Nationalliteratur der Neuzeit«.

Bearbeitet und herausgegeben von J. G. Findel.

Mit dem Portrait des Verfassers,
nach einer Zeichnung seines Bruders G. A. Barthel in Holz geschnitten von G. Mezger.

Braunschweig,
Verlag von C. A. Schwetschke und Sohn.
(M. Bruhn.)
1857.

119 = 57.

Digitized by Google

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Digitized by Google

Vorwort.

Nachfolgende zwölf Vorlesungen sind von Karl Barthel zwischen Neujahr und Ostern des Jahres 1851 in Braunschweig vor einem großen Publicum gehalten und mit ebenso wohlwollender Theilnahme aufgenommen worden, wie früher seine Vorlesungen über die Literatur der Neuzeit. Den Wunsch seiner Zuhörer und auswärtigen Freunde, diese Vorlesungen über die erste Blütheperiode der deutschen Nationalliteratur dem Druck zu übergeben, konnte Barthel leider nicht mehr erfüllen, da ihn der Tod am 22. März 1853 aus diesem Leben allzufrüh hinwegnahm. So kam das hinterlassene Manuscript in die Hände seines jüngsten Bruders, der es mir im Mai d. J. zur Durchsicht und Herausgabe behändigte. Nachdem wir darüber einig waren, daß Geist und Charakter der Vorlesungen unangetastet bleiben müsse und es lediglich meine Aufgabe sei, die Darstellung sorgfältiger abzurunden, den Text nöthigenfalls zu berichtigen und die Resultate aller in den letzten Jahren über Dichter und Dichtungen dieser Periode angestellten Forschungen nachträglich einzuschalten, gieng ich mit Lust an die Arbeit, die nun vollendet vorliegt.

Digitized by Google

Der Stil erfuhr, da das Ganze nur für den mündlichen Vortrag berechnet war, allerdings mannichfache kleine Aenderungen, aber doch so unwesentliche, daß die sinnige, dem Verfasser eigenthümliche populäre Darstellung nirgends alterirt wurde. Der Text erhielt nur, wo es nothwendig erschien, Zusätze und Erweiterungen, die ich aber, wie ich mir schmeichle, so gehalten habe, daß sie mit dem Originale innig verwachsen und nicht als fremde Zuthat erscheinen. Die von mir beigefügten Anmerkungen, namentlich bei Walther von der Vogelweide, Hartmann von Aue, Gottfried von Straßburg, dem Nibelungenliede und den Didaktikern, weisen indeß ausdrücklich auf die Stellen hin, die von mir ergänzt worden sind. Daß bei Mittheilung von Proben nicht ausschließlich eine einzige Uebersetzung, sondern abwechselnd wo möglich alle benutzt wurden, geschah im Interesse der Leser, denen es nun leicht ist, dieselben untereinander zu vergleichen.

Daß Geist und Charakter der Vorlesungen unverändert bleiben mußten, erforderte ebensowohl die Pietät gegen den verstorbenen Verfasser, als die Rücksichtnahme auf die früheren Zuhörer und auf jenes Publicum, welches die Vorlesungen über die „Deutsche Nationalliteratur der Neuzeit“ so wohlwollend aufnahm, daß sie bereits in vierter Auflage (Braunschweig, Verlag der Hofbuchhandlung von Eduard Leibrock. 1855) erscheinen konnten.

Ueber die Tendenz dieses Buches hat sich Barthel selbst in der Einleitung und am Schlusse desselben deutlich genug ausgesprochen. Es war ihm darum zu thun, seine Leser von der peinlichen Hast der materiellen Interessen hinweg auf ein Gebiet zu lenken, wo uns eine friedlich-angenehme Stimmung überkömmt, wo noch die Versöhnung uns winkt, die wir in der Politik vergebens suchen, und wo bekanntlich der reichste Schatz unserer nationalen Culturentwicklung zu heben ist: — auf die Literatur. Es war ihm darum zu thun, durch Vorführung und Erläuterung des Großartigsten und Schönsten, was die mittelalterliche Literatur geschaffen, sein Scherflein zur Stärkung und

Digitized by Google

Erhebung der Gemüther beizutragen und jene Vorurtheile zu zerstreuen, welche vielen das ganze Mittelalter als eine Zeit der Barbarei und der Finsterniß erscheinen ließ. Diesen Zweck suchte der Verfasser nicht dadurch zu erreichen, daß er alle mittelalterlichen Dichter ohne Ausnahme in den Kreis seiner Betrachtung zog, sondern vielmehr dadurch, daß er nur die bedeutendsten derselben als Repräsentanten ihrer Zeit, diese aber möglichst ausführlich darstellte.

Was der Verfasser von seinen Vorlesungen über die Literatur der Neuzeit eingestanden, nämlich daß sie keine streng-wissenschaftliche rein und allein auf eigner Forschung beruhende Arbeit enthalten, gilt auch von diesen. Hier wie dort blieb der praktische Gesichtspunct, die lichtvolle Gruppirung des Stoffs und anziehende, allgemein verständliche Darstellung die Hauptsache; doch besaß Barthel mit dem hier behandelten Stoffe eine seltene Vertrautheit. Schon als Gymnasiast hatte er dies Studium der alten deutschen Nationalliteratur mit Liebe gepflegt; noch mehr that er dies als Student in Göttingen, wo er als Lehrer der Kinder Wilhelm Grimm's in näherem Verhältnisse nicht nur zu dem hochgelehrten Brüderpaar, sondern auch zu Gervinus stand, und wo er gewiß Anregung dazu genug fand. In der biographischen Charakteristik, durch die Dr. J. W. Hanne K. Barthel's Nachlaß („Erbauliches und Beschauliches" Halle, Verlag von Richard Mühlmann. 1853) bereichert hat, heißt es, daß Barthel die Geschichte und der Reichthum der poetischen Literatur des Mittelalters weit aufgeschlossen lag, daß ihm bei seinem weiteren Eindringen in dieselbe vor allem die Gudrun mit ihren lieblichen Gemälden holder nordischer Weiblichkeit das höchste Interesse einflößte, während er sich gleichzeitig zum Parcival des Wolfram von Eschenbach hingezogen fühlte, dessen tiefsinniger Ernst und zarte Mystik ihm in der innersten Seele wiederklang.

Mochte es vielen willkommen sein, daß Hanne in der erwähnten Charakteristik des Dahingeschiedenen das Bild seiner lieblichen Per-

Digitized by Google

sönlichkeit in ihnen so lebendig auffrischte, so wird es gewiß nicht minder mit freudigem Danke anerkannt werden, daß diese Vorlesungen mit dem wohlgetroffenen Portrait des Verfassers von der Hand seines Bruders, des Herrn Hofmaler G. A. Barthel, geschmückt wurden.

So möge denn nun dies Buch hinausgehen in die Welt und sich das Wohlwollen alter Freunde und die Gunst neuer erwerben!

Baireuth, im November 1856.

J. G. Findel.

Digitized by Google

Ueberſicht des Inhalts.

Seite

Einleitung 1

Das Hohenſtaufiſche Zeitalter.

Allgemeines über daſſelbe 3
Das Papſtthum 5
Das Ritterthum 8
Das Mönchthum 9
Die Baukunſt 11
Die Literatur: Lyrik, Epik, Didaktik . . . . . 13—18

Die Lyrik oder der Minnegeſang.

Allgemeines über denſelben 18
Proben von Chriſtian von Hamle und Herzog Heinrich von Breslau 23
Der Sängerkrieg auf der Wartburg 31
Walther von der Vogelweide 33
Heinrich von Veldegk 53
Der von Kürenberg 55
Dietmar von Aiſt 55
Friedrich von Hauſen 57
Spervogel 58
Wernher von Tegernſee 58
Reinmar der Alte 59
Reinmar von Zweter 60
Otto von Botenlaube 63
Friedrich von Leiningen 64
Ulrich von Lichtenſtein 65
Nithart 72
Johann Hadlaub 73

Digitized by Google

Seite

Die Epik.

Die höfische Epik 77
Hartmann von Aue 80
Wolfram von Eschenbach 106
Gottfried von Straßburg 150
Das volksthümliche Epos 173
Das Nibelungenlied 175
Gudrun 223

Die Didaktik.

Allgemeines über dieselbe 268
Thomasin von Zirclâre 271
Hugo von Trimberg 272
Freidank 277
Rückblick und Schluß 289

Digitized by Google

Erste Vorlesung.

Einleitung. — Das Hohenstaufische Zeitalter. — Der Minnegesang.

Das erste classische Zeitalter der deutschen Dichtung fällt in die Zeit vom Ende des zwölften bis zum Anfange des vierzehnten Jahrhunderts (1190—1300), also in eine Zeit, die weit zurückliegt in der Vergangenheit und die wir nicht durch eigenes Miterlebniß, sondern nur durch die Vermittlung nationaler Tradition und historischer Wissenschaft kennen. Daß wir von einer *ersten* classischen Epoche unserer Literatur sprechen können, einer Epoche, die an Frische, Formenfülle und Stoffreichthum der zweiten Blütheperiode unter Goethe und Schiller nicht nur nicht nachsteht, sondern sie sogar in mehrfacher Hinsicht übertrifft, das ist ein Nationalvorzug, welchen *Vilmar* mit Recht auf das nachdrücklichste geltend zu machen sucht. Nur einen unbestreitbaren Vorzug hat diese zweite vor der ersten für den Darsteller dadurch voraus, daß sie ein allgemeineres Interesse erregt. Denn es ist unläugbar, daß gar manche nur sehr spärliche Kunde von der Dichtung dieser Zeit haben, höchstens einige wenige Dichterwerke aus derselben durch Uebersetzungen, die meisten aber kaum dem Namen nach kennen; andere wieder haben selbst bei fleißigem Studium der Geschichtswerke über diese Periode doch zu keinem rechten Genusse der Dichtungen kommen können, und nur von jenen, die sich angelegentlich mit dieser Literatur beschäftigt haben, läßt sich also ein vorhergefaßtes Interesse für den behandelten Stoff erwarten.

Ueber all das war der Verfasser vollkommen im klaren, als er an die Bearbeitung dieser Vorlesungen herantrat, und er verkannte keineswegs die Schwierigkeit, für einen Gegenstand, wie den erwählten, volles Interesse zu erwecken und zu erhalten. Aber dennoch entschied

Digitized by Google

er sich dafür nicht nur aus dem persönlichen Grunde, weil er demselben lange Zeit hindurch Fleiß und Liebe zugewandt, sondern insbesondere weil er glaubte, daß die Betrachtung dieser Literaturperiode gerade für unsere Zeit Bedeutsamkeit und günstigen Einfluß gewinnen könne. Es ist offenbar: unsere Zeit ist eine Uebergangszeit. Auf allen Gebieten des Lebens und der Wissenschaft herrscht Unsicherheit und Gährung; neben manchen bahnbrechenden und aufbauenden Tendenzen kommen, einem kritischen Zeitalter entsprechend, noch mehr auflösende zum Vorschein, hier in maßlos restaurativer, dort in revolutionärer Thätigkeit sich äußernd. Einerseits hat sich durch die traurigen Kämpfe und Zuckungen der letzten Jahre das Band der politischen Einheit unseres Vaterlandes mehr als je gelockert, so daß der wahre Patriot mit Recht die innere Zerrissenheit unserer Nation und den Mangel echt nationalen Bewußtseins und der praktischen Befähigung zur Lösung der nationalen Aufgabe beklagen und die stets zunehmende Machtlosigkeit Deutschlands fürchten muß. Andererseits ist in unserem Vaterlande auch auf dem kirchlichen Gebiete eine Zersplitterung, ein so bitterer Meinungskampf eingebrochen, daß man für die Festigkeit und Dauer der sichtbaren Kirche in ihrem jetzigen Bestande in der That in Zweifel gerathen und die Befürchtung hegen kann, sie werde allmählich zu einem bloßen Aggregat von lauter Particularkirchen werden und so von ihrem Ideale der Allgemeinheit sich mehr und mehr entfernen. So lockert sich gegenwärtig das Alte und Bestehende auf dem Boden des Staats wie der Kirche, und fast in allen Herzen klingt darum das Wort Uhland's wieder:

Untröstlich ist's noch allerwärts!

Ja untröstlich ist unsere Zeit in politischer und kirchlicher Hinsicht, das weiß und fühlt jeder, der die Symptome des Krankheitsstoffes zu deuten versteht, der den Organismus des deutschen Volkes berührt und verdorben und den bis jetzt noch keine Krisis auszuscheiden vermocht hat.

Je untröstlicher aber die Gegenwart ist, desto näher liegt es dem ernsten und edler gesinnten Menschen, aus ihr zurückzuschauen in jene Periode der Vergangenheit, wo sich die Nation eine Zeit lang zu herrlichem Glanze, zu erfreulicher Macht, zu innerer und äußerer Herrlichkeit emporgeschwungen hatte. Und fürwahr, eine solche Zeit in der Geschichte des deutschen Volkes ist diejenige, welche wir hier

Digitized by Google

in ihrem anschaulichsten Spiegelbilde, in ihrer Literatur betrachten wollen.

Jener Zeit vor dem Ende des zwölften bis zum Anfange des vierzehnten Jahrhunderts kommt keine Periode unserer Geschichte weder an Glanz noch an Festigkeit unseres nationalen Wesens gleich. Kämpfe und Bewegungen gab es auch da genug; denn wer wüßte nicht von den Kämpfen zwischen Kaiser und Papst, oder von den Fehden der Fürsten mit dem Kaiser, wer wüßte nicht von der großen Bewegung der Kreuzzüge und dem Kampfe der Kirche mit den auftauchenden Ketzerparteien! Aber all diese Kämpfe und prophetischen Bewegungen trugen nur dazu bei, die ethische und politische Macht des kaiserlichen Geschlechts zu heben, das damals in großartiger Weise und mit bewunderungswürdiger Kraft die Zügel des Regiments führte und dadurch alle anderen Dynastieen der damaligen Welt weit überstrahlte. Eine Entwickelung aber mußte vorausgehen, wie die Geschichte Deutschlands im zehnten Jahrhundert sie aufweist, und Herrscher, wie die Sachsen, mußten Vorläufer sein, ehe die Hohenstaufen ihre geschichtliche Mission erfüllen konnten. Das große Werk der Einigung aller deutschen Länder, wonach früher Konrad während seiner ganzen Regierung hartnäckig aber erfolglos gestrebt hatte, vollendete Heinrich I. schon im sechsten Jahre seiner Regierung. Er stiftete den Bund der Eintracht und des Friedens unter den deutschen Stämmen, einen Bund, der mit der Zeit fester und fester sich schürzte, der die Deutschen erst zu einem Volke bildete und das nationale Gefühl in ihnen kräftiger wachsen und gedeihen ließ. Was Heinrich begründet, konnte Otto I. vollenden, er, der durch seine Mannheit und Klugheit das deutsche Volk zum ersten des Abendlandes erhob, durch den sich die lange darniedergehaltene, aber noch ungebrochene Kraft des Vaterlandes erst wieder freigemacht und aufgerafft hatte. Die Folgezeit konnte nun den Bau, den die Fürsten aus dem sächsischen Hause gegründet, gedeihlich weiterführen, bis endlich das kaiserliche Geschlecht der Hohenstaufen das goldene Zeitalter der deutschen Geschichte,

das Hohenstaufische Zeitalter

heraufführte. Aus dem lieblichen Schwabenlande stammend, holdselig an Leib und Geist, groß in seinen Entwürfen, anfangs begünstigt durch die Macht der Umstände, zuletzt aber eben durch die Kraft seines Geistes zum Untergange geführt, hat dieses Geschlecht Deutschland einen mächtigen Schritt vorwärts gebracht. An die Namen und Bestrebun-

Digitized by Google

gen der Hohenstaufen knüpfen sich die Lichtpuncte der politischen Macht unserer Nation. Durch sie war Deutschland auf ein Mal als erste Großmacht an die Spitze der christlich-europäischen Reiche gestellt worden; sie allein haben dem Reiche im Inneren wie nach außen zu Macht und Ansehen verholfen; sie allein waren es, die kräftiger als alle anderen Kaiser vorher und nachher das anmaßende und übergreifende Papstthum, oder wie sie es nannten, das mit dem Oele der Schelmerei gesalbte Pharisäerthum von deutschen Landen abwehrten; sie endlich waren es, die, selbst voll Geschmack und Schönheitssinn, Deutschland zu einem Mittel- und Sammelpuncte alles Herrlichen, Großen und Edlen machten und so die Blüthe des germanischen Geistes und Gemüthes hervorriefen. Ein so hohes Ziel konnten aber auch nur Fürsten erreichen, wie eben die Hohenstaufen, aus deren Nähe selbst mitten unter den erhabensten Plänen und im Getose der Waffen die Muse niemals verscheucht ward. Wenn Kaiser Friedrich Rothbart Schwert und Lanze abgelegt hatte, dann schlug er die Leier, daß rings um das kaiserliche Zelt das Volk sich sammelte, der schönen Stimme zu lauschen, mit welcher der fürstliche Sänger die Thaten der Ahnen oder Liebeslust und Schmerz besang. Darum wurde der Rothbart auch der Liebling des Volkes, welches noch lange, nachdem ihn auf einem Kreuzzuge die Wellen des Selef verschlungen hatten, nicht an seinen Untergang glauben konnte. Und darum geht ja auch bis auf den heutigen Tag die bedeutungsvolle Sage, jener mächtige Friedrich sei nicht todt, sondern nur in den Kyffhäuser in Thüringen entrückt, wo er, das sorgenschwere Haupt auf die Hand gestützt, während der Bart um den steinernen Tisch gewachsen, schlafend sitze und harre, bis der Anbruch der alten Glorie Deutschlands ihn wieder erwecke.

Auch Heinrich **VI.** und Friedrich **II.**, dieser hohe, kriegsmuthige, vom Schicksal hart bedrängte, aber nie verzagte Held, der glänzendste Repräsentant des Mittelalters, waren des Gesanges kundig. Ein besonderes Verdienst um die deutsche Sprache erwarb sich Friedrich **II.** dadurch, daß er sämmtliche Reichstagsbeschlüsse in der Muttersprache abfassen ließ und das Lateinische vom Hofe, von der Kanzel und aus den Gerichtssälen verbannte.

Am meisten trugen aber die Hohenstaufen zur Hebung der Poesie dadurch bei, daß unter ihrer Regierung die *schwäbische Mundart* zur Herrschaft gelangte. Ihren Namen hat sie von Schwaben, welches nebst der Schweiz, Baiern, Oestreich und Franken die Heimath

Digitized by Google

mehrerer Sänger unseres ersten classischen Zeitalters war. Bis dahin sprach man in Deutschland das Fränkische oder Althochdeutsche; aus diesem und dem Gothischen entwickelte sich organisch die oberdeutsche, oder, wie wir sie mit Jacob Grimm benennen, die mittelhochdeutsche Sprache, die in jener Zeit Hof- und Schriftsprache des gesitteten Deutschlands ward. Wenn es wahr ist, daß die Dichtkunst immer abhängig ist von dem Zustande der Sprache, wie der Künstler vom Stoff, so kann man sich über die Veränderung, welche die Sprache erlitten hat, nur freuen; denn mochte sie auch durch den Verlust der volltönenden Vocale an den Bildungs- und Biegungssylben ihren früheren Wohllaut und durch das Zusammenfallen vieler ursprünglich verschiedenen Sylben ihre Deutlichkeit eingebüßt haben, so war und blieb sie doch so reich und kräftig, so wohllautend und lieblich, so bildsam und reich an malerischen, sinnlichen Adjectiven, daß sie ganz vorzüglich, und jedenfalls mehr als das Niederdeutsche, sich zur Sprache der Dichter eignete.

Wie das nationale Wesen durch diese Hohenstaufen, so hatte im dreizehnten Jahrhundert auch das kirchliche einen Glanz und eine Festigkeit gewonnen, die wir — natürlich in veränderter Gestalt — wohl wieder wünschen möchten. Das **Papstthum**, das damals noch seine volle Mission in der sittlichen Zucht der Völker hatte und in so großen Charakteren wie die eines Innocens **III.** in die Erscheinung trat, hielt die Kirche trotz aller auflösenden Tendenzen, die in ihr auftauchten, doch zu einem so mächtigen Riesengebäude zusammen, daß selbst noch heutzutage der evangelische Antipapismus vor dem festen Halt des damaligen Kirchenwesens in Erstaunen geräth. Vom Lateran aus wurde die ganze große christliche Volksmasse beherrscht, und während das Papstthum, das die Herrschaft Gottes auf Erden versinnbildlichen sollte, der Sonne glich, glich das Königthum dem Monde, der von ihr sein Licht zu Lehen trägt. Diese kolossale Festigkeit der Hierarchie, wenn sie auch in anderer Beziehung von unserem evangelischen Standpuncte aus zu beklagen ist, war doch ein Hauptmittel, die Kirche auch äußerlich zu dem ihr gebührenden Ansehn zu bringen und alles mit ihr in Zwiespalt Gerathene machtvoll mit ihr zu vereinigen, so daß die Völker alle, durch die Ehrfurcht vor dem Heiligen verbunden, eine große Familie Gottes ausmachten. Aus dieser Einheit gieng denn auch jene mächtige Völkerbewegung, die Kreuzzüge, hervor. Ein wohl sinnlich gefärbter, aber im Grunde doch tieffrommer Wunsch, jene Stätten, die durch das Leben und den Wandel des Er-

Digitized by Google

lösers geweiht waren, aus den Händen der Ungläubigen (Sarazenen) zu befreien und selbst zu betreten, riß auf ein Mal den Kern aller christlichen Völker aus ihren Heimathsitzen fort nach Palästina. Zwei Jahrhunderte hindurch dauerte dieser andächtige Enthusiasmus, der den geistigen wie den physischen Menschen aus allen bisherigen Fesseln heraushob und ihm einen allgemeinen Aufschwung, eine Lebenswärme gab, durch welche, wie im Sonnenschein, alles auf ein Mal ein lebendigeres, farbenreicheres Ansehen erhielt. Wo ist in unserer Zeit je ein so allgemein zündender, religiöser Gedanke eingeschlagen und wo könnte je ein solcher jetzt so anhaltende Begeisterung finden! Mögen damals auch viele den Zügen sich angeschlossen haben, um ihrer Tapferkeit ein weiteres Feld zu eröffnen, um ferner Länder Sitten zu erkunden, um Schätze und Reichthümer im zauberischen Morgenlande zu gewinnen oder der Noth in der Heimath sich zu entziehen; dennoch war die überwiegende Mehrzahl voll heiligen Glaubens an den, der aller Welt Sünde trägt, und zog in den Kampf, um in geistiger Freude sich zu erheben über alles Leid. So trat plötzlich die gesammte Christenheit in einen großen, vorher nie gekannten Bund gegen das Heidenthum, und der Papst als Haupt der Kirche leitete und befeuerte die Völkerzüge gegen den Orient. Der Kampf galt nicht dem Reiche dieser Welt, sondern dem ewigen Reiche des wahren Gottes, und der christliche Glaube feierte seinen höchsten Triumph. So ist es denn ausgemacht, wie wir auch mit unserem modernen Bewußtsein jene Zeit des Mittelalters ansehen mögen, die großartige Einheit des nationalen und kirchlichen Bewußtseins, die wir in ihr finden, fehlt uns gänzlich, und insofern hat sie für die Unsrigen eine stärkende und erhebende Kraft.

Aber auch jeden Edlergesinnten muß sie interessiren und ihm anziehend sein; denn die Jugendlichkeit, in der damals unser Volk stand, gibt keiner Zeit einen so poetischen Anstrich als dieser.

Die Kreuzzüge selbst, diese bewaffneten Pilgerfahrten seit Peter von Amiens und Gottfried von Bouillon (1096), welche die Deutschen mit den meisten Völkern Europas (mit Franzosen, Provenzalen, Italienern, Normännern und Engländern) in Berührung brachten, diese große Umwälzung der alten zur neuen Welt, was für einen ungeheuren, geistbelebenden Einfluß übten sie nicht auf die damalige Menschheit aus, einen Einfluß, dem wir doch zuletzt alles Schöne und Herrliche des Mittelalters verdanken! Durch sie erweiterte sich der Gesichtskreis der christlichen Nationen wie mit einem Zauberschlage. Das

Digitized by Google

Wunderland des Orients mit seiner Phantastik, seiner Weisheit, seiner Märchenfülle und seinen Naturreizen; die Länder der alten Griechen und Römer mit all ihren Zeugnissen früherer Größe, mit ihrem bunten, farbigen Volksleben und ihren Schätzen der Gelehrsamkeit war auf ein Mal geöffnet, und die Eindrücke, die man da erhielt, ließ man umgestaltend in der Heimath fortwirken auf Wissenschaft, Kunst, Sitte und Denkungsart. Dazu kam, daß der außerordentliche Zusammenfluß von Menschen nicht allein die äußere Menschenkenntniß beförderte, sondern auch die innere Welt des Gemüths, welche das Christenthum bereits geöffnet hatte, weiter aufdeckte.

Daß bei der massenhaften Theilnahme an diesen Zügen unter den Zurückgebliebenen ein allgemeines und lebhaftes Interesse für mündliche oder schriftliche Nachrichten vom Schauplatz der Thaten vorhanden war, ist leicht begreiflich. Alle wollten hören und lesen, und zwar nicht in lateinischer Sprache, sondern in der allgemein verständlichen Muttersprache. So weckten die Kreuzzüge zuerst den Gebrauch der Volkssprache. Je mehr nun dieses Interesse wuchs und je begieriger diese Berichte vom Volke aufgenommen wurden, desto schneller söhnten sich auch die Geistlichen mit der Volkssprache aus. Der Ritterstand hingegen, als Vollbringer der Großthaten, überschritt nach und nach den gewohnten engen Kreis des Waffenwerks, lernte singen und sagen und verdrängte endlich den stolzen und bereits in Entartung gerathenen Klerus aus dem bisherigen Alleinbesitz der Bildung, der geistigen Cultur.

Da die Religion, die damals unter dem Volke noch keine Sache des Kopfes, sondern rein des Herzens war, die Hauptrolle in diesen Kreuzzügen spielte, so wurden die von ihr ausgehenden Regungen der Ahnung, der Sehnsucht, der Demuth, der Beschaulichkeit und damit im Zusammenhange selbst die reine, keusche Frauenminne Grundzüge unseres Volkes. Auf diese Weise bildete sich denn allmählich während der Kreuzzüge und durch dieselben jene jugendliche Sinnesart aus, die wir gewöhnlich die romantische nennen und worunter wir jene Verschmelzung morgenländischer Glut, christlichen Glaubens, ritterlicher Heldenhaftigkeit und zarter Empfindung oder, kurzweg gesagt, die schrankenlose Herrschaft des Gemüths verstehen. Diese Romantik jenes Zeitalters, so viel Schwindel und Schwärmerei sie auch bergen, ja so viel Caricatur sie in ihrem Gefolge auch haben mag, sie übt doch stets einen ähnlichen Reiz auf uns aus, wie das Anschauen des unreifen, aber gemüthsreinen und gemüthstiefen Jünglingsalters, woran

Digitized by Google

wir uns, nicht wissend, ob wir bewundern oder belächeln sollen, doch innigliche erfreuen.

Eben dieser romantische Sinn war es nun auch, der, wie er selbst durch die Kreuzzüge geweckt war, auch durch diese hinwieder das **Ritterthum** zu seiner schönsten Blüthe entfaltete. Dieses drückte den kriegerischen und adeligen Geist der ganzen deutschen Natur aus, und zwar in der innigsten Verbindung mit Glauben, Liebe und Treue. Das Recht und die Kirche zu schützen, die Unschuld zu vertheidigen, die Ehre der Frauen zu schirmen und die Ungläubigen zu bekämpfen, das war die Aufgabe und der Beruf der Ritterschaft, und demgemäß konnte niemand ohne Weihe und Ritterschlag in dieselbe aufgenommen werden. Ehe jedoch dieser feierliche Act vorgenommen wurde, mußte der junge Adelige erst die strenge Schule einer kriegerischen Erziehung durchlaufen haben. Nachdem er bis zum siebenten Lebensjahre unter der alleinigen Zucht und Lehre der Frauen geblieben war, trat er als Edelknabe in den Dienst eines fremden Ritters oder Fürsten. Dort lehrte ihn das Beispiel der älteren Genossen Gehorsam, unbeugsamen Muth und begeisterte Lust nach Ehre, während er in der Religion, in der sittigen Keuschheit der Liebe, sowie in der Höflichkeit und dem feinen Anstande die Unterweisung von Frauen genoß. Nach sieben Jahren wurde er Edelknappe. Alle früheren Verbindungen wurden gelöst und er bekam nun selbständig ein eignes Amt am Hofe seines Herrn. Erst als einundzwanzigjähriger Jüngling wurde er in den Ritterstand aufgenommen. Dies geschah bei einem feierlichen Acte, der sogenannten Schwertleite, wobei die Angehörigen, die befreundeten Edlen, oft Kaiser und Könige, zugegen waren. Meistens feierte man diese Schwertleite auf der Burg, aber oftmals auch im offnen grünen Felde oder in der Kirche. Da erhielt der junge Edle Sporen, Panzer und Ringelhandschuhe, dann gab ihm einer der älteren Ritter mit entblößtem Schwerte drei Schläge auf die Schulter, es ward ihm das Schwert umgegürtet und der Rittereid abgenommen. Daran knüpften sich natürlich große Prunkfeste, die oft acht Tage lang dauerten und an denen Gold, Rosse und Kleider vertheilt wurden, während Gesang, Saitenspiel und Frauenminne die Edlen erfreute. War der Jüngling so in den Stand der Ritter eingetreten, so durfte er nun nicht säumen, auf Ritterschaft auszufahren, um die Welt kennen zu lernen und sich Ehre, Namen, Ruf und vielleicht auch Land und Leute zu erwerben; und hiedurch kam eben die Abenteuerlichkeit in das Ritterthum, die sich in den Heldendichtungen auf das bunteste abspiegelt.

Digitized by Google

Am glänzendsten zeigte sich indeß das Ritterthum in den Turnieren, gleichsam den olympischen Spielen des Mittelalters. Da kämpften die Ritter mit Schwert und Lanze entweder einzeln oder im Buhurd, d. h. in Masse, um ein Ehrenzeichen aus den Händen eines edlen Fräuleins, um den Theuerdank, wie man diesen Preis der Tapferkeit nannte. Da war die ganze farbige Pracht der damaligen Zeit entfaltet, und viele tausend Zeugen aus den edelsten Geschlechtern, Kaiser und Fürsten, waren als Kampfrichter zugegen. Die Frauen sahen von den Schranken aus zu und befeuerten schon durch ihre Gegenwart den Muth der Lanzenbrecher. Hat man nicht ohne Grund behauptet, das ganze Ritterthum sei Poesie gewesen, so gilt dies gewiß vor allem von den Turnieren, die der Prunkliebe, der Ritterehre und der ritterlichen Galanterie reiche Nahrung boten.

Hatte nun ein Ritter seinen Eid gebrochen, in welchem er strengste Wahrheitstreue, Festhalten am heiligen Glauben, Ehrfurcht vor dem Frauengeschlechte, Tapferkeit und Ehrenhaftigkeit hatte geloben müssen, so schloß man ihn von dem Ritterstande aus und vernichtete seinen Adel. Dann wurde seinem Rosse der Schweif abgehauen, es wurden ihm die Waffen zerbrochen, das Schildwappen gelöscht, das Schild verkehrt an einem Pferdeschweife durch den Koth gezogen und dem Ritter die Sporen auf dem Miste abgeschnallt. Solche Strenge hielt im Ritterstande jene sittliche Zucht aufrecht, die uns mit der größten Achtung erfüllt. Nicht das rohe Heldenthum allein wollte der ritterliche Sinn hegen und pflegen, sondern er wollte auch edle Gesinnung und reine Sitte fördern, und darum war das Ritterthum mit seiner oft ungeheuerlichen Heldenhaftigkeit einerseits und seiner feinen Courtoisie andrerseits eine seltsame Vereinigung von roher Kraft und zarter Sitte, die oft ans Wunderbare und Rührende grenzt.

Dem Ritterthum gegenüber stand das **Mönchthum,** das nur in den geistlichen Ritterorden der Johanniter, der Templer und der deutschen Ritter sich mit jenem amalgamirt hatte. Es beruhte wesentlich auf dem Grundgedanken der gänzlichen Entäußerung des Eigenwillens, die sich entweder kundgibt in dem Verlangen, nur dem Jenseitigen nachzusinnen, oder dem Vorbilde göttlicher Liebe gemäß nur dem Leben anderer sich in Liebe zu weihen. Schon dieser Grundgedanke, der an sich nur in edleren Seelen Raum gewinnen kann, muß uns auch diese Lebensform des Mittelalters ehrwürdig und interessant machen, zumal wenn wir bedenken, daß sie zu damaliger Zeit vollkommen berechtigt

Digitized by Google

und gewissermaßen eine historische Nothwendigkeit war. Und welche ehrfurchtgebietende Erscheinungen treten nicht auch innerhalb des Mönchthums hervor! Statt aller brauchen wir nur den heiligen Bernhard von Clairvaux zu erwähnen. Gebildet durch die Anschauung seines Innern, ausgezeichnet durch tiefe Frömmigkeit, durch Umsicht und Erfahrung, sowie durch die rührendste Demuth und hinreißendste Beredsamkeit, ward dieser Mönch, als Lehrer der größten Kirchenfürsten, als allgemeiner Friedensstifter in den Fehden der Fürsten und Völker, die erste Macht seines Zeitalters.

Freilich waren solche Erscheinungen gerade nicht überaus häufig, aber sie entschädigen doch zum Theil für das Krankhafte des Mönchthums und zeigen, daß auch in diesem ein wahres und lebenförderndes Element lag, eine Thatsache, für die auch im dreizehnten Jahrhundert die beiden Bettelorden der Franziscaner und Dominicaner Zeugniß ablegen. Diese Orden, die an sittlicher Strenge, an Besitzlosigkeit und Entbehrung alle anderen bei weitem überstrahlten und sich vorzüglich zum geistlichen Ritterthum gegen die sogenannten Ketzer so wie vor allem zum Volksunterricht und zur Seelsorge bestimmten, füllten die tiefe Kluft zwischen Volk und Geistlichkeit aus, hoben allmählig den scharfen Unterschied der Stände auf und gaben dem Volke Prediger, die wie der Bruder Berthold von Regensburg und Suso amandus wahrhaft heilsam auf ganze Massen wirkten. So finden wir, daß auch das Mönchthum seine erfreulichen Seiten hat, und wer das leugnen will, der bedenke nur, was wir denselben allein in Bezug auf die Wissenschaften zu danken haben. Nur in den engen Klosterzellen vertiefte man sich damals in die Sprachdenkmäler der verschiedensten Nationen und brachte sie durch fleißige Abschriften auf die Nachwelt; meist nur hier blühte die geistliche Wissenschaft in der Form der strengen Scholastik und der beschaulichen Mystik, mit der sich bisweilen, wie in der wundersamen Gestalt des Albertus magnus, jenes Antitypus des Faust, die wunderwirkende Naturwissenschaft verband, nur hier in der Einsamkeit fern von dem Geräusche der Waffen und der Welt wurden jene Lehrsysteme der Theologie und Philosophie aufgebaut, die fest und erhaben, wie die Dome jener Zeit, alle Kenner in Erstaunen setzen. So gehörte, wie gesagt, das Mönchthum nothwendig hinein in diese Zeit und muß mit zu den Elementen gerechnet werden, die dem damaligen Jünglingsalter unseres Volkes einen Anstrich poetischen Reizes geben.

Digitized by Google

Während nun das Mönchthum im Dienste der Kirche und Wissenschaft, das Ritterthum aber im Dienste der nationalen Ehre und des Rechts zu seinem schönsten Glanze gedieh, erhob sich im dreizehnten Jahrhundert auch die **Kunst** zur höchsten Blüthe. Mochte der Wohlstand der Städte, die von hochherzigen Kaisern mit großen Vorrechten begnadigt waren, mochte der umfangreiche Handel, der durch den Hansabund der norddeutschen Städte bald alle Meere und Länder beherrschte und neben reicherem Gewinne auch größere Cultur, größeren Aufwand und größere Prachtliebe zur Folge hatte, viel dazu beitragen, so rief doch der Umstand vor allem die Blüthe der Kunst damals hervor, daß sie selbst sich als eine Magd der Kirche anerkannt hatte und sich ganz in den Dienst derselben gab. Am entschiedensten that dies die **Baukunst** in ihren wundervollen Münstern, Kirchen und Abteien, an denen alles so bedeutungsvoll ist und die noch heut zu Tage durch ihren Ernst und ihr feierliches Wesen, verbunden mit dem blühendsten Reichthum, so eindringlich zu uns reden. An die Stelle des bisher üblichen byzantinischen Stils trat nun der sogenannte gothische oder deutsche Stil, dessen charakteristisches Merkmal zunächst die Anwendung des Spitzbogens ist, in welchem der Gedanke der Erhebung und Richtung zum Himmel vorherrscht, während die Byzantiner zu ihren Kuppeln noch den Rundbogen gebrauchten. Grundform der Kirchen blieb auch jetzt das Zeichen der Erlösung und der Mittelpunct der christlichen Religion das Kreuz. Die Wände wurden mit allerhand durchbrochener Arbeit in Bögen, Knospen, Kräutern und mancherlei Pflanzen verziert. Des Pflanzenreichs bediente man sich zu Symbolen religiöser Wahrheiten, weil die Pflanze sich der Erde entwindet und nach dem Himmel emporstrebt, während das Thier sich zur Erde beugt. Zudem hieng diese Wahl auch mit dem Natursinne der germanischen Völker und ihren früheren geheiligten Eichenhainen zusammen. Dennoch fehlten die Thiere nicht ganz. Neben der Weinrebe war auch der Löwe Symbol des Glaubens, neben der Rose der Pelikan und die Taube Symbol der ewigen Liebe und Erbarmung, und wie der Epheu so auch der Hund das Bild der Treue. Mitten dazwischen erschienen auch schauerliche Drachen und phantastische Monstra, Symbole der bezwungenen diabolischen Macht.

Ist an diesen Monumenten des Mittelalters schon von außen alles so imposant und massenhaft überwältigend, wie erst im Innern! Tritt man durch die hohen Portale ein in das Innere dieser Dome, wo auf die mit allen Wundern der Schöpfung und Erlösung, mit

Digitized by Google

den Thaten der Heiligen, Könige und Bischöfe gezierten Wände durch die buntbemalten Glasfenster ein geheimnißvolles Zwielicht fällt, da das Licht, welches dem beschränkten irdischen Wirkungskreise der Menschheit scheint, nicht auch die überirdischen unergründlichen Geheimnisse der Religion beleuchten sollte, — wie dehnt da das lange ernste Schiff mit seinen Seitengängen und seinem hohen Chore, unter welchem der Altar steht, sich wie ein sehnendes Menschenherz ins Weite, wie erhebt sich diese Sehnsucht und Andacht nach oben, wo das hohe, von Dämonen gehaltene Dachgewölbe seine Gurtbögen wie ein Betender seine Hände zusammenschränkt; wie findet der Gläubige überall eine schöne Befriedigung in den Symbolen, mit denen, wie gesagt, das Innere überdeckt ist! So waren diese Kirchen zu der Zeit, wo die Buchdruckerkunst noch nicht erfunden war, selbst Bücher, aus welchen der Gebildete und Ungebildete seine Beziehungen zu Gott und dem Jenseits mit leichter Mühe lesen konnte. Und noch jetzt stehen sie da als steinerne und beredte Zeugen eines glaubensinnigen Zeitalters, gleichsam wie versteinerte Gebete, die zum Himmel aufsteigen und den Anschauer zur höchsten Andacht fortreißen. Wer kennt nicht den Münster zu Straßburg, das vollendete Werk eines Erwin von Steinbach; wer kennt nicht die hohe Elisabethenkirche zu Marburg, die auf dem Grabe jener denkwürdigen Frau der Hohenstaufischen Zeit, jener holdseligen Königstochter, der in Demuth und erbarmender Liebe sich abmühenden heiligen Elisabeth ruht; wer kennt nicht außer den Münstern zu Ulm und Freiburg, die im Auftrage des kunstsinnigen Königs Ludwig von Baiern von bewährter Künstlerhand im reinsten Stile restaurirten und vollendeten Dome zu Bamberg und Speier, und wer endlich kennt nicht den Dom zu Cöln, der nach dem Plane des Meisters Gerhard errichtet, als der erhabenste Tempel deutscher Christenheit dasteht und in seiner unvollendeten Herrlichkeit die Ohnmacht der Neueren keck herausfordert!

Alle diese Meisterwerke deutscher Baukunst stammen aus jenen Jahrhunderten, von denen wir hier reden. Und wenn wir neben diesen nun noch die Burgen, Paläste und Rathhäuser betrachten, die alle das Gepräge des kirchlichen Baustils tragen, so begreifen wir kaum, wie es möglich war, diese Bauten so riesenhaft und doch so vollendet im Einzelnen zu Stande zu bringen und müssen erkennen, was jener Menschen Glaube und ausdauernde Begeisterung vermocht hat, die uns Neueren längst verloren gegangen sind.

So kann man denn wohl behaupten, das zwölfte und dreizehnte

Digitized by Google

Jahrhundert unserer deutschen Geschichte vereinige alle Herrlichkeit, alles Große und allen Glanz unserer Nationalität in sich. Daß eine solche Zeit eine **Literatur** habe, die uns erfreuen, stärken und erheben kann, läßt sich demnach voraussetzen. Schon unsere nächsten Vorfahren haben das gefühlt; denn in jener Zeit Napoleonischer Schmachherrschaft, wo die Ohnmacht unseres Volkes ihren Höhepunct erreicht hatte, haben alle edleren Naturen aus der erdrückenden Atmosphäre der damaligen Gegenwart heraus sich dieser Periode unserer nationalen Herrlichkeit geistig zugewandt und daraus Stärkung und Hoffnung auf die Wiederkehr besserer Zeiten geschöpft, und man darf behaupten, daß eben die Begeisterung für diese mitteralterliche Periode nicht wenig zu dem Aufschwunge beitrug, den unser Volk in den Jahren der Befreiungskriege genommen. Wer nur irgend Sinn für Schönes und Großes hatte, der schöpfte aus dem Nibelungenliede, das damals aufgefrischt wurde, Lust und Muth, um für die Freiheit eines Volkes zu kämpfen, welches solche Geistesschätze besitzt; und immer aufs neue entzündete sich die Vaterlandsliebe und die dieselbe weckende und begeisternde Poesie der damaligen Dichter an den alten urkräftigen Heldensagen und den minniglichen Gesängen der hohenstaufischen Zeit. Und seitdem haben viele gelehrte und sangliebende Männer, ein Jacob und Wilhelm Grimm, ein Fr. Heinr. von der Hagen, ein Karl Lachmann, ein Karl Simrock u. a. die Gedichte und Lieder dieser Vorzeit erneut, damit das deutsche Volk und vor allem die deutsche Jugend aus diesem ewigfrischen Borne schöpfen könne, und an den Augen klar, am Herzen gesund und voll werden möge von thätiger und brünstiger Liebe fürs deutsche Vaterland. Was nun diese Männer der Wissenschaft gewollt, das können wir an uns vollziehen; ihre Arbeit kommt auch uns zu Gute. Dafür bürgt schon die unvergängliche Jugendlichkeit, Kraft und Frische der altdeutschen Poesie, in der uns das reinste Bild unsers deutschen Grund- und Urwesens gegeben ist. Wollen wir erkennen, wie jene Tugenden, die unserem Volke nachgerühmt werden, jene sittliche Zucht, jene unverbrüchliche Treue, jene bewußtlose Keuschheit, jene aufrichtige Demuth neben mannhaftem Bewußtsein und derber Tüchtigkeit, jene Biederkeit des Herzens, jene Ehrfurcht vor dem echt Weiblichen; wollen wir erkennen, wie diese Tugenden wirklich eine Wahrheit sind, wollen wir uns in der Zeit der Entartung und Schwachheit an dem Anblicke derselben erquicken, reinigen und stärken, so können wir nichts besseres thun, als in die Poesie dieses hohenstaufischen Zeitalters hineinblicken. Ist

Digitized by Google

in diesen Dichtungen, dem Nibelungenliede, der Gudrun, dem Parcival u. a., auch viel Rauhes und Derbes, viel Mystisches und Krauses, fehlt ihnen auch die Routine, die unsere moderne Dichtung zur Schau trägt, so spricht doch aus ihnen ein Adel der Gesinnung, eine Gesundheit und Kraft, eine Reinheit der Sitte, eine Fülle des Gemüths, eine Innigkeit und Naivetät, wie wir sie weder bei andern Völkern, noch auch bei uns in andern Zeiten wiederfinden, außer da, wo eben ein geistiger Zusammenhang unserer Dichtung mit der altdeutschen Poesie stattfindet. Das aber ist wahr und bleibt wahr, wer nicht durch das Christenthum und seine unendliche Tiefe und Einfalt jene Zeit und ihre Dichterwerke erkennt, dem bleiben sie ein verschlossenes Räthsel oder eine bunte Albernheit. Das ist aber der Sinn, womit sie allein gefaßt werden können, daß man einfältig sei und lebendig und gläubig, daß man selbst etwas habe von der Jugendlichkeit und bewußtlosen Kindlichkeit, die dieser Zeit sammt ihrer Literatur eigen ist und daß man den Inhalt, die Gesinnung höher schätze, als das Glanzvolle, Piquante und Geistreiche der Form. Wer so die Dichtungen dieser Zeit betrachtet, dem enthüllt sich das ganze Mittelalter in seinen wesentlichen Elementen, und vor seinem geistigen Auge ersteht eine lebendige, volle und mächtige Welt, wie Geschichtsbücher sie nicht malen können.

In diese Zeit deutscher Herrlichkeit fällt eine Blüthe unserer Poesie, wie wir sie nur dicht vor und während der französischen Revolution in der Zeit eines Goethe und Schiller noch ein Mal erlebt haben. War es hier der von Friedrich dem Großen ausgehende politische Aufschwung und das damit verbundene nationale Selbstgefühl, welches unsere Literatur zum zweiten Male durch Werke von classischer Vollendung bereicherte, so war es, wie schon angedeutet, in der Hohenstaufischen Periode das europäische Ansehen unserer Nation und der in Folge des Kampfes mit Orient und Papstthum gewonnene Reichthum neuer Ideen, wodurch damals die Blüthe unserer Poesie hervorgerufen ward. In dem durch die Kreuzzüge bewirkten Zusammenfluthen der europäischen Völkerfamilie, in diesem Austausch der Sitten und Sagen, der Gefühls- und Denkweise des Morgen- und Abendlandes eröffneten sich die Quellen, welche zu dem großen Strome ritterlicher Dichtung des deutschen Mittelalters zusammenrannen. Der erweiterte Blick auf dem Felde des Wissens, die zarten Beziehungen der beiden Geschlechter, die Freude am Wunderbaren und am Waffenglanz, die angestammte Lust an Sage und Liederkunst und endlich

Digitized by Google

die Gunst, die das poetische Talent bei den Großen und Vornehmen genoß, das alles wirkte damals bildend und ermunternd auf Dichtung und Dichter; und so trat denn jener Reichthum, jene fast unübersehbare Fülle von poetischen Erzeugnissen hervor, von denen wir hier nur die trefflichsten betrachten wollen.

Da sich indessen annehmen läßt, daß diese Erzeugnisse nur wenigen bekannt sind und es manchem an einem Totaleindruck dieser Literaturepoche fehlen wird, so ist es wohl gerathen, vorläufig eine kurze Uebersicht derselben zu geben, damit man sich späterhin bei dem Einzelnen besser zurechtfinden könne.

So reich auch diese erste Blüthezeit unsrer Poesie ist, in einer Beziehung kommt sie doch jener zweiten im vorigen Jahrhundert nicht gleich, insofern nämlich, als ihr die Ausbildung der Dramatik, die Krone und Vollendung aller Poesie, fehlt. Nur die Lyrik, die Epik und die Didaktik oder Lehrdichtung kamen in ihr zur Ausbildung.

Was zuerst die **Lyrik** dieser Zeit betrifft, so ist hier die Menge und Mannigfaltigkeit der Erzeugnisse fast unübersehbar und einem unermeßlichen Blumenfelde zu vergleichen, das uns durch die verschiedenartigsten Farben und Düfte erfreut. Schon in einer einzigen der zahlreichen Handschriften, worin uns die Lieder dieser Zeit überliefert sind, finden sich **1200** derselben beisammen, und wir kennen aus dem dreizehnten Jahrhundert allein an **160** verschiedene lyrische Dichter. Man nennt diese Lieder gewöhnlich Minnelieder und die Dichter derselben Minnesänger, obwohl dieser Name nicht ganz paßt, da die Minne, die Liebe, wohl das tonangebende Princip, aber keineswegs das ausschließliche Thema derselben ist und sie fast ebenso oft die Religion, die Politik und die Natur zum Gegenstande haben. Wie lieblich dieser Minnegesang ist, werden wir später erfahren; hier wollen wir vorläufig nur die hauptsächlichsten Pfleger derselben nennen, so Heinrich von Veldegk, Ulrich von Lichtenstein, Christian von Hamle, Heinrich von Morungen, Reinmar von Zweter und den hervorragendsten von allen Walther von der Vogelweide, welcher letztere nicht nur als ausgezeichneter Dichter, sondern auch als mannhafter Denker und hellsehender Patriot dasteht.

Die **Epik** dieser Zeit trat in zwei fortwährend getrennten und nicht selten einander feindseligen Richtungen hervor. Die eine könnte man die epische Volkspoesie nennen. Sie wurde meist von den fahrenden Sängern geübt, die von Burg zu Burg, von Volksfest zu Volksfest ziehend und von der Milde lebend, den alten Schatz leben-

Digitized by Google

diger mündlicher Tradition ausbeuteten. Ihr Dichten bestand wesentlich in einer Bearbeitung der alten deutschen Heldensage, die sich um die großen Gestalten des Hunnenkönigs Etzel oder Attila, des Gothenkönigs Hermanrich und Dietrich, so wie andrerseits um die damit in Zusammenhang gebrachte Geschichte der Burgunder dreht, als deren Mittelpunct der eigentliche Nationalheld, der hörnerne Siegfried, auftritt. Das ursprünglich Heidnische dieser Sagen blickt in diesen Epen hie und da durch und ist nur ziemlich äußerlich durch das später darauf getragene Christenthum verdeckt; aber der Geist dieser Dichtungen ist echt national, innig und warm und der Ton der einfache Ton des Homer oder der serbischen Volkslieder. Unter allen diesen Gedichten, die sämmtlich in einer vierzeiligen Strophe verfaßt sind, steht das Nibelungenlied, dieses einzig echtdeutsche Nationalepos, in welchem die Dietrich- und Siegfriedsage zusammengeflossen ist, oben an, und ihm würdig zur Seite steht die Gudrun, in der die Sagen der Ostsee und Nordsee*) verknüpft sind und die eine der kostbarsten Perlen unserer ganzen Poesie ist.

Streng geschieden von dieser nationalen ist die **höfische Epik.** Während jene nur einheimische Stoffe behandelt, wandten sich die Dichter dieser den Sagen der Fremde zu, die sich meist um die Gestalt des alten König Artus und Karls des Großen drehen und behandelten dieselben mit großer Willkür und Ungleichmäßigkeit im Metrum des zweizeiligen Reimpaars. In dieser Kunstpoesie ragen vorzüglich die drei großen ritterlichen Heldendichter Hartmann von Aue, Wolfram von Eschenbach und Gottfried von Straßburg hervor, die als die poetischen Meister ihres Jahrhunderts anzusehen sind. Der erste, Hartmann, hat uns die liebliche Idylle, „Der arme Heinrich“ hinterlassen, die noch jetzt die Herzen der Nachwelt gewinnt; der zweite Wolfram, schuf den Parcival, das großartigste Gedicht des deutschen Mittelalters, das an den Goethe'schen Faust hinanreicht und der dritte endlich, Gottfried, trat im

*) Den gesammten Stoff der deutschen Volksdichtung pflegt man zu klarer Uebersicht in folgende sechs, verschiedenen Volksstämmen angehörige Sagenkreise einzutheilen:
1) Der niederrheinische oder fränkische, dessen Held Siegfried der Drachentödter. — 2) Der burgundische von König Günther, seiner Gemahlin Brunhild und Schwester Kriemhild, von Gernot und Giselher, von Volker und Hagen und den Kämpfen Walther's von Wasichenstein. — 3) Der ostgothische von Dietrich von Bern (Verona), von Hildebrand und den übrigen Kampfgenossen. — 4) Der Sagenkreis vom Hunnenkönig Etzel, seiner Gemahlin Helche, seinem Dienstmann Rüdiger. — 5) Der friesische oder norddeutsche von Gudrun, des Friesenkönigs Hettel Tochter, dem Normannenkönig Horant u. s. w. — 6) Der lombardische Sagenkreis von König Rother, König Ortnit, Hug- und Wolfdietrich. J. G. F.

Digitized by Google

Gegensatz zur christlichen Mystik des Wolfram in seinem wundersam farbigen und formklaren Gedichte Tristan und Isolde als der genialste aber weltmämische Wortführer der Natur und Leidenschaft auf.

Die beiden letzteren waren zu groß, als daß sie nicht hätten Nachahmer finden sollen, und so bildete sich denn einestheils eine Schule des Gottfried von Straßburg, die sich durch Schönheit der Form und Klarheit der Behandlung auszeichnete und in der ein Konrad von Flecke mit seiner Dichtung „Flos und Blancheflos" und Rudolf von Ems mit seiner lieblichen Novelle „Der gute Gerhard", sowie Konrad von Würzburg, der Verfasser der lieblichen Erzählung „Engelhart und Engeltrut" sich hervorthun, während die Schule Wolfram's von Eschenbach, welche die Gedankentiefe des Meisters durch feierliche Sprache und gelehrten Prunk nicht zu ersetzen vermochte, keine bedeutenden und erquicklichen Dichterwerke hervorgebracht hat.

Neben dieser Epik gieng nun der Minnegesang oder die lyrische Poesie jener Zeit immer nebenher, und selbst die genannten Epiker werden, weil sie auch lyrische Producte lieferten, zu den Minnesängern gezählt. Dieser Minnegesang artete jedoch aus in Unsittlichkeit und Ungeschmack; das Zartgefühl und die Herzensreinheit des früheren Frauendienstes gieng in Frivolität, in Derbheit und Gemeinheit über. Dazu kam das Prunken mit hohler und verlogener Gelehrsamkeit, das vorzüglich die Ausläufer der Wolfram'schen Schule zeigten; und so traten in Opposition gegen diese Unsittlichkeit und Lüge einzelne Männer als **Didaktiker** auf und lieferten uns Lehrgedichte voll wahrer Gesinnung, voll herrlichster Lebensweisheit, wie der „Welsche Gast" des Thomasin von Zircläre, der „Renner" des Hugo von Trimberg und endlich in dieser Richtung das Beste und Reichste — Freidank's „Bescheidenheit."

Alle diese Dichtungen sind, wie bereits bemerkt wurde, in der schwäbischen Mundart geschrieben. Bekanntlich gibt es in Norddeutschland viele, die, wenn von altdeutscher Poesie die Rede ist, stets an Dichtungen in plattdeutscher Sprache denken. Aber diese irren sehr. Denn von der plattdeutschen Mundart, der es doch allzusehr an Würde fehlt und die eigentlich nur zum Derbkomischen taugt,*) findet

*) Ich habe dieses Urtheil Barthel's völlig unverändert stehen lassen, weil es meiner Ansicht nach heute noch dieselbe Giltigkeit hat, wie vor sechs Jahren, obgleich mittlerweile Klaus Groth die plattdeutsche Mundart auch fürs Ernste und Innige mit entschiedenem Glücke gebraucht hat. Eine Ausnahme stößt aber die Regel nicht um. J. G. F.

Digitized by Google

sich in der Poesie des hohenstaufischen Mittelalters fast nichts, da vielmehr alles hochdeutsch (mittelhochdeutsch) ist.

Nach dieser vorläufigen Uebersicht, die jedenfalls vorausgeschickt werden mußte, um ein allgemeineres Verständniß vorzubereiten, gehen wir zu dem Einzelnen der Poesie des hohenstaufischen Zeitalters über. Das erste, was wir nun betrachten, ist

Die Lyrik oder der Minnegesang.

Der Minnegesang, der in jener reichen, glücklichen Jugendzeit unseres Nationallebens, wie der Nachtigallengesang im Maienwalde, in allen Hainen und auf allen Haiden, auf allen Burgen und in allen Städten unseres Vaterlandes aus tausend frohen Kehlen erscholl, hat seinen Namen von dem Hauptgegenstande seiner Lieder, von der Minne. Es war aber die Frauenminne die zarte innige Huldigung, die man der Anmuth, Reinheit und Milde edler Frauen darbrachte, das süße, stille Erinnern an die Erwählte des Herzens, deren Namen man kaum auszusprechen wagte; denn das eben ist die eigentliche Bedeutung des echtdeutschen Wortes Minne, worin sich denn zugleich auch ausspricht, daß das Jugendlichzarte, Tiefe, Innige und Reine der Frauenliebe ein altes Eigenthum unserer Nation ist und zwar ein ausschließliches. Man hat wohl gemeint, dieser deutsche Minnegesang sei nichts Ursprüngliches, sondern nur von jener südfranzösischen Liederpoesie der sogenannten Troubadours Entlehntes, aber diese Ansicht hat sich bei näherer Bekanntschaft mit dem Minnegesange völlig unbegründet und irrig erwiesen. Es mag wohl eine Anregung von ihr ausgegangen sein, aber eine eigentliche Berührung läßt sich sehr selten nachweisen, eine innere Verwandtschaft ist ganz und gar nicht vorhanden; denn nichts ist verschiedener, als die Physiognomie dieser deutschen und französischen Poesie. Der Südfranzose hat eine glühende, unruhige, leichterregte Natur; und diesen Charakter trägt auch durchweg die Poesie der Troubadoure. Nie zeigt sich die Liebe hier anders als in der Gestalt männlicher Leidenschaft, und überall treten Züge der Eifersucht, der Untreue, der Flatterhaftigkeit und des Leichtsinns hervor und machen hier so sehr die Hauptsache aus, daß das deutsche Gemüth wenig Erquickliches daran finden kann. Der Minnegesang dagegen hat einen ganz anderen Charakter. Da erscheint die Minne als die sehnende und hoffende Liebe, die still für sich blüht und treu, ja unverbrüchlich treu ist, weil sie gar nicht

Digitized by Google

anders kann; da kommt eine süße Milde und Weichheit, eine Blödigkeit und Zurückhaltung zu Tage, wie sie nur der Jugend und der weiblichen Natur eigen ist. Und das eben macht noch heut diese Minnepoesie so überaus liebenswürdig und anziehend.

Das hervorspringendste charakteristische Merkmal der deutschen Minnelieder ist ihre Jugendlichkeit. Die ganze halbdunkle Gefühlswelt, die ganze Herzensgeschichte der ersten Jünglingszeit mit all den schönen Zügen von Unschuld, von süßer Befangenheit, sinnlicher Sehnsucht und verborgener Innigkeit tritt uns hier entgegen und wird in tausend und aber tausend Variationen dargestellt. Ist es schon ein Beweis von der Schüchternheit und Zurückhaltung dieser Poesie, daß keiner der Minnesänger je den Namen seiner Geliebten nennt, weil die Nennung desselben für anstandswidrig gehalten wurde, so beweisen dies noch mehr die hervorstechenden Züge ihres Inhalts. Nur von ferne schaut der Minnende der Geliebten nach, und begegnet das träumerische Auge ihren Blicken, so schlägt er es verschämt nieder und flieht vor ihr und seinen eigenen Gefühlen. Ja am liebsten gedenkt er ihrer heimlich. Da vergegenwärtigt er sich die Anmuth ihres Wesens, ihre lichten Augen, ihr blondes Haar, ihren rothen Mund, ihr minniglisches Lächeln, das ihn bis zum Tode verwundet hat, und er ersehnt nur einen Gruß, einen freundlichen Gruß von der Zarten, die sein Herz allein heilen und gesund machen kann. Und hat er die Freude dieses Grußes nicht, hat er sie seit langer Zeit nicht erschaut, so wandelt er hinaus auf den Anger, wo sie einst Blumen gepflückt oder auf die Straße, die sie täglich zu gehen pflegt, um nur dieselbe Stätte zu betreten, wo sie geweilt, wo die Erinnerung an sie lebendiger wird. All diese Orte preist er glücklich, weil sie der Fuß der Geliebten berührt hat, oder er wünscht, daß sie sprechen könnten, um von ihr zu erzählen, die ihm so viel Schmerzen und in den Schmerzen doch so viel Freude bringt. Erwacht dann der Mai mit seinem hellen Vogelschalle, grünen Wiesen und Feldern, füllt sich der Wald mit jungem Laube, dann hört auch das Sehnen des Träumers auf, dann fliegt er zum Ringeltanz mit der Geliebten oder er macht in Gesellschaft eine Brunnenfahrt zum Walde, wo schöne Gezelte bei frischen Quellen aufgeschlagen werden und er mit der holden Arm in Arm auf- und abwandelt, um schweigend mehr zu sagen, als mit Worten. So zeigt sich hier überall die stumme zurückhaltende blöde Liebe der ersten Jugendzeit, die zugleich im innigen sympathetischen Zusammenhange mit der Natur steht. Wie sie mit

Digitized by Google

den lichten Blumen auf dem Anger und der Haide erwacht, mit dem Laube des Maienwaldes grünt, mit den Frühlingsvögeln jubelt und singt, so trauert sie auch mit der falbwerdenden Linde, mit den fallenden Blättern, den wegziehenden Waldsängern und beklagt den trüben Reif und Schnee des Winters, der auf ein Mal allen Freuden des Herzens ein Ende macht. Ja, Frühlingsfreude und Sommerlust, Herbsttrauer und Winterklage, das sind die oft wiederholten Anfänge der Minnelieder, und das ist nicht allein ein Zug, der der Naturinnigkeit unserer Nation überhaupt angehört, sondern zugleich und vor allem ein Beweis der Jugendlichkeit dieser Poesie; denn in welcher stillen Herzensgeschichte der Jugend fände sich nicht das innige bald freudig erregte, bald wehmüthig ergriffene Mitleben mit dem Wechsel der Jahreszeiten und der stillen Pflanzenwelt. Daß man diese süße Naturpoesie des Minnegesangs neuerdings öfter bespottet hat, thut der Wahrheit und Lieblichkeit desselben keinen Abbruch, sondern zeigt eben nur, daß man etwas von jener jugendlichen Stimmung selbst mitbringen muß, um diese Lieder genießen zu können. Freilich, wer nicht ein Mitgefühl mit seinen eigenen Zuständen in der Jugend hat, wer die Qualen und Freuden nicht kennt, die in der Zeit der unbestimmten Sehnsucht abwechselnd martern und beseligen, wer nicht all jene Naivetäten und Thorheiten erfahren hat, zu welchen die Einbildungskraft den gesundesten Jüngling verleitet, wer durch unser Stuben-, Comptoir- und Salonleben für die Eindrücke der Natur stumpf geworden ist, der wird allerdings keinen Geschmack an diesen Minneliedern finden können, und sich nüchtern von ihnen abwenden.

Außer dieser Jugendlichkeit zeigt der Minnegesang einen zweiten Grundzug, um dessen willen sie Jacob Grimm so treffend eine frauenhafte Poesie genannt hat. Liest man eine Reihe der besten Minnelieder und schaut man hinein in die unermüdliche Blumenliebe, in den stillen milden Glanz, der von ihnen ausgeht, so wird man in der That versucht, zu zweifeln, ob dies auch wirklich Schöpfungen männlicher Dichter seien. Diese heimliche Herzensliebe, die in ihrem ruhigen Fürsichsein ein seliges Behagen fühlt, diese stille Gefühlswelt, die sich selber ein Mysterium ist und sich bei jeder Berührung in sich zu verbergen sucht, diese Scheu vor allem Heraustreten aus den von der Natur und der Sitte gezogenen Schranken, wer erkennt nicht in diesem allem das wahrste und rührendste Bild des reinen Frauensinnes! Und doch ist kein einziges Lied darunter, das von einer Frau gesungen wäre; denn der Frauen Dichten war damals ihr Leben, und

Digitized by Google

man hätte es jedem Weibe als einen Verstoß gegen Sitte und Anstand übel angerechnet, wenn sie ihre Gefühle in Liedern ausgesprochen hätte. So ist denn die Weichheit und Reinheit dieser Poesie allein dem überwiegenden Einflusse zuzuschreiben, den die Frauen auf die dichtende, ja auf die ganze damalige Männerwelt ausübten. Wie schon zu Tacitus Zeit das Heilige und Ahnungsreiche, das in der weiblichen Seele liegt, von unseren Altvordern verehrt wurde und wie von dieser Grundlage aus in Folge des Christenthums im deutschen Volke, wie bei keinem andern, sich das Familienleben ausbildete, so war eben im zwölften und dreizehnten Jahrhundert, wo die germanische Welt sich vollständig ins Christenthum hineingelebt hatte, ein wahrer Frauencultus eingetreten, der sich eben so sehr in der freien Courtoisie des Ritterthums, als auch im Mariencultus der Kirche aussprach. Nie hatte weder vorher noch nachher in der Männerwelt das Bewußtsein von der höhern edleren Seite der menschlichen Natur im Weibe und demgemäß jene zarte Scheu vor der innigen Tiefe und unberührbaren Reinheit des weiblichen Gemüths solche Herrschaft gewonnen als eben jetzt. So ist es dann bei dieser Verehrung und Achtung des Echtweiblichen nicht zu verwundern, wenn selbst die Poesie der Männer, deren Gegenstand ja eben das Weib war, einen völlig frauenhaften Charakter bekam.

Mit der vollsten Begeisterung und ohne alle Künstelei und Gezwungenheit wußten die Dichter sich damals ganz und gar in die stille Gedanken- und Gefühlswelt der Frauen hineinzuleben; ihrer ganzen Sinnesart noch hatten sie einen unüberwindlichen Zug, sich für alle poetischen Motive von der Frauenwelt aufs stärkste inspiriren zu lassen und kannten keinen höheren Lohn für ihren Gesang, als wenn die Frauen ihren Liedern Herz und Ohren öffneten. Natürlich ist zum Grundcharakter der Minnepoesie eine Weichheit und Zartheit geworden, die unserer heutigen Männerwelt nicht immer zusagt. Aber wer unter ihnen diese Poesie darum verachtete, der würde dadurch Zeugniß geben von einer Nüchternheit und Verständigkeit, die sowohl des poetischen, wie des historischen Sinnes baar ist; denn was in unserer heutigen Zeit leicht zur Werther'schen Sentimentalität werden könnte, das ist in dieser Poesie eines frauenhuldigenden Zeitalters die reinste lieblichste Natürlichkeit und will auch als solche aufgenommen werden. Den Frauen aber muß dieser Minnegesang freilich vor allem zusagen und werth sein; denn nicht allein, daß sie hier dieselben Klänge in tausendfacher Variation wiederfinden, die in ihrer

Digitized by Google

eigenen Gemüthswelt erklingen, sondern dieser Minnegesang ist es auch, der durch seine Idealisirung des Weibes am meisten zur Begründung und Ausbildung jenes edlen Verhältnisses beigetragen hat, in welchem das Weib unter uns Deutschen noch jetzt steht.

Haben wir nun so als die beiden Grundzüge des Minnegesangs seine Jugendlichkeit und Frauenhaftigkeit erkannt, so darf auch die dritte Eigenthümlichkeit desselben, das Musikalische, Klangvolle seiner Form nicht übergangen werden. Die meisten dieser Lieder wurden von den Dichtern selbst gesungen, pflanzten sich durch Gesang fort und waren auf die Begleitung mit der Zither und Geige berechnet, weshalb wir denn auch von einigen unter ihnen sogar noch die Noten haben. Uns Neuern nun, die wir von keinem dieser Lieder die Gesangsweise kennen, die wir sie nur mit den Augen singen hören, indem wir die steifen todten Buchstaben, durch die sie uns aufbewahrt sind, lesend durchlaufen, uns ist das mannigfaltige Leben der Töne, das sie durchwob, eigentlich verloren gegangen. Und dennoch schallt uns auch noch jetzt aus ihnen ein wunderbares Gewimmel von Klängen entgegen, von denen keiner dem andern ähnlich klingt, so sehr ein Grundton durch sie hindurchgeht; dennoch lassen sie uns auch jetzt noch durch ihre klangreiche volle Sprache, durch ihren Wohllaut des Reimes, durch ihre bald kurz abgebrochenen, bald lang gezogenen Zeilen, durch ihren künstlichen dreitheiligen Strophenbau ahnen, daß sie zu ihrer Zeit wie Musik, wie Gesang der Waldvögel geklungen und die Herzen der Hörer aufs höchste bezaubert haben.

Diese Dichter haben sich selbst Nachtigallen genannt, und fürwahr man vermöchte den überreichen und nie zu erfassenden Ton dieser Lieder kaum passender auszudrücken, als durch dieses vom Vogelgesang entnommene Gleichniß. Denn wenn wir auch von weitem in diesen Minnepoesieen einen Grundaccord zu vernehmen meinen, so will doch, wenn wir näher treten, keine Weise der andern gleich sein; es ist derselbe Hauptgedanke, aber in den verschiedensten Modulationen. So darf man denn in Wahrheit sagen, daß von keinem dichtenden Volke die geheimnißvolle Natur des Reimes und der ganze Schmelz und Zauber der Sprache so offenbart ist, als von unserem deutschen Volke in dieser Minnepoesie. Wem die süßen melodischen Klänge derselben bekannt sind, dem wird es nicht im entferntesten einfallen, die Italiener um die Melodie ihrer Sprache zu beneiden, denn hier ist ein viel größerer Liebreiz, eine viel reichere Musik der Verse, als in allen Sonetten und Canzonen Welschlands.

Digitized by Google

Wir theilen nun zum Schluß und gleichsam zum Beweise dieser vorläufigen Charakteristik des Minnegesangs einige Proben mit.

1) Der Anger von Christian von Hamle.

Wenn doch dem Anger nicht die Sprache fehlte! —
Spricht dort der Pfittig in dem Glas —
Damit er offenherzig mir erzählte,
Welch süßes Glück er heut' besaß,
Als sie sich Blumen von ihm las,
Und ihre minniglichen Füße
Ihm rührten auf das grüne Gras.

Wie mußt' es doch, Herr Anger, euch entzücken,
Als ihr sie saht von ferne nahn,
Und sie nun gar auf euch ein Blumenpflücken
Mit ihrer weißen Hand begann!
Erlaubt mir doch, Herr grüner Plan,
Daß ich nun jetzt auch meine Füße,
Wo sie gewandelt, setzen kann.

Wenn ihr, Herr Anger, von der lieben Süßen
Ersatz mir schafft für alles Weh,
Dann wünsch' ich euch, daß mit entblößten Füßen
Die Minnigliche auf euch geh,
Denn dann versehrt euch nie der Schnee;
Und wißt, beut sie euch holde Grüße,
Dann grünt mein Herz auch wie eu'r Klee.

(Uebersetzt von Karl Barthel.)

2) Das Minnegericht von Herzog Heinrich von Breslau.

Der Dichter:

Dir klag' ich Mai, dir klag' ich Sommerwonne,
Dir klag' ich, lichte Haide breit,
Dir klag' ich, glänzendheller Klee,
Dir grüner Wald und dir, du goldne Sonne,
Dir Venus klag' ich bittres Leid,
Daß mir die Liebe thut so weh.
Wollt ihr mir Hilfe spenden,
So zweifl' ich nicht, die Liebe müsse wenden
Sich an ein minniglices Wesen.
Nun laßt euch melden meinen tiefen Kummer
Und helft vor allem mir genesen.

Digitized by Google

Die Richter insgesammt:

Was thut sie dir, laß ihre Schuld uns hören,
Daß ohne Grund ihr nichts geschehʼ,
Denn Richtern ziemt ein weiser Sinn.

Der Dichter:

Oft will mich wohl der süße Wahn bethören,
Sie sei mir hold; doch streb ich je
Bei ihr nach höherem Gewinn,
Weist kalt sie mich zurücke:
Das ist ein Tod dem minniglichen Glücke!
Ach hätt' sie nie sich mir gezeigt,
Die so viel Jammer mir und Schmerzen
In herzenslieber Liebe reicht!

Der Mai:

Ich will den Blumen mein es anbefehlen;
Den Rosen roth, den Lilien weiß,
Daß jede sich vor ihr verschließt.

Die Sommerwonne:

Verstummen soll'n vor ihr die süßen Kehlen
Der Vöglein all auf mein Geheiß,
Daß keins sie mit Gesange grüßt.

Die Haide:

Ich will sie auf mich fangen,
Wenn sie mit bunten Blumen kommt gegangen,
Will fest sie halten mit Gewalt,
So woll'n wir jeder eigends sie bestrafen,
Vielleicht dann ändert sie sich bald.

Der Klee:

Ich will mit meinem Schein dich rächen,
Daß wenn ihr Aug' auf mir verweilt,
Von meinem Glanz sie schielen muß.

Der grüne Wald:

Ich will das Laub von meinen Zweigen brechen,
Wenn sie zu meinem Dunkel eilt,
Sie biete dir denn holden Gruß.

Die Sonne:

Ich will ihr Herz durchhitzen,
Kein Schattenhut soll ferner sie noch schützen,

Digitized by Google

Wo sie mein glüh'nder Strahl ereilt;
Es sei denn, daß durch herzensliebe Liebe,
Sie deinen herben Kummer heilt.

Die Venus:

Ich will ihr alles das so recht verleiden,
Was minniglich geschaffen ist,
Wo sie nicht bald dir Gnade gibt.

Der Dichter:

Ach! will man sie von diesen Wonnen scheiden,
Nein lieber sterb' ich sonder Frist,
Obwohl sie bitter mich betrübt.

Die Venus:

Willst du dich rächen lassen,
Ich bring's dahin, daß aller Freuden Straßen
Auf immer ihr verschlossen seien.

Der Dichter:

Wie könnte dies das zarte Weib ertragen,
Eh'r mögt ihr tödten mich, doch ihr verzeihen.

(Karl Barthel.)

Digitized by Google

Zweite Vorlesung.

Die Lyrik oder der Minnegesang.

Der Sängerkrieg auf der Wartburg. Walther von der Vogelweide.

Nachdem ich in der ersten Vorlesung den Geist der Hohenstaufischen Zeit überhaupt geschildert und dann zu besserer Orientirung eine vorläufige Uebersicht über den Reichthum ihrer Erzeugnisse gegeben hatte, gieng ich zuerst zu der Lyrik jener Jahrhunderte, zu dem sogenannten Minnegesang über und zeigte in einer kurzen Charakteristik desselben, wie sich in der Jugendlichkeit seines Inhalts, in der Weiblichkeit seiner Stimmung und in der Künstlichkeit und Musik seiner Form seine hervorstehendsten Eigenthümlichkeiten offenbaren.

Es liegt uns nun ob, zu den lyrischen Dichtern jener Zeit, zu den Minnesängern selbst überzugehen. Die meisten von ihnen waren, wenn auch nicht gerade adeliger Geburt, doch ritterlichen Standes und eben so sehr des Gesanges wie des Schwertes Meister. Das Schildesamt, wie sie zu sagen pflegen, war ihr eigentlicher Beruf, die Sangeskunst aber nur ihre freie, rein auf Lust, Talent und Muße beruhende Beschäftigung. Die meisten werden deshalb auch Herren genannt, ein Wort, womit man in damaliger Zeit ausdrücklich die Ritter bezeichnete. Bei weitem die wenigsten unter ihnen führen den Titel Meister, d. h. Leute bürgerlichen Standes und Gewerbes.

Trotz ihrer oft hochadeligen Geburt, trotz ihres ritterlich-vornehmen Standes führten diese singenden Ritter aber dennoch im Grunde kein anderes Leben, als die meistens blinden und dem Volke entsprossenen Volkssänger, die man fahrende Leute nannte. Auch

Digitized by Google

sie lebten, ganz dem Genius jener Zeit*) gemäß, ein freies, an Erfahrnissen und Abenteuern reiches, mitunter ergötzliches, oft gewiß auch mühevolles Wanderleben, dem viele unter den heutigen nur unter Büchern aufgewachsenen Dichtern wenig Geschmack abgewinnen würden. Wie jene fahrenden Leute in den Dörfern und Städten umherzogen, um ihre kunstlosen, aber kräftigen Volksdichtungen zu recitiren, so wanderten diese Minnesänger mit ihrem Herzen voll Lieder und mit ihrer Harfe oder Geige von Gau zu Gau, um auf den Burgen der Ritter ihren Gesang erschallen zu lassen. Daß sie da höchst willkommene Gäste waren, läßt sich denken, zumal wenn man sich das Leben der Ritter und Fürsten auf ihren einsamen, im Winter kaum zugänglichen Burgen und Schlössern vergegenwärtigt. Damals gab es ja noch keine wohlgebahnten Landstraßen, kein bequemes Fuhrwerk, keine wohl eingerichteten Herbergen, welche die Communication erleichterten. . Die Geselligkeit war im Winter abgestorben, wie die Natur, während im Gegentheil bei uns eben der Winter die Jahreszeit geselliger Freuden ist. Das Schwert ruhte dann mit den Fehden, keine Wissenschaft gab dem Ritter ernste Beschäftigung, keine Zeitungen brachten ihm Kunde aus der Welt, und auch die Jagd hatte für die Minnelustigen den Reiz verloren, da die Frauen nicht, wie im Sommer bei der Falkenjagd, Antheil daran nahmen. Welche Freude mußte nun nicht die Brust erfüllen, wenn da ein solcher fahrender Minnesänger kam und in diese Einsamkeit und Oede seine Liederklänge brachte und etwa die nächsten Burgnachbaren sogar trotz des schwierigen Verkehrs herbeilockte. Aber auch beim wiederkehrenden Lenze, wenn die Straßen wieder frei wurden und die Geselligkeit von Tage zu Tage wuchs, war niemand lieber gesehen, als der Sänger. Da kam ja die Zeit der Turniere und Feste, der wandernden kaiserlichen Hoflager mit ihrem Pompe und zahlreichen Gefolgen, da nahten sich wieder die entfernten Liebenden, da spannen sich neue Bekanntschaften an, und um die allgemeine Freude zu krönen und ihr eine geistige Stimmung zu geben, war nichts erwünschter, als Gesang und Saitenspiel. Darum erschienen auch im Winter wie im Sommer die Minnesänger, um mit ihren Liedern das Leben auf den Burgen, an den Hoflagern

*) Man vergleiche hierüber den höchst interessanten Artikel: »Die Vaganten oder Goliarden und ihre Lieder« von W. Giesebrecht in der »Allgemeinen Monatsschrift.« 1853. Januar. J. G. F.

Digitized by Google

der Kaiser und bei den Turnieren zu würzen und zu krönen. Waren sie dann auf einer gesangliebenden Burg angelangt, so wurden gewisse Tage zum Vortrag in festlicher Versammlung bestimmt und im Kreise der Herren und Frauen sangen sie ihre Lieder, die nicht gelernt waren, sondern naturwüchsig aus vollem Herzen klangen, zur Harfe, Zither oder Fiedel, oder sie erzählten ihre Sagen und Mären, so daß ihr Thun, wie sie selber sich ausdrücken, im Singen und Sagen, d. h. im Singen oder Erzählen, bestand. Dann lauschte ihnen alles, dann klatschte man ihnen Beifall, dann wurden sie nach gelungenem Gesange von den Frauen mit Speise und Trank gelabt und ihnen der Habedank dargebracht. Gefielen ihre Lieder besonders, trafen und packten ihre Klänge dieses oder jenes Herz, so mußten sie dieselben wiederholen, und man lernte sie wohl auch auswendig, um sie dann von Mund zu Mund weiter zu tragen und den Namen des Sängers auch andern werth zu machen. So gieng von Burg zu Burg, von Gau zu Gau ihr Ruhm und drang oft selbst bis zu den Ohren des niedern Volkes.

Bei dem Wanderleben, das sie führten, waren ihre Existenzmittel natürlich sehr unsicher und die meisten waren nicht gerade wohlhabend. Sie lebten fast lediglich von dem, was ihnen die Freigebigkeit der Burgherren, der Ritter und Fürsten zukommen ließ. Kein Wunder daher, wenn es uns bei gewöhnlicher Unkenntniß damaliger Verhältnisse auffällt, daß diese Minnesänger die Freigebigkeit der Fürsten, die sogenannte Milte, als eine besondere Haupttugend hervorhoben und da, wo sie vermißt wurde, es am schärfsten Tadel in ihren Liedern nicht fehlen ließen.

Wo sie sangen, da erwarteten sie nicht nur den Dank der Freude und freie Zeche, sondern auch reichliche Geschenke an Kleidern, Gold, Lebensmitteln u. a., wovon sie auf ihren Wanderungen das Leben fristen und die Ihrigen daheim unterhalten konnten. Und viele sangliebende Fürsten gaben ihnen das auch in so reichem Maße, daß sie oft selbst bekennen, diese hätten die Kleider und das Gold von ihren Händen geschwungen, und daß sie im Preise dieser Milte kein Ende zu finden wissen. Hat das auch im Grunde etwas Unschönes, so ist dies doch der Anlaß gewesen, wodurch uns die hauptsächlichsten Schutzherren der damaligen Sängerkunst bekannt geworden sind, so ein Herzog Leopold von Oestreich, die Grafen von Henneberg, Heinrich der Erlauchte von Meißen, Otto von Brandenburg, Herzog Heinrich von Breslau u. m. a. Selbst

Digitized by Google

die Hohenstaufischen Kaiser werden zu diesen Schutzherren gezählt. Sie alle liebten die holde Sängerkunst, schätzten die Sänger und beschenkten sie reichlich mit Lob, mit Gut und Gunst. Keiner aber zeichnete sich darin so sehr aus, wie der Landgraf Hermann von Thüringen. Wie in der neuern Zeit durch das Heranziehen von Goethe, Schiller, Herder, Wieland Weimar zum Sammel- und Mittelpunct unserer Poesie gemacht war, so war es damals auch der Thüringische Hof durch diesen Landgrafen. Sein Stammschloß, die für unsere ganze Nation so denkwürdige Wartburg bei Eisenach, war durch ihn der Hauptsitz des Minnegesangs und also schon vor der Zeit, wo Luther dort die Bibel übersetzte, eine wahre Herberge deutschen Geistesadels geworden. Jahr aus Jahr ein lebten hier die bedeutendsten Dichter der Zeit; wenn der eine ausgezogen war, zog der andere wieder ein; ja es trafen sogar bisweilen mehrere zusammen, um im Wettstreit zu singen. Welch ein schönes reiches Leben muß das gewesen sein auf dieser Burg, wie viel herrliche Liederklänge mögen dort im sogenannten Minnesängersaale erschollen sein, von denen wir jetzt keine Kunde mehr haben; wie viele nachher glänzende Geister mögen von dorther die erste Anregung zu ihrer Entwickelung erhalten, wie viele mögen dort die Ruhe ihres Lebens, den Dank und Lohn für ihre herrlichen Leistungen gefunden haben!

So waren also in jener Zeit, wo das Städtewesen noch zu sehr in seiner Entwickelung begriffen war, die Burgen die Hauptsitze der heitern Kunst. Hier giengen die Minnesänger aus und ein und sangen die Wonnen des Frühlings, die Freuden der Feste, der Liebe Lust und Leid; denn hier lieh Pracht und Genuß, Siegesfreude und Frauenschönheit dem Geiste immer neue Begeisterung, hier wurden die Sänger geehrt und Fürsten, Könige und Kaiser wurden ihre Gönner und Nacheiferer, während in den Städten der Volkssänger nur ein Gewerbe hungriger Nothdurft trieb und als verachteter Spaßmacher nur vorübergehend dem höfischen Kreise der Adeligen nahen durfte.

Daß bei dem großen Mangel an Unterricht und bei solchem Wandern von Burg in Burg die geistige Bildung der Minnesänger, wenn wir den Maßstab unserer Zeit daran halten, nicht groß sein konnte, versteht sich von selbst. Unsere Dichter haben meist auf Hochschulen studirt und in häuslicher Ruhe sich mehr oder weniger Gelehrsamkeit angeeignet; jene Minnesänger dagegen waren nichts weniger als gelehrt. Denn wenn sie auch mancherlei Kenntnisse, be-

Digitized by Google

sonders der einheimischen und fremden Sagen besaßen, so hatten sie diese doch selten aus Büchern, sondern vielmehr aus dem Borne lebendiger Tradition geschöpft. An letztere waren sie um so mehr verwiesen, als die meisten von ihnen, wie uns das verbürgt ist, weder lesen noch schreiben konnten. Ulrich von Lichtenstein z. B. mußte einen Brief von seiner Geliebten Wochen lang in der Tasche umhertragen, weil er eben keinen Schreiber hatte, der ihn hätte vorlesen können. Manche Minnesänger hielten sich deshalb einen eigenen Knaben, ein sogenanntes Singerlein, das sie ihre Lieder lehrten, um es statt eines Briefes mit denselben an die Geliebte abzusenden. An ein Aufschreiben der Lieder war also bei ihnen nicht zu denken; sie behielten dieselben im Gedächtniß, um sie bei Gelegenheit zu singen. Hätten sie, wie unsere Dichter, einen Begriff gehabt von dem, was man dichterische Unsterblichkeit nennt, hätten sie die Absicht gehabt, auch in fernen Jahrhunderten noch als Meister zu glänzen, so würden sie gewiß darauf ausgegangen sein, schreiben zu lernen, um ihren Liedern durch die Schrift Dauer zu verleihen; aber davon wußten sie nichts. Der Augenblick war das Element, in dem und für das sie lebten; die Freude der Gegenwart war der Quell und Lohn ihres Gesanges, und so ließen sie ihre Lieder, wie der Drang des Augenblicks sie ihnen eingegeben hatte, erschallen, unbekümmert darum, ob sie auf die Nachwelt kämen oder nicht. Erst als die Töne der Besten verstummt waren, als Zerrüttung im Reiche überhand nahm, als das Ritterthum, dem sie ihren Ursprung verdankten, zu sinken begann, als Rohheit, oder wie man damals sagte Dörperheit, den höfischen Gesang zu verschlingen drohte — erst da im vierzehnten Jahrhundert begriff man, was man an den Alten gehabt und brachte ihre Lieder, so viel derselben noch auf jene Zeit gekommen waren, in Sammlungen zusammen, denen wir die Kunde dieser Dichtungen verdanken. Unter all diesen Sammlungen, deren es eine Menge gibt, ist die vollständigste die sogenannte Manesse'sche, die der Züricher Rathsherr und Ritter Rüdiger von Manesse mit Hilfe seines Sohnes und des Minnesängers Hadlaub zu Stande brachte. Was noch an fliegenden Blättern, was noch aus dem Munde fahrender Sänger zu erhaschen war, vorzüglich aber, wie sie ausdrücklich sagen, die Lieder, womit das Lob der edlen Frauen konnte gemehrt werden, das stellten diese edlen Manessen in der erwähnten Anthologie zusammen, die leider nicht mehr deutsches Besitzthum ist, da sie zuletzt, nachdem sie von Zürich nach Heidelberg gekommen war, im dreißigjährigen Kriege

Digitized by Google

nach Paris gerieth. Hier aber ist sie noch jetzt eine große Zierde der dortigen Bibliothek, und keiner der je Paris besucht, sollte versäumen, diesen interessanten Liederschatz zu besichtigen, denn wenn auch die Lieder von 140 Dichtern, die sich darin aufgezeichnet finden, eigentlich ein Studium und näheres Einsehen erfordern, so sind doch schon die lebhaft colorirten Miniaturbilder an den Seiten, die jedes Mal das Wappen und Portrait des Dichters darstellen, für jeden auch noch so oberflächlichen Beschauer anziehend und insbesondere für den deutschen Künstler und Gesichtsforscher von Werth.

Aus dieser und andern Minneliedersammlungen, in denen natürlich nur das durch Ueberlieferung Erhaltene und das Beste sich findet, ergibt sich, daß die Anzahl der singenden Ritter damaliger Zeit überaus groß gewesen und ihre Kunst eine Verbreitung, eine Ausdehnung genossen haben muß, wie sie sich in keiner spätern Zeit unserer Geschichte wiederfindet. Auf welche Art sie sich verbreitet hat, darüber haben wir keine genaue Kunde, aber zu vermuthen ist und einzelne Andeutungen bezeugen das auch, daß auch sie, was ihre Technik wenigstens betraf, von andern ältern Sängern nach bestimmten traditionellen Regeln erlernt wurde. So mag es denn unter den Minnesängern, wie unter den spätern Meistersängern, Schulen gegeben haben, und gar bald mögen sich auch, wie das bei aller schulmäßigen Fortpflanzung einer Kunst der Fall ist, Parteien, gewisse Sängerorden und Genossenschaften gebildet haben, die sich oft sogar einander befehdeten. Ein Hauptbeweis für das Letztere sind die vielfachen Sängerkriege oder Liederwettstreite, von denen nur nicht immer die Kunde auf uns gekommen ist und unter denen der **Sängerkrieg auf der Wartburg** *) der wichtigste und bekannteste ist.

Im Jahre 1207 nämlich kamen, wie die Sage meldet, auf der Wartburg sechs werthe Sangesmeister zu einem Gesangstreite zusammen. Als Theilnehmer daran nennt man vier stolze Ritter, Heinrich von Risbach, Reinmar von Zweter, Wolfram von Eschenbach, und Walther von der Vogelweide und zwei Bürger, Biterolf von Stilla und Heinrich von Ofterdingen. Zwischen den fünf ersten, welche am Hofe des Landgrafen Hermann lebten und dessen Lob über das aller Fürsten erhoben, und

*) Dieser Sängerstreit bildet auch den Gegenstand eines Gedichts, das unter dem Namen der „Singerkrieg auf der Wartburg“ bekannt ist und lange Zeit dem Wolfram von Eschenbach zugeschrieben wurde. Es ist aber vermuthlich erst gegen Ende des dreizehnten Jahrhunderts entstanden. J. G. F.

Digitized by Google

dem Osterdingen, der einen andern Beschützer der Dichtkunst, nämlich den Herzog Leopold von Oestreich vor allen pries, herrschte Feindschaft. Darum boten sie den Osterdingen zu einem ernsthaften Wettkampfe im Singen und Dichten auf, unter der Bedingung, daß er im Fall seines Unterliegens dem Henker auf Schwert oder Strick verfallen sein sollte. Nun kämpften die fünf Meister in künstlichen Weisen, mit Räthseln und sinnreichen, poetischen Fragen gegen Heinrich von Osterdingen und besiegten ihn. Und zwar auf folgende Art. Walther fieng den Osterdingen, indem er die Frage an ihn richtete: „Sag an, wer ist es, der vor allen Fürsten der Sonne gleicht?" Der Herr von Oestreich, rief Osterdingen, und sogleich faßte ihn Walther: „Nun dann, mehr Preises hat der Tag, als die Sonne, das müssen Pfaffen und Laien sagen. Ich berufe mich auf alle Meister, die in Bibel und Chronik bewandert sind. Der Thüringer ist unser Tag." Osterdingen aber fügte sich dem Richterspruche nicht und klagte vielmehr, daß ihm Unrecht geschehe. Voll Schmerz, daß der alte wohlerworbene Dichterruhm jetzt durch offenkundigen Ausspruch vernichtet war, bat er um Wiederholung des Kampfes und berief sich zur Entscheidung auf den weisen Meister Klingsor in Ungerland und flüchtete sich zu der Landgräfin Sophie. Diese bedeckte ihn mit ihrem Hermelinmantel, damit ihm niemand Gewalt anthue, und der Landgraf erlaubte ihm, den Meister Klingsor zu holen. Da ritt Heinrich von Osterdingen ins Ungarland zum reichen König Andreas, welcher den Klingsor wegen seiner Geheimkunst, vermöge welcher er in den Sternen zu lesen und das Gold in den Bergen zu finden wußte, hoch in Ehren hielt. Und Klingsor setzte den Sänger auf seinen Zaubermantel und ritt mit ihm in einer Nacht von Ungarn nach Eisenach. Da giengen beide des Morgens zur Wartburg hinauf und wurden herrlich empfangen. Klingsor aber weissagte aus den Sternen, daß dem König Andreas in Ungarn ein Mägdlein in der Nacht geboren sei, das einst über Thüringen herrschen werde. Das war die nachmalige heilige Elisabeth, das holdselige Schwiegertöchterlein des Landgrafen Hermann.

Hierauf wollte nun Klingsor den frommen Wolfram von Eschenbach besiegen und beschwor dazu einen Geist in der Gestalt eines Jünglings, der mit Wolfram lange Zwiesprach hielt von den Geheimnissen aller Dinge, die von der Erschaffung der Welt bis zum Reich der Gnade durch Jesum Christum geschehen sind. Wie aber Wolfram von den Geheimnissen Gottes und zumal von dem Wort, das Fleisch

Digitized by Google

geworden, und von der Wandlung des Brotes und Weines in Christi Leib und Blut sprach, da ward der Geist vor ihm zu Schanden, und Wolfram gieng ruhmgekrönt aus dem Kampfe hervor. Meister Klingsor aber schlichtete den Streit der Sänger, erhielt vom Landgrafen viele köstliche Gaben und verschwand bald darauf wieder aus Thüringen.

Aus dieser sagenhaften Erzählung, in der Wolfram und Heinrich von Ofterdingen sammt Klingsor, der hier wie der spätere Faust erscheint, so bedeutsam einander gegenübergestellt werden, ergibt sich, wie gesagt, deutlich, daß unter den Minnesängern Parteien vorhanden waren; und wenn man es aus dieser Erzählung eben ihres sagenhaften Charakters wegen nicht schließen wollte, so müßte man es doch aus andern uns übriggebliebenen Zügen der späteren Geschichte abnehmen. So gab es im vierzehnten Jahrhundert zwei Sänger, Heinrich von Meißen, genannt Frauenlob, und Barthel Regenbogen, die sich lange darüber stritten, ob der Name Weib oder Frau ehrenvoller sei. Von jeher war nun der Name Weib von unserer Nation für den edelsten gehalten, und Walther von der Vogelweide singt in einem seiner Lieder:

„Weib" muß stets der Frauen höchster Name sein,
Der mehr als „Frau" sie, dünkt mich, ziert und kleidet.

(Simrock.)

Indeß da Frau ursprünglich soviel als Herrin bedeutet, so gefiel den Weibern in der Zeit des Verfalls dieser Name besser, und sie entschieden sich deshalb für den Meister Frauenlob, der den Namen Frau zu Ehren bringen wollte. Und er erhielt den Sieg. Um der Welt aber deutlich zu beweisen, daß er der Sieger in diesem Streite gewesen, trugen die Frauen nach seinem Tode seine Leiche wehklagend vom Wohnhause bis zur Grabstätte und gossen süßen Wein auf sein Grab, daß dessen Fülle im Umgang der Kirche floß.

Wie groß die Zahl der Minnesänger war, haben wir bereits erwähnt und gesagt, daß wir deren namentlich 160 kennen, darunter Kaiser, Könige, Herzöge, Grafen, Edelleute, Rathsherren. Sogar ein Jude aus Franken, Namens Süßkind, wird zu ihnen gezählt. Daß wir diese nicht sämmtlich besprechen können, leuchtet ein; wir beschränken uns darauf, nur die Bedeutendsten hervorzuheben und beginnen mit **Walther von der Vogelweide.**

Digitized by Google

Es hat allen Scharfsinn von Männern, wie Uhland, W. Wackernagel, Lachmann u. a. gekostet, um über das Leben dieses vielseitigsten Lyrikers der Hohenstaufischen Zeit etwas Sicheres und Gewisses ans Licht zu stellen; denn leider sind Walther's Gedichte fast das einzige Zeugniß über sein Leben. Wahrscheinlich stammt er aus Franken,*) wo er vermuthlich vor **1170** geboren wurde. Daß er aus einem ritterbürtigen Geschlechte entsprossen und auch adeligen Standes war, hat man bisher allgemein als sicher angenommen; Neuere **) ziehen diese Ansicht stark in Zweifel. Aus seiner Jugend wissen wir nichts weiter, als daß er in Oestreich das Singen und Sagen gelernt hat. Er führte, wie die meisten höfischen Dichter, ein bewegtes Wanderleben; große Dürftigkeit zwang ihn, bei gesangliebenden Fürsten als Hofdichter in den Dienst zu treten und von den Gaben fürstlicher Freigebigkeit zu leben. Da er in mehreren Gedichten den östreichischen Herzog Friedrich den Katholischen besingt, so läßt sich annehmen, daß er anfangs an seinem Hofe gelebt. Als dieser sein Gönner in Palästina gestorben war, fand Walther freundliche Aufnahme bei König Philipp, mit dem er das Weihnachtsfest **(1199)** zu Magdeburg feiert. Im folgenden Jahre zu Pfingsten war er aber schon wieder in Wien bei Herzog Leopold's Schwertleite anwesend. Später (1205) verweilte er abermals in Philipp's Nähe und stand in den vertraulichsten Beziehungen zu ihm. Da er ihn aber gegen sich nicht freigebig genug erfand, gieng er an den Thüringer Hof zu Landgraf Hermann. Hier verweilte er sechs Jahre lang, obgleich ihm das wilde Treiben auf der Wartburg, wo es immer von Fremden aus und ein gieng und wo keines Ritters Becher leer stand, auch wenn das Fuder Wein tausend Pfund kostete, nicht besonders zusagte. Daß er hier im Jahre **1207** dem berühmten Sängerkriege beiwohnte, haben wir bereits erzählt.

Die Ermordung König Philipp's durch Otto von Wittelsbach und die dadurch herbeigeführte Veränderung in den politischen Geschicken Deutschlands bestimmte auch Walther, seinen Aufenthalt zu verändern. Landgraf Hermann von Thüringen fiel nämlich im Sommer des Jahres **1211** von dem gebannten Kaiser Otto ab und

---

*) Vgl. W. Wackernagel, Geschichte der deutschen Literatur. 1853. Seite 241 Note 15. J. G. F.

**) Heinrich Kurz verspricht in seiner »Geschichte der deutschen Literatur« (Bd. I. S. 49), die Behauptung, daß Walther bürgerlicher Abkunft gewesen sei, zu begründen. J. G. F.

Digitized by Google

beförderte nach Vorschrift des Papstes mit dem Erzbischof von Mainz, dem Könige von Böhmen und einigen andern die Wahl und Berufung Friedrich's. Da Walther's Gedichte bezeugen, daß er sich diesem Parteiwechsel nicht anschloß, so läßt sich annehmen, daß er um diese Zeit den Landgrafen verlassen und einen treueren Anhänger seines Kaisers aufgesucht habe. Dies war vermuthlich der Markgraf Dietrich von Meißen, der ihm (1212) vom Frankfurter Hoftage ein Geschenk des Herzogs Ludwig von Baiern mitbrachte. Als aber Walther von Dietrich üble Nachrede erfuhr und dieser ebenfalls von Otto abfiel, begab er sich zu Otto, bei dem er sich für seine treue Gesinnung und tapfern Ausfälle auf den Papst eine gute Aufnahme versprach. Trotz dieser unbestreitbaren Verdienste endete doch auch Otto des Sängers Armuth nicht. Dieser blieb indessen, bis der beabsichtigte Parteiwechsel des Landgrafen Hermann ihm wieder die Rückkehr nach Thüringen ermöglichte. Derselbe stand nämlich eben im Begriff, sich mit Otto auszusöhnen, als der Tod seinem wechselvollen Leben ein Ziel setzte.

Das Hinscheiden seines alten Gönners trennte zwar Walther nicht sofort vom Thüringer Hofe und blieb er vielmehr noch eine Zeit lang bei Hermann's Sohne, dem Landgrafen Ludwig, aber er sehnt sich doch alsbald wieder nach Wien zurück. Otto's Regierungsunfähigkeit, die ihm auch Walther vorwirft, hatte mittlerweile die Folge gehabt, daß sich das Reich von ihm lossagte und Friedrich II. zum König wählte. Dies war mit solcher Einstimmigkeit geschehen und Friedrich so vollständig zu Recht anerkannt, daß man Walther keines Treubruchs zeihen kann, wenn auch er endlich Otto verließ. Im Gegentheil ist sein langes Ausharren auf Seiten dieses Kaisers, dessen Ansehen nach Friedrich's Ankunft in Deutschland und namentlich nach der unglücklichen Schlacht bei Bouvines rasch gesunken war, schwer zu begreifen; denn wenn er so großes Gewicht darauf legte, den Herrn, den er anerkennen sollte, gekrönt zu sehen, so war diese Bedingung in Bezug auf Friedrich II. ja nicht erst seit dem 25. Juli 1215, sondern schon zu Ende des Jahres 1212 durch des Königs erste Krönung zu Mainz erfüllt.

Bei Friedrich's Freigebigkeit durfte nun Walther endlich auf eine glückliche Zukunft hoffen. In dieser Zuversicht bat er denn auch, auf seine reiche Kunst sich berufend, den edlen Hohenstaufen, seiner Noth sich zu erbarmen und ihm ein eigenes Feuer zu gewähren. Friedrich erhörte ihn und gab ihm ein Lehen, dessen Empfang der Dichter

Digitized by Google

mit innigem Jubel begrüßte. Doch trug es ihm leider nicht so viel ein, daß er dem Wanderleben gänzlich entsagen konnte, wie es sein Wunsch war. Als im Jahre 1220 Friedrich seine Romfahrt machte, bestellte er, wie es scheint, Walther zum Erzieher*) seines achtjährigen Sohnes Heinrich. Gesang und Saitenspiel und die Kunst der dichterischen Rede gehörten ja damals mit zum Unterricht der fürstlichen und edlen Jugend, und Friedrich mochte auch sonst noch von der Leitung des lebensweisen Dichters den günstigsten Einfluß auf die Charakterentwicklung seines Sohnes erwarten. Walther trat sein Amt mit großen Hoffnungen an, aber sein Zögling machte sie bald zu Schanden. Lange hielt der Dichter die „ungefüege" des Knaben geheim und setzte sich über das Leid hinweg, das ihm der Ungerathene verursachte; endlich aber war seine Geduld erschöpft, und er faßte den Entschluß, sich von König Heinrich VII. Erziehung loszusagen. Dies that er um das Jahr 1224.

Aber dennoch scheint sein gutes Einvernehmen mit dem Vater fortbestanden zu haben; denn es ist wohl kaum zweifelhaft, daß Walther im Jahre 1228 den Kaiser auf seinem Kreuzzuge nach dem gelobten Lande begleitet hat. Wahrscheinlich hat er dort in Syrien oder bald nach dieser Kreuzfahrt den Freidank gedichtet. Ob er noch die berühmte Hochzeit mit Isabella von England, die 1235 zu Worms mit großer Pracht gefeiert wurde, erlebt und vielleicht mit seinem Gesang verherrlicht habe, läßt sich nicht behaupten, da er wahrscheinlich bald nach 1230 sein viel bewegtes und unruhvolles Leben in Würzburg beendete.

Je ärmer aber die Kunde über seine persönlichen Verhältnisse ist, desto reicher ist das Buch seiner Lieder, das als ein wahrhafter Spiegel seiner Zeit zu betrachten ist, ihn selbst aber als den umfassendsten Lyriker des deutschen Mittelalters und als einen der kernigsten und gesinnungsreichsten Charaktere unserer Nation hinstellt. Wenn Gervinus meint, die Dichtungen Walther's sollten in den Händen eines jeden guten Deutschen sein, so können wir diesem Urtheile nur beistimmen; denn wer sich an dem Bilde einer völlig vollendeten deutschen Mannesnatur voll fester, strenger Grundsätze, voll ungeheuchelter Frömmigkeit, voll tiefer Einsicht in das Leben und voll echter, ernster Vaterlandsliebe erquicken und stählen will, der braucht nur

*) Man vgl. „Zur Lebensgeschichte Walther's von der Vogelweide von Dr. Anton Daffis." Berlin 1854. J. G. F.

Digitized by Google

die Dichtungen dieses Walther zu lesen, die in dieser Beziehung kaum ihres Gleichen haben. Deshalb müssen wir es auch mit dem wärmsten Danke anerkennen, daß Männer wie Simrock, W. Wackernagel, Koch und Weiske uns die Lieder gerade dieses Minnesängers durch überaus gelungene Uebersetzungen zugänglicher gemacht haben, als fast alle andern Poesieen des deutschen Mittelalters, und daß ein Mann wie Uhland uns eine so vortreffliche Schilderung der Poesie dieses Dichters *) geliefert hat.

Wenn es nicht zu leugnen ist, daß die meisten der Minnesänger vor allem für Männer eine ermüdende Eintönigkeit haben, insofern sie immer und immer nur das freilich unerschöpfliche Thema der Liebe, die alte Geschichte, die doch ewig neu bleibt, behandeln, so ist das bei Walther von der Vogelweide doch durchaus nicht der Fall, da die Vielseitigkeit, die bei ihm sich findet, keiner der Minnesänger mit ihm theilt.

Er besingt ebenso schön das Erhabenste und Heiligste, wie die göttliche Dreifaltigkeit, Maria, die Würde der Kirche, als er uns aufs reizendste die naiven Thorheiten oder sogar in heiteren muthwilligen Liedchen schalkhafte Situationen der Liebe schildert. Einerseits singt er von der Vergänglichkeit aller irdischen Dinge so ernst und wehmüthig wie einer, der dem Grabe nahe ist, andrerseits verherrlicht er wieder die Frauen, die Minne und den Frühling, daß es klingt wie Nachtigallenlied. Singt er hier in ungetrübter Liebe von des deutschen Volkes Ehre und Zucht und preist sich glücklich, diesem Volke anzugehören, so rügt er ein anderes Mal wieder in gepanzerten Strafliedern die Schwäche des Reichs, die Verwirrung der vaterländischen Verhältnisse, daß es schallet wie Schwerterklang. Und dann kämpft er wieder so derb und zornig gegen die Anmaßungen des Papstes, gegen das Unwesen des Pfaffenthums und predigt so ernst von den Pflichten der Geistlichkeit, daß man unwillkürlich bei ihm an Luther erinnert wird und sich staunend fragt, wie es kam, daß damals diesen Dichter nicht der vaticanische Bannstrahl getroffen hat. Wie sehr nun auch bei all diesen Stoffen eine gewisse Leidenschaftlichkeit zu entschuldigen wäre, so findet man diese bei ihm doch durchaus nicht. In allen seinen Gedichten zeigt sich eine Besonnenheit, eine Klarheit und Mäßigung der Gefühle, wie sie nur einer gereiften

*) „Walther von der Vogelweide, ein altdeutscher Dichter, geschildert von Ludwig Uhland.“ Stuttgart und Tübingen. 1822.

Digitized by Google

haltungsvollen Männlichkeit eigen ist, die in allen Stücken weiß, was sie will und was sie sagt, und die darum wie ohne alle Gereiztheit, auch ohne alle Furcht ist. So ist er als Mensch und Dichter, an Ernst und Lieblichkeit, in der Mannigfaltigkeit der Stoffe und der Form der größte unter der Schaar der Minnesänger, und es ist nicht zu verwundern, wenn Gottfried in seinem Tristan, nachdem er den Tod eines uns unbekannten Dichters, des von Hagenau, beklagt hat, fragt, wer die lebenden Nachtigallen nun anführen soll und dann antwortet, die Vogelweide sei ihre Meisterin, die solle das Banner führen und die liebe Schaar leiten. „Hei!" ruft er dann aus, „wie die Nachtigall von der Vogelweide mit hoher Stimme über die Haide schallt, was für Wunder die ausrichtet, wie künstlich die musicirt und in wie mannigfaltiger Wendung ihr Gesang ertönt!"

Aus der Fülle von Walther's Liedern das herauszugreifen, was uns ein deutliches und vollständiges Bild seiner dichterischen Größe gibt, ist zwar keineswegs leicht, doch wollen wir es versuchen, so gut wir können.

Zunächst betrachten wir seine geistlichen Lieder, zumal er mit einem derselben, dem größten, seinen Liederschatz eröffnet. Ueberall zeigt sich Walther in seinen geistlichen Poesieen als ein treuer Sohn der Kirche, und wir dürfen von ihm natürlich keine religiösen Anschauungen erwarten, wie wir sie heutzutage wohl bei einem protestantischen Christen voraussetzen. Auch er weiß, wie alle damaligen Dichter, kein Ende zu finden im Lobe Maria's und gibt ihr die wunderlichsten Beinamen; auch bei ihm spielt der Teufel, der Fürst aus der Hölle Abgrund, eine sehr äußerliche Rolle; auch er hat es mit den Erzengeln Raphael, Michael und Gabriel als mit Fürsprechern bei der Gottheit zu thun; auch er erwartet von einem Kreuzzuge alles Heil der Welt; aber wie dies alles wirklich ernst und treu bei ihm gemeint ist, so spricht sich auch mitten in diesem für uns Abstrusen doch eine Frömmigkeit, eine feste kirchliche Gesinnung und eine Demuth aus, die viele unserer heutigen Christen beschämt. Welche Dankbarkeit gegen den Herrn zeigt er nicht, wenn er in seinem Kreuzzugsliede vom heiligen Lande singt:

Hier ließ sich der Reine taufen,
Daß der Mensch gereinigt sei;
Hier dann ließ er sich verkaufen,
Daß wir Knechte würden frei.

Digitized by Google

Rettung kommt nur von dem Sohne,
Heil dir, Kreuz und Dornenkrone,
Euch dem Heidenvolk zum Hohne!

Für uns litt er aus Erbarmen
Hier den grimmen Martertod,
Er der Reiche für den Armen,
Daß wir kämen aus der Noth.
Daß er davor nicht gezagt
Und die Wunderthat gewagt,
Alle Wunder überragt.

(Fr. Koch.)

Und dann muß man ihn nur beten hören, welche rührende Gottinnigkeit, welche Demuth spricht sich da nicht aus! So betet er am Morgen, ehe er ausreitet:

Mit Segen mög' ich heut' erstehn,
Herr Gott, in deinem Schutze gehn
Und reiten, wo ich hin im Land' mich kehre.
Herr Christ, laß an mir sichtbar sein,
Wie viel vermag die Güte dein,
Und hüte mich um deiner Mutter Ehre.

(Fr. Koch.)

Und wie demüthig ist nicht das Gebet, das er kurz vor seinem Tode geschrieben haben mag:

O der du bist
Ob allem, was da ist
Im Weltvereine,
Der durch dich Bestand gewinnt,
Verleih mir, Christ,
Daß ich in kurzer Frist
Dich lieb und meine,
Wie dein auserwähltes Kind.
Ich war mit seh'nden Augen blind,
Thörichter als ein Thor gesinnt,
Barg sich der Welt auch meiner Sünden Zahl.
Mach eh mich reine,
Eh mein Gebeine
Sich senken muß in das verlorne Thal.

(Simrock.)

Digitized by Google

Wenn uns aber bei all dieser Frömmigkeit protestantischerseits doch meist die Formen nicht ansprechen, in denen dieselbe bei ihm erscheint, so werden wir dafür desto mehr durch die Betrachtung seiner sittlichen Vorzüge entschädigt, wo uns das Bild eines echten Christen entgegentritt. Die Mahnung, die er in seinem Anfangsliede ausspricht, daß der, welcher die Christenheit vereint habe, auch wolle, daß wir in Christo ein christliches Leben führten, diese Mahnung hat er sich selbst, wie es scheint, tief zu Herzen gehen lassen. Wenigstens zeigt er eine Treue sittlichen Ernstes, eine Zucht, eine Energie des Willens, gepaart mit der innigsten Liebe, daß er uns als ein Weiser erscheint, der die Welt mit gesunder Liebe umfaßt und sich doch hoch über derselben erhaben weiß. Er hat freilich der Welt lebewohl gesagt, aber nicht aus Verachtung, sondern aus einer durch vielfache Täuschungen hervorgegangenen Resignation. Er hat, wie er selbst gesteht, die Freuden der Welt genossen und ihr vergängliches Wesen erkannt; er hat ihren Lohn erkannt, der darin bestehe, daß sie nehme, was sie gebe. Aber er hat mit ruhiger Ueberlegenheit sich von ihr abgewandt, um allein der Ehre bei Gott nachzujagen; denn er weiß, daß niemand zwei Herren dienen kann, und deshalb singt er auch:

Ja leider kann das nimmer sein,
Daß Gut und Erdenehren
Und Gottes Gnade kehren
Zusammen in ein Herze ein.

(G. A. Weiske.)

Darum der Weise auch nichts so sehr minne, als Gottes Huld und Ehre, selbst wenn er Leben, Weib und Kind darüber lassen sollte:

Denn Gottes Huld und Gewogenheit,
Die ist's, die allem Werth verleiht.

Und dies alles predigt er nicht als ein blutloser Pedant, dem das Märtyrerthum ein Spiel ist, dies alles lehrt er nicht als Moralist, als ein Tugendheld und Frömmler; denn er hat sich früher mitten hineinbegeben in die Welt, über die er sich jetzt erhoben hat, und er weiß wohl, welche Gewalt die Selbstüberwindung kostet, denn er hat's an sich selbst erfahren, was er singt:

Wer schlägt den Leu'n? Wer schlägt den Riesen?
Wer überwindet den und diesen?

Digitized by Google

Das thut jener, der sich selbst bezwinget
Und seine Glieder all geborgen bringet
Aus dem Sturm in steter Tugend Port.
Erborgte Zucht und Scham vor Gästen
Hält uns wohl einen Tag zum besten;
Doch falscher Schimmer währt nicht fort.

(Simrock.)

Er verachtet auch keineswegs die weltlichen Güter, aber er zieht dem Reichthume doch den Mittelzustand zufriedner Wohlhabenheit vor:

Wird einer niedern Sinns zu reich
Und brüstet sich damit zugleich,
So wird er bald im Stolz sich überheben;
Zu reich, zu arm, ich seh' es oft im Leben,
Wie's der Gesinnung Schaden thut;
Wo Ueberfluß die Zucht erstücket,
Zu große Noth den Muth erdrücket,
Da dünkt mich keins von beiden gut.

(K. Barthel.)

Und so liebt er in allem die Mitte, das Maßhalten, welches, wie er sagt, alle sittliche Würde erzeuge. Er trinke gern, gesteht er, wo man ihm mäßig einschenke und alle Unmaße wegfalle, die dem Manne nicht nur an Leib, Gut und Ehre, sondern auch an der Seele schade; aber den Trunkenbold verabscheut er und wünscht ihm in einem seiner Gedichte sogar, daß ihm die Füße brächen, damit er ohne Hilfe sei bei den Leuten.

Ohne allen Eigendünkel, von dem er in seiner tiefen Demuth weit entfernt ist, rühmt er doch, wenn ihn eine kindliche Freude über sich selbst anwandelt, seine gutmüthige Natur, der er es dankt, daß er sich im Umgange so wenig vom Zorn übermannen lasse. Aber er scheint auch das rechte Wesen der christlichen Bruderliebe zu kennen. Alle Bruderliebe, lehrt er, sei erlogen, wenn nicht Gottesminne dabei sei:

So mancher wohl dich Vater heißt;
Doch wer kein Bruderherz mir weist,
Der spricht das schöne Wort aus schlechtem Sinne.

(Fr. Koch.)

Und trotz seiner gutartigen Natur, trotz seiner Erkenntniß der echten Nächstenliebe, weiß er doch, daß er das Ideal christlicher Liebe

Digitized by Google

noch lange nicht erreicht habe, und erfleht von Gott die Kraft, auch seine Feinde lieben zu können. Es sei ihm leider natürlich, den nicht zu lieben, der ihm übel thue, aber er bittet den heiligen Christ, daß er seinen Sinn berichten möge. Freilich hat er auch schon viele Freundschaft und Heuchelei in der Welt erfahren; vielfach getäuscht ist sein Groll gegen alles Lügenwesen und alle Untreue um so bitterer geworden, wogegen andrerseits der Werth treuer Freundschaft um so höher bei ihm gestiegen ist. „Versage zehn Mal statt ein Mal zu lügen," singt er, und von sich selber bekennt er, daß es ihm Gewalt koste, zu lügen. Heuchelei ist ihm ein Gräuel. Er sagt, es wandle ihn unheimlich an, wenn die Lächler ihn anlächeln, die Honig auf der Zunge, aber Galle im Herzen trügen. Des Freundes Lächeln solle arglos sein, süß wie das Abendroth, das reines schönes Wetter verkünde. Aller Untreue wünscht er ein Schandmal, und er wundert sich, daß Gott nicht ein plötzliches Strafwunder über einen untreuen Mann schicke, denn:

Wer mit mir fuhr hinaus, fahr' auch mit mir hinein:
Des Mannes Sinn sei wandellos und fest wie Stein,
Wie ein Pfeilschaft schlecht und recht soll seine Treue sein.
(Simrock.)

Ihm gilt deshalb auch nichts höher als ein treuer Freund:

Wohl muß man auch dem Sprichwort Wahrheit zugestehn:
Gewissen Freund, versuchtes Schwert wird man in Nöthen sehn.
(Simrock)

Ein Mann, sagt er, der vornehme Verwandte habe und doch an Freunden arm sei, der habe wenig Freude. Freundschaft helfe mehr, als alle Verwandtschaft. Darum müsse man sich Freunde zu erwerben suchen; wer ein Freund sei ohne Wanken, den solle man ja hegen und pflegen. Doch — singt er anderswo:

Wer sich mir glatt wie Eis bewährt,
Wie mit 'nem Ball mit mir verfährt,
Dem rund' ich mich in seinen Händen.
Doch soll mir niemand das zur Untreu wenden.
Dem treuen Freund bin ich aufs Wort
Ein Würfel, der stets Gleiches wieget;
Doch wer nicht Farbe hält und schmieget
Sich so und so, dem roll' ich fort.
(K. Barthel.)

Digitized by Google

Aus dem Munde eines Mannes von solchem Adel der Gesinnung, von solcher ehrbaren Festigkeit hört man denn auch gern Weisheitslehren, deren sich eine Menge in seinen Liedern findet. Bei seiner reichen Lebenserfahrung wendet er sich vorzüglich an die Jugend und gibt ihr Mahnungen, die noch heute für sie am rechten Orte sind. So singt er z. B.:

Zieh, Jugend, straff den Zaum, sieh und hab' Acht umher.
Läuft ohne Zaum dein Sinn, fällt dich sein Sprung von ungefähr:
Denn noch ganz ungeprüft bewohnet er dein Herz.
Er schadet hier schon und bringt dort der Seele langen Schmerz.
Hab' wackern Sinn, laß bösen keine Wohnung bauen
Und liebe Gott, so magst du Freude schauen.
Mit reiner Gabe wirb um Lob, so wirst du wohl gedeihn:
Fremd sollst du stets den Bösen und ungastlich sein,
Was Pfaffen Gutes lesen, präg dir ein:
Willst du das alles übertreffen, so sprich wohl von Frauen.

(Fr. Koch.)

Aber wie der Jugend, so gibt er auch den Eltern mit lächelnder Milde guten Rath über Kinderzucht:

Nie zwingt man mit Ruthen
Kinder zu dem Guten.
Wen man zu erziehn vermag,
Dem hilft's Wort mehr, als ein Schlag.

Dann redet er wieder die Jungen an und lehrt sie, Glieder und Sinne im Zaume zu halten, stark an Rückert erinnernd:

Hütet eure Zungen,
Das ziemt wohl den Jungen.
Stoß den Riegel vor die Thür,
Laß kein böses Wort herfür.

Hütet eure Augen,
Daß sie immer taugen,
Laß nach gutem Ziel sie spähn
Und das Böse übersehn.

Hütet eure Ohren,
Oder ihr seid Tho en.
Laßt ihr böse Reden ein,
Das muß euch das Herz entweihn.

Digitized by Google

Hütet wohl die Dreien
Leider allzufreien.
Zungen, Augen, Ohren sind
Schändlich oft, für Ehre blind.

(G. A. Weiske.)

So hören wir noch manche freundliche Mahnung aus seinen Liedern, Zeugnisse seiner Weisheit, seiner tiefen Welt- und Menschenkenntniß. Eben diese legt er aber auch da an den Tag, wo er die Schwächen seiner Zeit schildert und aufs freimüthigste dagegen kämpft. Sei es der Staat oder die Kirche, wo er Blößen entdeckt, da enthüllt er sie, ohne sich dabei zu erniedrigen. Wie schön weiß er nicht den Fürsten seiner Zeit zu sagen, was ihnen noth thut:

Ihr Fürsten, stattet euch mit Tugend aus, seid gütig,
Hegt gegen Freunde Sanftmuth, zeigt dem Feinde euch großmüthig;
Macht stark das Recht und dankt Gott ob der großen Ehren,
Daß manches Menschen Leib und Gut zu eurem Dienst gehören.
Seid milde, friedlich, laßt euch immer würdig schauen,
So loben euch die reinen, süßen Frauen.
Erbarmen, Treue, Schamgefühl, Zucht sollt ihr gerne tragen;
Liebt Gott und richtet recht, was euch die Armen klagen,
Glaubt nicht, was euch die Lügenmäuler sagen;
Folgt gutem Rath; so könnt ihr euch ein Haus im Himmel bauen.

(Fr. Koch.)

Die Verwirrungen des Reiches waren groß zu seiner Zeit, zumal, als Philipp von Schwaben ermordet war und der Papst mit der Kaiserwahl sein böses Spiel trieb. Das rügt er mit ernsten Worten und hält diesem sein Unrecht vor. So legt er z. B. dem Papste eine Rede in den Mund, in der er all seine habsüchtigen Pläne aufdeckt:

Juchhei! wie christlich mag der Papst nun lachen,
Wenn er seinen Welschen sagt: „Ei seht, so kann ich's machen!"
Was er da sagt, er hätt' es besser nicht gedacht.
Er prahlt: „Ich hab' zwei Schwaben unter eine Kron' gebracht,
Damit das Reich sie stören und belasten,
Und mittlerweile füllen wir die Kasten;
Hab' sie zum Opferstock gedrängt, ihr Gut ist alles mein:
Ihr deutsches Silber fährt in meinen welschen Schrein.
Ihr Pfaffen, esset Hühner, trinket Wein,
Und laßt die Deutschen — — — fasten!"

(J. G. Findel.)

Digitized by Google

Ein anderes Mal straft er die Habsucht des Papstes, indem er einen Kirchenstock, der zur Sammlung der Ablaßgelder aufgestellt wurde, also anredet:

Sagt an, Herr Stock, hat euch der Papst hieher gesendet,
Daß ihr ihn reich macht und uns Deutsche pfändet,
Wenn's ihm in vollen Maßen fließt zum Lateran,
So übt er eine arge List, wie er schon oft gethan.
Er sagt, wie sehr das Reich der Hilfe müsse harren,
Bis neues Gut ihm senden alle Pfarren.
Vom Silber, mein' ich, kommt nicht viel zur Hilf' in Gottes Land;
So großen Schatz gibt selten hin der Pfaffen Hand.
Herr Stock, ihr seid zum Schaden hergesandt,
Damit ihr sucht Thörinnen in dem deutschen Volk und Narren.

(K. Barthel.)

So und in ähnlicher Weise tritt er mit Freimüthigkeit den Lastern des päpstlichen Stuhls und der Weltlust der Pfaffen entgegen, ohne doch, wie wir wissen, von seiner Kirche abgefallen zu sein. Mit großer Entrüstung hält er ihnen vor, daß sie, die andere bekehren sollten, selbst aller Tugend baar und ganz in Sünde und Genußsucht versunken seien. Er scheut sich nicht, dem Papste offen ins Angesicht zu singen:

Sein Kämmerer veruntreut seinen Himmelshort,
Sein Richter mordet hier und raubet dort,
Sein Hirte wird zu einem Wolf ihm unter seinen Schafen.

(Simrock.)

Wahrlich, diese Freimüthigkeit ist zu verwundern und Grund genug, daß dieser Walther unter die Wahrheitszeugen im Mittelalter, unter die Reformatoren vor der Reformation aufgeführt werde.*)

Doch dies sei genug von der ernsten und strengen Seite Walther's, und wir wollen ihn jetzt auch in seiner vollen Lieblichkeit kennen lernen. Diese entwickelt er vor allem, wo er von den Frauen, von der Minne oder von der Lust des Sommers und Lenzes singt.

---

*) Vgl. „Die Opposition gegen die Hierarchie in der deutschen Nationalliteratur des dreizehnten Jahrhunderts. Darstellung derselben insbesondere an Walther von der Vogelweide von Karl Barthel“ in der „Zeitschrift für die historische Theologie.“ 1845. Heft III. Seite 92—135. Z. G. F.

Digitized by Google

Die Frauen in ihrer sittlichen Reinheit weiß keiner besser zu würdigen, als er. Im Lobe derselben findet er kein Ende. Er singt:

Hoch und erhaben stellte Gott die reinen Frauen,
Daß man sie preisen soll und ihnen dienen alle Zeiten.
Sie sind der Hort der Welt, der Ursprung aller Freuden,
Ihr Ruhm und Lob ist sonnenklar, wohl sind sie anzuschauen.
(Fr. Koch.)

Oder ein anderes Mal:

Seht ihr ein Fräulein wandeln hold und schön,
Gekleidet wohl und wohl das Haupt geschmückt,
Daß ihre Lust sie bei den Leuten mehre,
Seht ihr sie dort mit ihren Maiden gehn,
Wie sie bisweilen züchtig um sich blickt,
Der Sonne gleichend in dem Sternenheere. —
Der Mai zeig' uns all seine Wunder,
Es ist doch nichts so Wonnigliches drunter,
Als ihr so minniglicher Leib.
Wir lassen alle Blumen stehn
Und schauen an das werthe Weib.
(Fr. Koch.)

Vor allen Frauen indessen gefallen ihm die deutschen Frauen, sie vor allen feiert er in seinem Jubelliede zu Deutschlands Preis:

Lande hab' ich viel gesehen,
Auf die besten hatt' ich allzeit Acht:
Uebel mög' es mir ergehen,
Wenn ich je mein Herz dahin gebracht,
Daß ihm wohl gefallen
Wollte fremde Sitte.
Nun, was hilfe mir's, wenn ich mit Unrecht stritte?
Deutsche Zucht geht doch vor allen.

Von der Elbe bis zum Rhein
Und zurück bis an der Ungarn Land,
Da mögen wohl die Besten sein,
Die ich allerorten hab' erkannt.
Weiß ich recht zu schauen
Bildung, schönen Leib,
Helf' mir Gott, dann schwör' ich wohl, daß hier ein Weib
Besser ist als anderswo die Frauen.

Deutsche Männer wohl erzogen
Sind, die Frau'n wie Engel anzusehn.

Digitized by Google

Wer sie schilt, der ist betrogen:
Ich vermag's nicht anders zu verstehn.
Tugend und reine Minne,
Wer die sucht und liebt,
Komm' in unser Land, wo es noch beide gibt:
Lebt' ich lange nur darinne!

(J. G. Findel.)

Wie nun Walther sich willig beugt vor der Anmuth und Schönheit reiner Frauen, ihnen, wie er singt, für ihren Habedank Rosen und Lilien aus den Wangen scheinen läßt, so ist er auch voll von der Seligkeit, die reine Frauenminne schafft:

Was wär' auch dem Vergnügen gleich,
Ein liebes treues Herz zu finden
Mit Schönheit, Keuschheit, reinen Sitten!
O wohl dem Mann, der das erstritten!
Wenn er sich deß vor Freunden rühmt,
Sie wissen, daß es wohl geziemt.

(Fr. Koch.)

Oder:

Wer edler Frauenminne pflegt,
Im Herzen böse That nicht trägt.

(Fr. Koch.)

Aber keiner unterscheidet auch so scharf wie er die wahre und hohe Minne von der niedern, keiner hat den sittlichen Werth der letztern so tief erkannt, als unser Walther. Niedre Minne, sagt er, sei jene, die Leib und Seele schwäche, weil sie in verzehrenden Flammen brenne, während hingegen wahre Minne stark und wohlgemuth mache und wohl halb ein Himmelreich sei. Walther konnte hierüber aus Erfahrung reden; denn seine Liebeslieder sind nicht etwa eine poetische Uebung ohne Hintergrund, sondern wirklich ein Erguß seines Herzens. Aus demselben lassen sich in seinem Leben zwei Liebesverhältnisse *) nachweisen; das eine zu einer Jungfrau niedern Ranges, das andere zu einem verheiratheten Weibe hohen Standes. Der Minne zu jenem

*) Vgl. »Die Minneverhältnisse Walther's von der Vogelweide von G. A. Weiske im »Weimarischen Jahrbuche für deutsche Sprache, Literatur und Kunst.« 1854. Band I. Heft 2. S. 357 u. folgd. J. G. F.

Digitized by Google

armen und nicht gerade schönen Fräulein entsagte er bald; denn durch sie war er ja so tief herabgezogen worden, daß er beinahe todt gewesen wäre. Das zweite Verhältniß dagegen dauerte lange und läßt sich dessen Entwicklung Schritt für Schritt verfolgen.

Auf den Augenblick, wo seine Liebe erwachte, nimmt er mehrmals Rücksicht, so u. a.:

Wohl mir der Stunde, wo ich sie fand,
Die mir das Herz und den Sinn hat bezwungen,
Auf sie ist all mein Sinnen gewandt,
Mein Herz hat die Liebliche gänzlich errungen —
Daß ich sie nimmermehr lassen kann,
Das haben die Reize, die Güte gemacht
Und ihr rother Mund, der so minniglich lacht.

(Fr. Koch.)

Er hatte die Geliebte aus dem Bade steigen sehen, als sie ohne es zu wissen ihn verwundete; das Geständniß aber wagt er nicht über die Lippen zu bringen. Er hat nicht Muth genug und wartet immer auf ein ermuthigendes Lächeln: aber muß lange, lange vergebens harren, hoffen und sich sehnen. Freude und Frohsinn verlassen ihn so, daß er sich endlich vorsetzt, sich von ihr, weil sie immer so kalt bleibe, zu wenden. Aber sieh, das Kinderspiel mit einem Strohhalm brachte ihn wieder zur Besinnung:

Schon alle Hoffnung schien zu fliehn
Und traurig saß ich da und dachte,
Du sollst dich ihrem Dienst entziehn,
Als ein Trost mich zurück noch brachte.
Trost? Ach, dem kommt es wohl nicht gleich;
Ist's doch solch kleines Tröstelein,
Daß, wenn ich's sag', ihr spottet mein.
Und dennoch, wüßtet ihr's, ihr freutet euch.

Ein Strohhalm hat mich froh gemacht.
Er sprach, es werd' erhört mein Flehen;
Denn wißt, ich maß ihn mit Bedacht,
Wie ich's von Kindern sonst gesehen.
Nun hört, ob sie mir Gnad' erzeigt:
Sie thut's, thut's nicht, sie thut's, thut's nicht, — sie thut's,
So oft ich maß, am Ende war's was Guts.
Das gab mir Trost, auch trügt das nicht so leicht.

(K. Barthel.)

Digitized by Google

Und dennoch schien es fast zu trügen; denn seine trübe Stimmung steigert sich noch so, daß er sie durch einen Boten fleht, ihre Sprödigkeit abzulegen. Der Bote brachte die Antwort zurück, „Die Herrin wolle Walther nicht trauen.“ Da spielt er endlich den letzten Trumpf aus und droht hinwegziehen zu wollen. Das half; der Kampf zwischen Weibesehre und Herzenswunsch ist heftig, aber kurz; und so räumt sie ihm die Stätte in ihrem Herzen, die noch keiner der übrigen Bewerber betreten hatte. Die Blicke beider begegnen sich, und Walther's Augen bringen seinem Herzen solche Kunde, daß „es fuhr in Sprüngen gar.“ Nun konnte er singen:

Durchsüßet und geblümet sind die reinen Frauen:
Es gab so Wonnigliches niemals anzuschauen
In Lüften, noch auf Erden, noch auf allen grünen Auen.
Lilien und Rosenblumen, die da leuchten
Im Maienthaue durch das Gras, und kleiner Vöglein Sang
Sind gegen solche Lust doch ohne Farb' und Klang,
Wenn man sieht schöne Frauen. Das kann trocknen Muth befeuchten
Und löschet alles Trauern zu derselben Stund',
Wenn lieblich lacht in Liebe ihr süßer, rother Mund
Und Pfeil' ihr strahlend Auge schießt in Mannesherzens Grund.

(J. G. Findel.)

Mit einem Kusse wird Walther unter die Zahl der Minnenden aufgenommen. Seine Freude war nicht von ewiger Dauer, es kam zum Bruche zwischen beiden, und es erfolgte endlich die Trennung.

Lernten wir Walther schon durch das Gedicht vom Halmmessen, durch das man unwillkürlich an Gretchen im Faust erinnert wird, in seiner ganzen kindlichen Naivetät kennen, so zeigt er dieselbe noch mehr in einer Liebesromanze, die er einem unschuldigen Mädchen in den Mund legt und die eine der köstlichsten Perlen unserer mittelhochdeutschen Poesie ist. Sie lautet:

Unter der Linden
An der Haide,
Wo ich mit meinem Trauten saß,
Da möget ihr finden,
Wie wir beide
Die Blumen beugten und das Gras.
Vor dem Wald im tiefen Thal
Tandaradei!
Sang gar schön die Nachtigall.

Digitized by Google

Ich kam gegangen
Zu der Aue,
Da fand ich meinen Trauten schon;
Da ward ich empfangen
Hehr als Fraue,
Daß ich noch selig bin davon.
Ob er mich wohl oft geküßt?
Tandaradei!
Seht, wie roth der Mund mir ist.

Da hat er geschmücket
Für uns beide
Mit Blumen eine Lagerstatt,
Daß, wer sie erblicket,
Wohl noch heute
Daran sein still Ergötzen hat;
Denn den Rosen man wohl mag
Tandaradei!
Ansehn, wo das Haupt mir lag.

Daß er bei mir gesessen,
Wüßt' es einer,
Behüt' es Gott! ich schämte mich;
Wie er mich vermessen
Herzte, keiner
Erfahre das, als er und ich
Und ein kleines Vögelein.
Tandaradei!
Das wird wohl verschwiegen sein.

(G. Emil Barthel.)

Wie nun schon in diesem lieblichen Gedichte, das sich, ohne an Natürlichkeit und Frische edler Kunst etwas einzubüßen, in Inhalt und Form dem süßen Tone des Volksliedes anschließt, der Wald und die Nachtigall hineinspielt, so ist denn auch die Natur im Frühlingskleide und in der Sommerfülle ein Gegenstand der Walther'schen Poesie, und mit großer Sinnigkeit weiß er Blumen, Bäume, Anger und Haide wie lebendige Wesen darzustellen. Nur ein Beispiel davon wollen wir geben, ein Lied auf den Mai, das einen frischen muntern Ton hat und gegen Ende in eine liebliche Naturanschauung ausläuft:

Wollt ihr schauen, was dem Maien
Wunders Gott gewährte?
Seht die Pfaffen, seht die Laien,
Wie das sich gebärde.

Digitized by Google

Ja, er hat Gewalt.
Weiß nicht, ob er zaubern kann:
Kommt mit seiner Lust er an,
Dann ist niemand alt.

Alles wird jetzt wohl gelingen,
Freud' und Fröhlichkeit,
Tanzen, Lachen, Jubeln, Singen,
Wie's die Zucht gebeut.
Ei, wer wär' nicht froh?
Da die Vögelein so schöne
Singen ihre besten Töne,
Thun wir eben so!

Wohl dir, Mai, wie du bescheidest
Jedem seine Freude!
Wie du schön die Bäume kleidest,
Wie du schmückst die Halde!
War sie bunter je?
„Klein bist du, ich größer, schaue!"
Streiten auf der duft'gen Aue
Blumen mit dem Klee.

(Fr. Koch.)

Gibt es eine kindlichere poetische Auffassung der Natur, als sie sich hier am Ende ausspricht, wo Walther die Blumen mit dem Klee streiten sieht, welches von ihnen das längste sei!

So sehen wir denn Walther, den wir aus andern Liedern als eine strenge markige Mannesnatur kennen lernten, in dieser Sphäre lieblich und naiv wie ein Kind, und eben dadurch beurkundet er sich als eine echte Dichternatur, in der ja immer Manneskraft mit Weibeszartheit zur schönsten Harmonie verschmolzen sein muß.

In den letzten Jahren seines Lebens wandte sich Walther ganz von der Welt ab. Er war offenbar ein hoher Verehrer und rüstiger Vertheidiger des feinen Hoflebens, dessen Blüthezeit er durchlebt, da er ja eine der glänzendsten Erscheinungen in ihm bildet; er erfuhr nun auch an sich selbst das schnelle Hinwelken der ebenso schnell entfalteten Blüthe. Die Vollendung aller Feinheit hatte er in der Frauenverehrung erkannt, und das Eingehen der Frauen auf Minneverhältnisse für die Würze des ritterlichen Lebens gehalten; — er konnte sich in den merkwürdig schnellen Umschlag des Lebens und der Dichtung nicht finden, und so ließ er denn nach seiner Rückkehr aus dem ge-

Digitized by Google

lobten Lande sein Minnelied schweigen. Sein Ernst, seine tiefere Natur brachte ihn zu Klagen über die Vergänglichkeit alles Irdischen, und dicht vor seinem Grabe singt er noch ein Lied, durch das ein tiefes Weh hindurchzieht:

O weh, wie hat man uns mit Süßigkeit vergeben,
Ich seh' die Galle mitten in dem Honig schweben.
Die Welt ist außen lieblich, weiß und grün und roth,
Doch innen schwarzer Farbe, finster wie der Tod.
Wen sie verleitet hat, der suche Trost und Heil,
Für kleine Buße wird ihm Gnade noch zu Theil.

(Simrock.)

So sang er zuletzt in seinem Schwanenliede und ist dann nach einem unruhigen erfahrungsreichen Leben zu Würzburg gestorben. Dort liegt er im Lorenzgarten vor der Pforte des neuen Münsters unter einer Linde begraben, von der herab die Nachtigallen sangen auf sein Grab.

Seinem Namen und den Frühlingssängern zu Liebe, die er so oft im Liede begrüßt hatte, stiftete er ein Vermächtniß für die Nachtigallen. Er ließ nämlich an den Ecken seines Leichensteines vier Löcher aushauen und täglich Waizenkörner hineinstreuen zur lustigen Weide der Vögel. Lange Zeit wurde dieser letzte Wille des lieblichen Minnesängers in Ehren gehalten, bis später die Chorherren des Stifts es für vortheilhafter hielten, den Waizen für sich zu behalten und Semmeln daraus zu backen. Von den Nachtigallen verlassen, stand darnach der einsame Grabstein mit seinen Futtergruben manches Jahrhundert; aber in neuerer Zeit ist er verschüttet und zertrümmert worden. So ist denn keine äußere Spur von diesem deutschen Sänger auf Erden geblieben, als nur sein Bildniß in der Manesse'schen Liedersammlung, das ihn neben seinem Wappen (ein Vöglein in einem Käfig) darstellt, wie er in poetischer Conception begriffen ist. Ob aber dieses naturgetreu ist oder nicht, wissen wir nicht. Doch was thut's. Sein geistiges Bild lebt in seinen Liedern fort und ist allen gebildeten Deutschen tief ins Herz geprägt als das Bild eines frommen und weisen Mannes, eines echten Patrioten und eines der größten und mannhaftesten Charaktere unserer Nation.

Digitized by Google

Dritte Vorlesung.

Die Lyrik oder der Minnegesang.

Fortsetzung und Schluß.

Heinrich von Veldegk, Der von Kürenberg, Dietmar von Aist, Friedrich von Hausen, Spervogel, Wernher von Tegernsee, Reinmar der Alte, Reinmar von Zweter, Otto von Botenlaube, Friedrich von Leiningen, Ulrich von Lichtenstein, Nithart, Johann Hadlaub.

Nachdem wir in der letzten Vorlesung bemüht waren, uns das Leben, Treiben und Dichten der Minnesänger überhaupt und insbesondere Walther's von der Vogelweide zu vergegenwärtigen, gehen wir jetzt zur Betrachtung einzelner Minnesänger über.

An Walther reicht nun freilich keiner der Uebrigen heran; denn sie alle können ihm weder an Vielseitigkeit der Stoffe und Neuheit der Gedanken, noch an Schönheit und Mannigfaltigkeit der Form, weder an Reinheit und Reichthum der Sprache, noch an Tüchtigkeit der Gesinnung gleichgestellt werden. Dennoch aber dürfen wir wenigstens die Bedeutendsten dieser Minnesänger zweiten Ranges nicht übergehen.

Wir beginnen mit dem Rheinländer **Heinrich von Veldegk**, der gegen das Ende des zwölften Jahrhunderts lebte, weil er nach dem Zeugnisse seiner nächsten Nachwelt als der Anfänger und Bahnbrecher der ganzen mittelhochdeutschen Poesie und insbesondere als der Urahn der Minnesänger galt. „Er impfte, wie Gottfried von Straßburg in seinem Tristan sagt, das erste Reis in deutscher Zunge, von dem nachher die Aeste entsprungen sind, die so viele und mannigfaltige Blumen trugen.“ Wie der Vater der neueren Poesie, Martin Opitz

Digitized by Google

von Boberfeld, so war auch Veldegk kein eigentlich-poetisches Genie, aber er hat, wie dieser, doch das Verdienst, die Glätte und Ausführlichkeit der Darstellung, die Reinheit der Sprache und die Genauigkeit der Versmessung seiner Zeit eingefährt zu haben. Wir besitzen von ihm nur wenige und nicht einmal bedeutende Lieder, die in Form und Sprache denen seines Zeitgenossen Friedrich von Hausen sehr ähnlich sind, sich aber nur mehr in allgemeinen Anschauungen bewegen. Er ist auch gerade nicht durch sie der Begründer der Minnepoesie geworden, als welchen man ihn nach seinem Tode pries, sondern vielmehr durch ein Epos, die „Eneit," eine Bearbeitung der Virgil'schen Aeneide, in der er das wenige Feste und Herrische, das diese noch hat, noch mehr erweichte und alles Antikheroische derselben aufs wunderherrlichste für seine Zeit modernisirte. Vorzüglich war es das in diesem Epos vorkommende Zwiegespräch der Lavinia mit ihrer Mutter, das damals wie ein elektrischer Funke das in allen Landen glimmende Feuer des Minnegesangs entzündete und auf jene Jahrhunderte ebenso nachhaltig wirkte, wie weiland Goethe's Werther oder wie der Siegwart. Wir theilen ein Stück dieses Dialoges mit:

Willst du wohl thun, Tochter, so minne den Turnus. — „Womit soll ich ihn minnen?" — Tochter, mit dem Herzen und mit den Sinnen. — „Soll ich ihm mein Herz denn geben?" — Ja, freilich. — „Nun, wie soll ich dann noch leben?" — Tochter, so sollst du es ihm nicht geben. — „Mutter, wer weiß, ob es je geschieht." — Tochter, vielleicht geschieht's dennoch. — „Ach, wie sollt' ich mein Gemüth je zu einem Manne kehren?" — Nun, die Minne wird es dich schon lehren. — „Um Gotteswillen, Mutter, was ist denn Minne?" — Tochter, sie ist vom Anbeginne mächt'ger Herrscher auf der Welt, und wird's bleiben bis zum jüngsten Tag, so daß keiner je vermag, ihr ganz zu widerstehn; zumal sie so ist, daß man sie weder hören kann, noch sehn. — „Mutter, dann begreif' ich's nicht." — Du wirst sie wohl begreifen doch. — „Werdet ihr das erleben noch?" — Ich harre, so lang' es dauern mag, vielleicht erleb' ich doch den Tag, da du ungebeten minnest; wenn du es je beginnest, so wird dir viel Liebe dazu. — „Mutter, ich weiß nicht, ob ich's thu'." — Tochter, dessen bin ich aber gewiß. — „So saget mir, was Minne ist."

Da sprach die Königin: So beschaffen ist die Minne, daß es so recht niemand dem andern genau weisen kann, dessen Herz nicht selbst für sie offen steht. Der ihrer aber inne wird und zu dem sie sich wendet, dem lehrt sie vieles, was ihm vorher unkund war. Sie macht ihn fast krank, sie schmerzt ihm am Herzen, sie trübt ihm die Farbe, sie macht ihn kalt und heiß, daß er sich selbst nicht zu rathen weiß; sie benimmt ihm den Schlaf, verleidet ihm Essen und Trinken und versenkt das Herz in Sorgen, daß es anfängt, hin und her zu sinnen. — „Ach, Mutter, dann ist ja die Minne ein Ungemach!" — Nein, aber sie ist nahe daran. —

Digitized by Google

„Nun, dann ist sie wohl stärker, als die Sucht und das Fieber.“ — Ich meine, diese beiden wären dir lieber; denn darnach wird es doch besser mit dem Kranken, die Minne aber macht kälter und heißer zugleich als ein Fieber. Ja, wer von ihr bestrickt wird, der hat wahrlich genug. — „Dann möge Gott sie von mir wenden.“ — Nein, Tochter, sie ist dennoch gut. — „Wie kommt's aber, daß sie so wehe thut?“ — Ach Tochter, ihr Ungemach ist süß. — „Aber gebe Gott, Mutter, daß sie mich doch noch lange meide, denn wer möchte solche Noth aushalten können.“ u. s. w.

In dieser Weise geht das Zwiegespräch fort. Die Mutter setzt der Lavinia noch auseinander, wie die Minne nach allem Ungemach doch große Freuden schaffe; aber die Tochter fürchtet doch mehr dies Ungemach, als sie jene Freuden ersehnt und endet mit den Worten:

Das Minnen ist mir doch zu schwer,
Nein, nein, ich minne nimmermehr,

worauf die Mutter sie freilich bedeutet:

Bei Gott, mein liebes Töchterlein,
Ich weiß, daß du doch minnen mußt,
Wie ungern du es jetzt auch thust.

Man kann nicht leugnen, bei aller Gedehntheit und Breite dieses Stückes hat doch die kindliche Naivetät, die geschwätzige Unschuld des Mädchens, die sich hier ausspricht, etwas Liebliches, und wer diesen Dialog in der Ursprache liest, wird es wohl begreiflich finden, daß Heinrich von Veldegk durch diese und ähnliche Stücke seines Epos damals alles bezauberte und die ganze lange Reihe der Minnesänger hervorrief, die nun das hier angeschlagene Thema von der Minne in allen möglichen Variationen behandelten.

Von Veldegk's Zeitgenossen führen wir zuerst **den von Kürenberg** (wahrscheinlich aus dem Breisgau) und **Dietmar von Aist** oder Aste, Eist und Eyste (vermuthlich ein Oestreicher) an. Beide singen noch ohne alle Kunst in der einfachen vierzeiligen Strophe, die wir in den Volksepen der Nibelungen und Gudrun finden, und ihre Lieder haben noch etwas Heldenhaftes, Festes, das zu der Zartheit des späteren höfischen Gesanges in auffallendem Gegensatze steht. Bei beiden ist der Reim noch wenig ausgebildet und begnügen sie sich meistens nur mit Assonanzen; beide gebrauchen auch den Falken als Sinnbild des geliebten Mannes, wie dies auch im Anfang des Ni-

Digitized by Google

belungenliedes in jenem prophetischen Traume der Krimhilde der Fall ist. So läßt der von Kürenberg z. B. seine Geliebte singen:

Ich zog mir einen Falken,
Wohl länger, als ein Jahr;
Der ganz nach Wunsch und Willen
Von mir gezähmet war.
Als ich ihm sein Gefieder
Mit Golde reich umwand,
Hub er sich in die Höhe
Und flog in fernes Land.

Ich sah den Falken fliegen,
Sein Flug war stolz und hoch,
An seinen Fuß sich schmiegen
Die seidnen Riemen noch.
Und rings war sein Gefieder
Mit rothem Gold geschmückt;
Gott geb' die all' zusammen,
Die Liebe recht beglückt!

(J. G. Findel.)

In einem andern Liede, welches lautet:

Bewegt ist meine Seele,
Mein Auge thränenvoll,
Daß ich von meiner Schönen
Und Guten scheiden soll.
Verläumder, die mich trennten,
Euch stürze Gott in Leid!
Gott lohne, wer mich aussöhnt,
Mit Lieb' und Seligkeit!

(O. L. B. Wolff.)

deutet der Dichter nur in kurzen bilderreichen Zügen die schmerzliche Störung eines früheren trauten Verhältnisses an; aber eben diese Sparsamkeit in der Ausführung, ganz wie im echten Volksliede, hat für die Phantasie etwas sehr Anregendes, da es ihr überlassen bleibt, das nur Angedeutete selbst weiter auszuführen.

Auf die im obigen Gedicht ausgesprochene Klage der Geliebten entgegnet der Dichter*) tröstend:

*) Vilmar schreibt diese Zeilen (Lit. gesch. 6. Aufl. S. 275) irrthümlich Dietmar von Aist zu. Vgl. dagegen W. Wackernagel, Altdeutsches Lesebuch, 1839. S. 217—220 u. a. J. G. F.

Digitized by Google

Wie der Abendstern sich birgt, so thue auch du, schöne Frau, wenn du mich erblickst, laß deine Augen auf einen andern Mann schweifen, daß niemand erfahre, wie es unter uns zweien gethan sei.

Dietmar von Aist's Gedichte zeichnen sich vor vielen späteren Dichtungen durch Innigkeit, Tiefe und Lebhaftigkeit des Gefühls vortheilhaft aus, ohne ihnen an Mannigfaltigkeit des Ausdrucks nachzustehen. So läßt er seine minnigliche Frau singen, als sie einsam auf der Haide stehend und die Ankunft des Geliebten erwartend plötzlich einen Falken auffliegen sieht:

O wohl dir Falke, du fliegest dahin, wohin dir lieb ist, du hast dir einen Baum im Walde erwählt, der dir wohlgefällt. Ach, ich habe ebenso gethan; meine Augen wählten auch einen. Um diesen einen beneiden mich nun schöne Frauen. O weh, warum lassen sie mir nicht mein Lieb; begehre ich doch keinen von ihren Trauten.

Dann wendet sie sich an den Geliebten, ihn zur Treue ermahnend, indem sie sagt, er solle andere Frauen nicht minnen.

Waren der Kürenberger und Dietmar von Aist noch Zeitgenossen Veldegk's, so waren Friedrich von Hausen und Spervogel seine nächsten Nachfolger. **Friedrich von Hausen** war ein tapferer Ritter aus der Gegend von Trier, der seinem Mädchen viel minnigliche Lieder sang und so in ihr Andenken verloren war, daß er guten Morgen bot, wenn es Nacht war und die Abendgrüße der Vorüberziehenden nicht verstand. Sie aber wollte dennoch nicht an seine Liebe und Treue glauben, und hielt ihn fern, bis er aus Gram darüber das Kreuz nahm und mit Friedrich Barbarossa nach dem Morgenlande zog. Nun nannte sie, die Veldegk's Eneit gelesen hatte, ihn freilich ihren Aeneas, meinte aber, daß sie doch nimmer seine Dido werde. Und nun sang der Ritter:

Herz und Leib wollen mir von einander scheiden, obwohl sie doch bisher zusammen waren. Der Leib will gerne fechten wider die Heiden, doch dem Herzen liegt ein Weib nahe, näher als alles in der Welt. Das schmerzt mich nun, daß das Herz dem Leibe nicht folgen will. Meine Augen haben mir den Schaden angethan und Gott allein kann den Streit zwischen beiden schlichten.

Und der Ritter scheidet nun von der, die er umsonst gebeten und gefleht und die sich immer stellte, als verstünde sie es nicht, und sendet ihr übers Meer noch manchen zarten Gruß. Oft denkt er während der Fahrt, was er ihr sagen würde, wenn er ihr nahe wäre und damit kürzt er sich die Reise. Er hatte geglaubt, er würde der Liebessorge ledig, wenn er von ihr gehe; aber war ihm schon daheim

Digitized by Google

weh, so war ihm in der Fremde noch weher, denn wie er auch die Lande auf- und abfährt, er kann sie doch nicht vergessen und sein Schmerz und Trost zugleich bleibt sie allein. In treuer Auffassung dieses seines Sängerlebens stellt ihn dann auch das Minaturbild dar, welches die Handschriften von ihm aufbewahren. Kühn und frei steht er da auf dem Rande des Schiffes und wirft ein Blatt, einen Liebesgruß an die Geliebte, ins Meer, daß die schäumenden Wogen es von dannen tragen sollen zu ihr, der er vor allen Mannen unterthan war. Er selbst kam auch nie wieder heim, denn im Jahre 1190 fiel er vor Philomelium in Kleinasien kurz zuvor, ehe der Rothbart im Selef ertrank, und das ganze Kreuzheer stimmte eine Trauerklage an um den gefallenen Helden.

Spervogel, ein fahrender Dichter, dessen Heimath uns unbekannt geblieben, verfolgte eine ernste Richtung. Seine Gedichte sind größtentheils Sprüche voll gesunder, kernhafter Lebensweisheit und behandeln vorzugsweise allgemein menschliche Lebensverhältnisse. Er sang fast nur von heiliger Minne und darf schon deshalb nicht übergangen werden, weil er der älteste geistliche Liederdichter der Deutschen, der Urahn der deutschen Kirchenliederpoesie ist. Wir haben nur wenige Lieder von ihm, diese aber sind so objectiv gehalten, so feierlich und erhaben, daß man bedauern muß, nicht mehr von ihm übrig zu haben. So singt er z. B.

Des Waldes Kräuter, des Goldes Erze und alle Abgründe, die sind dir, o Herr, kund, die stehn in deiner Hand, und alle himmlischen Heerschaaren wissen kein Ende deines Lobes.

Oder in einem anderen:

Der ist gewaltiglich und stark, der zu Weihnachten geboren ward, das ist der hehre heil'ge Christ, ihn lobet, was auf Erden ist. — Im Himmelreich ein Haus steht, ein güldner Weg zum Hause geht, die Säulen sind von Marmelstein, die zieret unser Herr allein mit edelem Gesteine, und niemand kommet dort hinein, der nicht von Sünden reine.

Wahrscheinlich hat er außer diesen geistlichen Liedern auch weltliche Minnelieder gedichtet; denn daß selbst Mönche damals dergleichen sangen, beweist der sogenannte Pfaffe **Wernher von Tegernsee** aus dem zwölften Jahrhundert, von dem eine der lieblichsten Strophen der Minnepoesie auf uns gekommen ist. Sie lautet:

Digitized by Google

Du bist mein, ich bin dein,
Deß sollst du gewiß sein.
Du bist verschlossen
In meinem Herzen;
Verloren ist das Schlüsselein:
Nun mußt du immer drinnen sein.

Auch umgekehrt sangen die weltlichsten Dichter damals auch geistliche Lieder, und wir besitzen deren nicht nur von jenem Spervogel und von dem ernsten frommen Walther von der Vogelweide, sondern sogar von dem im Leben wie in der Dichtung üppigen Weltkinde Gottfried von Straßburg. Es ist eins der poetisch-schönsten Lieder auf Christus und Maria (94 Strophen), worin er auf eine rührende Weise klagt, daß er die Gottesminne bisher so wenig im Sinne getragen habe und worin er nun um so dringender alle anlockt, dieser heiligen Minne nachzustreben. Gar schön und treffend singt er hier, indem er das Trachten nach dieser Minne unter dem Bilde einer Jagd darstellt:

Wer Gottes Minne will erjagen,
Der muß ein jagendes Herze tragen,
Das nicht verzagen
Könne auf der jagenden Weide;
Er muß auch Heldes Kräfte han,
Will er die reine Minne fahn,
Und feste stahn,
Ringen, streiten, die beide,
Die muß er haben Nacht und Tag
Nach der geweihten Minne.
Sie keinen schlafend fangen mag,
Man muß sie zwingen in den Hag
Kräftig stark
Mit reinem steten Sinne.

(Tieck.)

Gehörten die besprochenen Minnesänger: Heinrich von Veldegk, Friedrich von Hausen und Spervogel dem zwölften Jahrhundert an, so treten wir nun ins dreizehnte Jahrhundert ein, das eine noch längere Reihe dieser Dichter zählt.

Zuerst treffen wir da **Reinmar den Alten**, den manche für eine Person mit dem von Hagenau glauben, welchen Gottfried von Straßburg „aller lebenden Nachtigallen Leitfrau" nennt. Er lebte

Digitized by Google

am Hofe des Herzogs Leopold VII. von Oesterreich und war einer der ausgezeichnetsten Minnesänger, von dem wir auch nächst Walther von der Vogelweide die meisten Lieder haben. Sie sind alle ohne vielen Aufwand an Blumen, aber durch Wärme und Einfachheit anziehend. Als Beweis theilen wir nur folgendes höchst ansprechende Liedchen mit:

Ich stand entzückt, bezaubert, liebeselig,
Als ich zuerst die Minnigliche sah.
Deß bin ich heut' und immer besser fröhlich,
Hört, welch ein Minnewunder mir geschah.
Sie thät so sanft durch meine Augen schlüpfen,
Daß sie sich nirgend in der Enge stieß
Und ganz in meinem Herzen niederließ.
Wohl magst du, Herz, vor Wonne hüpfen,
Du trägst in dir dein Paradies.

Ein Zeitgenosse und Schüler Walther's von der Vogelweide war **Reinmar von Zweter**, der am Oberrhein geboren war und in Oestreich und Böhmen lebte und mit unter den Streitern auf der Wartburg aufgezählt wird. Von ihm haben wir religiöse Lieder und poetische Sittenpredigten, in denen er vorzüglich die Ehe preist und auf Reinheit der Minne dringt. Dies sind aber nicht die einzigen Gegenstände seiner Gedichte, da er vielmehr alle Verhältnisse des öffentlichen und häuslichen Lebens bespricht: Kaiser und Reich, Minne und Freundschaft, Lebensklugheit und Erfahrung. Voll Ernst und Manneskraft tritt auch er, wie sein Vorbild Walther, gegen das Unwesen des Papstthums und Pfaffenthums auf und gehört demnach wie dieser zu den Wahrheitszeugen des deutschen Mittelalters. Mit welch freimüthigem Zorn enthüllt er nicht die vom Papste heimlich zugelassene Simonie, wenn er singt:

Herr Papst, ihr seht der Kirche in den Mund und prüft, ob alle ihre Orden sind gesund; doch habet Acht darauf, ob unter den Bärten nicht etwa Gräten in der Kirche Kehle stecken. Ein Orden, der sich mit der Hand der Simonie läßt streichen und äußerlich doch auch der Kirche Zeichen, den Mantel und die Kappe trägt, der will das Inn're mit dem Aeußern hehlen. Die Kirche soll weder mit der Simonie, noch mit der Häresie zu thun haben. Ein solches Gut ist ja auch wahrlich nicht wohl gewonnen, das man hier nimmt und dort verhehlt. Wer anders ist ein Dieb, als der da stiehlt. Nun hehlt und stehlt immerfort, ich breit' es dennoch an die Sonnen.

Digitized by Google

In diesem Gedichte und in ähnlichen andern zeigt sich Reinmar überall als ein Mann voll tiefen Ernstes, von großer Sittenstrenge und heller lichter Lebensweisheit und beurkundet sich neben Walther von der Vogelweide als den bedeutendsten lyrischen Didaktiker jener Zeit. Vor allen sind seine kürzeren gnomischen Dichtungen wahre Weisheitsperlen, weshalb sie uns auch Rückert durch treffliche Uebersetzungen zugänglich gemacht hat.

So lautet eine derselben:

Die Liebe zwinget Weib und Mann;
Kein Wunder ist darin.
Da sie den Himmel zwingen kann,
Warum nicht Menschensinn?

So zwingt der Schatz auch seinen Knecht,
Daß er ihm dienen muß;
Das edle Gold hat solch ein Recht,
Es ist ein Zauberfluß.

Nicht minder zwingt des Weines Kraft
Und nimmt die Sinne ganz;
Es ist ein holder Lebenssaft
Und wundermild sein Glanz.

Doch eines wundert mich allein,
Ein wunderliches Spiel,
Wie eines Würfels todtem Bein
Ein lebend Herz verfiel;

Wie eines Würfels todtes Bein
Ein lebend Herz bethört,
Daß es mit jedem Sinn allein
Ihm eigen angehört.

(Rückert.)

Wie schlagend ist hier nicht durch den Gegensatz gegen die Gewalt der Liebe, des Goldes und des Weins die Unnatur der Spielsucht dargestellt! — Ebenso schön weiß Reinmar in einem andern Gedichte die geschäftige Unentschlossenheit oder, wie er sagt, den Zweifel zu schildern, der mit all seinen Mühen dennoch nichts zu Stande bringt:

Zweifel ist ein übler Zimmrer,
Nie war üblerer noch schlimmrer;

Digitized by Google

Zweifel bauet selten aus,
Nie mit starker Säul' ein Haus.

Zweifel immer hat zu messen,
Wähnet immer was vergessen,
Rückt und schiebet früh und spät,
Häuft vergebens viel Geräth.

Zweifels Grund ist nirgends fest,
Wird mich nicht der Zweifel lassen,
Ich nicht fassen
Ein Vertrauen,
Werd' ich nie so Großes bauen,
Als des kleinsten Vogels Nest.

(Rückert.)

Noch schlagender sind bei Reinmar die kurzen spruchartigen Gedichte, deren er uns eine Menge hinterlassen hat. Viele davon wären werth, daß sie in unsere volksthümlichen Lesebücher übergiengen. Wir theilen zwei davon mit:

1.

Gerne gewähren, ungerne bitten;
Niedres verheißen, Hohes leisten:
Sind stolzer Ehren beste Sitten,
Der nur ein Edler sich mag erdreisten.

(Rückert.)

2.

Ein ledig Weib soll um den Mann
Nicht werben, es steht ihr nicht an,
Die Liebe will's nicht leiden.
Doch daß sie sich bescheiden
In Tugend kleid', in Zucht und Sitt',
In Huld und Anmuth, und damit
Des Mannes Herz gewinne,
Das steht wohl an der Minne.

(Rückert.)

Wie schon aus diesem Gedicht hervorgeht, hat auch Reinmar das Thema der Minne keineswegs vernachlässigt. Aus seinen eigentlichen Minneliedern, die sich durch große Wärme und Herzlichkeit auszeichnen, heben wir nur ein kleines an seine Geliebte heraus:

Digitized by Google

Mit Leib und Seele bin ich dein,
O laß in deiner Huld mich werther sein,
Ich kann um andre Frau'n nicht werben;
Mein Aug' hat meinem Herzen dich gegeben,
Blick in dies Herz, und kenne mich,
Erspähst du dort ein andres Bild, als dich,
So laß mich, holdes Weib, verderben
Und ohne Trost bis an mein Ende leben.

Diese beiden Reinmar sind nun, außer den beiden Minnesängern, welche wir nachher noch betrachten werden, die wichtigsten unter den Lyrikern des dreizehnten Jahrhunderts. Könnten wir die übrigen alle durchgehen, so tönte uns noch manches liebliche Lied; denn jeder dieser wenn auch unbedeutenden Dichter hat doch wenigstens ein Liedchen aufzuweisen, welches uns das Herz gewinnen würde. Freilich kehrt dasselbe Thema immer wieder, freilich hören wir sie alle die Frauen und die Minne und den Frühling preisen, aber dennoch variirt dies so sehr, daß man unmöglich ermüden kann, wenn man nur das Beste herausgreift. Hier hören wir den Kaiser Heinrich VI. bekennen, daß er gern seine Kaiserkrone ablegen wolle, wenn sie sich nur in Liebe ihm ergeben wolle; hier hören wir den Markgrafen Heinrich von Meißen um Gnade flehen bei der Geliebten, deren rosenrother Mund ihn allein von allen seinen Wunden heilen könne; da hören wir den Markgrafen Otto von Brandenburg die Geliebte segnen, die seinen Muth erhöht; da ruft der von der Warte die Minne selbst an, daß sie seine verlassenen Sinne trösten möge; und so klingt und singt es durch einander von der Liebe Leid und Freud, daß Eins das Andere übertönt. Auch liebliche Situationen aus dem Liebeleben finden wir in diesen Liedern in der Form von Zwiegesprächen dargestellt und haben besonders zwei davon etwas überaus Rührendes und Herzliches. Das erste stellt uns dar, wie Graf **Otto von Botenlaube** vor seiner Kreuzfahrt von seiner Gattin Abschied nimmt. Es lautet:

Er:

Wäre nicht des Christuslohnes Süße,
Nimmermehr verlassen könnt' ich euch,
Die ich stets in meinem Herzen grüße,
Holdes Weib, ihr seid mein Himmelreich.
Ferne muß ich einsam ziehn und trauern,
Heil ist, wo ihr wohnet, um den Rhein,
Gnade wöll' euch Gott in diesen Mauern
Gnade mir auf meiner Fahrt verleihn.

Digitized by Google

Sie:

Mann, du bist zur Wonne mir geboren,
Wie du mich zu deinem Himmelreich,
Hab ich dich zum Gotte mir erkoren.
Gott, der Herr, erlaube den Vergleich.
Kehre glücklich wieder, Mann der Liebe:
Säh ich nimmer deiner Augen Licht,
Ach der Freunde Trauerschaar begrübe
Bald dein Liebchen — seine Liebe nicht.

Außer diesem haben wir auch ein liebliches Zwiegespräch beim Scheiden von dem Grafen **Friedrich von Leiningen**, einem Ahnen der noch jetzt in Baden lebenden Fürstenfamilie von Leiningen. Es lautet:

Er:

Wenn ich beim Scheiden ohne Schuld
Verzichten muß auf deine Huld,
Dann wehe dieser Trauerfahrt,
Die gen Apullen thut mein Leib
O sei mir Treuem nicht so hart,
Sei gnädig, anmuthsvolles Weib,
Gib doch mir Hoffnung, Trost und Ruh'!
Ja sprich aus rothem Munde
Nur die fünf Worte du:
Fahr' wohl zu guter Stunde.

Sie:

Fahr' wohl zur guten Stunde, Freund,
Deß Ehre, Leib und Seele
Und Heil ich im Gebet vereint
Gott meinem Herrn befehle.
Gott weiß, vor Angst weint' ich genug,
Seit unabwendbar ist dein Zug.
Du führst zwei Herzen heute
Voll Leides in die Weite,
Das meine, wie das deine, hin;
Davon ich immer traurig bin —
Herr Christ sei dein Geleite.

Solcher minniglichen Situationsbilder finden sich eine große Menge in der Minnepoesie, bald ernster, bald schalkhafter Art; eins der lieblichsten werden wir am Ende dieser Vorlesung noch mittheilen.

Digitized by Google

Während wir bisher den Minnegesang und den damit verbundenen Frauencultus von der anmuthigen Seite kennen gelernt haben, tritt er uns in **Ulrich von Lichtenstein**, dem Ahnherrn des jetzigen fürstlichen Hauses von Lichtenstein, in seiner Kehrseite, wenigstens in seiner Uebertreibung entgegen.

Am liebsten möchte ich diesen Minnesänger ganz übergehen, weil die Betrachtung desselben für mich von jeher etwas Widriges hatte; indeß ist doch seine historische Bedeutung so groß, daß ich auch wider Willen von ihm reden muß. Er ist nämlich der einzige Dichter dieser Zeit, von dem wir eine vollständige Schilderung seines dreiunddreißigjährigen Ritter- und Minnelebens haben. Diese Selbstbiographie, die den Titel „Frauendienst" führt, ist durchweg in poetischer Form geschrieben und enthält etwa 14000 Verse; zahlreiche eingeflochtene Büchlein (Liebesbriefe) und während dieser Zeit gedichtete Minnelieder, so wie eine anziehende und für die Zeitgeschichte interessante Erzählung beleben dieselbe. Wer jedoch dieses Werk nur aus der Uebersetzung Ludwig Tieck's kennt, gewinnt noch keine vollständige Anschauung desselben, da Tieck nur einen Auszug daraus gegeben, die Erzählung in Prosa übertragen und die Lieder mit mannigfachen Mißgriffen im Verständniß versificirt hat. Allein das, was uns Tieck von dieser Biographie gibt, genügt schon, um daraus zu erkennen, daß sich in diesem Ulrich von Lichtenstein der Untergang der Minnepoesie und die völlige Verzerrung des an sich so edlen Frauencultus darstellt. Wer erkennen will, wie erniedrigend es für den Mann ist, wenn die Liebe sein ganzes Wesen einzig und dauernd beherrscht; wer erkennen will, wie ein solcher Mann, weil er aus der Sphäre seiner Natur heraustritt, nothwendig in tausend Thorheiten und Lächerlichkeiten verfällt, der muß diesen „Frauendienst" Ulrich's von Lichtenstein lesen. Diese Donquixoteartigen Uebertreibungen der Frauenverehrung, diese Unnatur und Selbstquälerei der Liebe, diese Vergeudung von Zeit, Kraft und Talent im alleinigen Dienste der Minne, wie sie sich hier finden, erzeugen in jedem freien und nüchternen Gemüthe den höchsten Widerwillen.

Schon als Kind, da er noch auf der Gerte reitet, hört Ulrich von den Weisen sagen, daß niemand Würdigkeit erwerben könne, der nicht ohne Wanken guten Weibern zum Dienste bereit sei und niemand recht froh und wohlgemuth sein könne, der nicht eine reine Frau liebe, wie sein eigenes Leben. Das merkte sich denn der Steckenreiter so gut, daß er, als man ihn in seinem zwölften Jahre einer Prinzessin

Digitized by Google

von Meran zum Edelknaben gibt, sich möglichst schnell in sie verliebt und sich entschließt, ihr spät und früh zu dienen bis an seinen Tod. Und wie dient er ihr nun? Wenn er im Sommer Blumen bricht, so trägt er sie zu ihr und freut sich, wenn ihre weiße Hand sie an derselben Stelle angreift, wo er sie zuvor angegriffen hat und wenn er hinkommt, wo man ihr Wasser über die zarten Hände gießt, so nimmt er das Waschwasser, das sie angerührt hat, heimlich mit sich, um es vor Liebe zu trinken. So vertändelt er fünf Jahre im Dienste dieser Herzenskönigin, bis er auf der Hochzeit einer österreichischen Fürstin Ritter wird, um nun, wie er sich vornimmt, alle seine Thaten im Dienste seiner Frau und ihr zu Ehren zu vollbringen. Eine Nichte von ihm entlockt ihm auf eine schlaue Weise sein Geheimniß und verspricht ihm, das Vermittleramt zu übernehmen. Sie überreicht auch der Prinzessin ein Lied, in der er sie um ihre Einwilligung bittet, sich ihrem Dienste weihen zu dürfen. Den ritterlichen Dienst nimmt sie an, aber von einem näheren Verhältnisse will sie nichts wissen und äußert sie unter anderm, daß, selbst seine vollkommne Würdigkeit angenommen, doch jedem Weibe sein mißgestalteter Mund zuwider sein müsse. Das war nur leider allzuwahr; denn er hatte nach eigenem Geständniß drei Lippen statt zwei. Sobald der Verliebte diese Aeußerung vernommen, reist er nach Gräz und läßt sich von einem Wundarzte eine der drei Lippen abnehmen, ohne zu zucken oder während des fünf Wochen langen darauf folgenden Krankenlagers zu murren. Darauf läßt ihn die Herrin freilich zu sich kommen und redet mit ihm, aber nur um zu sehen, wie ihm nun der Mund zu dem Gesichte steht und ihn dann als Ritter in ihr Gefolge aufzunehmen. Er dient ihr also abermals und ist stets in ihrer Nähe; aber wenn ihm sein Herz sagte: Nu sprich, nu sprich, so versagte ihm stets die Zunge, und er vermochte kein Wort zu sagen. Für diese Feigheit bestrafte ihn denn auch die Herrin; denn als er sie einst aus dem Sattel hob, ergriff sie ihn beim Haar und rupfte ihm heimlich aber gar unsanft eine Haarlocke aus. — In einem der vielen Speerstechen, die Ulrich nachher seiner Frau zu Ehren und um ihre Augen auf sich zu ziehen, besteht, wird ihm der kleine Finger der rechten Hand so durchstochen, daß er nur noch an der Haut hängt und der Prinzessin die Botschaft gebracht, Ulrich habe um ihretwillen einen Finger verloren. Sie beklagt seinen Unfall im Frauendienste und sendet ihm vier Büchlein, um sich nach Ritterstitte durch Lesen und Gesang die Zeit zu verkürzen. Alle seine Versuche jedoch,

Digitized by Google

ihre Minne zu gewinnen, wurden nach wie vor schnöde von ihr abgewiesen, ja sie erklärte geradezu, seine Liebe sei nicht wahrhaft und sie hätte wohl erfahren, daß er keineswegs einen Finger um sie verloren. Kaum hörte er dies, so ließ er sich durch einen seiner Freunde den angeheilten Finger abhauen und schickte ihn in einem grünsammtnen Futteral mit goldnem Deckel und goldnen Schlössern sammt einem Brieflein an die Herrin und freut sich in seiner närrischen Weise, daß seine Frau nun doch an ihn denken müsse. Aber es bleibt denn auch nur beim Gedanken, denn zu einer weitern Annäherung, die der Phantast so sehr wünscht, kommt es nicht, und Ulrich weiß vor Gram nicht zu bleiben. Da verfällt er endlich auf ein gar wunderliches Mittel, um ihre Aufmerksamkeit aufs neue auf sich zu lenken. Er ließ sich zwölf Frauenröcke, dreißig Frauenärmel an seinen Hemden und drei Mäntel von weißem Sammet machen, und kauft zwei mit Perlen bewundene Zöpfe; seine und seiner Mannen Rosse erhielten silberblanke Sättel, darüber waren weiße Decken von Tuch gebreitet. Auch zwölf Knappen wurden schneeweiß gekleidet und diese, damit sie sein Geheimniß bewahrten, aus der Fremde gewonnen. Dann zog er also verkleidet als Frau Minne oder Venus in ganz Oestreich umher, wie sich leicht errathen läßt, unter ungeheurem Zulauf von Menschen, die den wunderlichen Kauz sehen wollten. Aber das genirte ihn so wenig, daß er in diesem Aufzuge sogar zur Messe gieng, um erst recht begafft zu werden. An gewissen Tagen ließ er dann ein Punieren oder Speerstechen ausrufen und alle Edlen und Freien einladen, mit Frau Minne d. h. also mit ihm zu kämpfen, und gab er jedem, der mit ihm einen Speer gebrochen hatte, ein goldnes Ringlein, das die Kraft haben sollte, Minne zu erwerben und treu zu erhalten. Und das alles thut er nach seiner fixen Idee zur Ehre seiner Herrin, die nicht nur damals, sondern schon zu seiner Knabenzeit verheirathet war und zu einer Zeit, wo auch er selbst ein Ehegemahl und Familie hatte. Kann man sich etwas Tolleres und Sittenwidrigeres denken als dies! Ist es einem dabei nicht, als ob man den leibhaftigen Don Quixote mitten in der deutschen Wirklichkeit auftreten sähe? Denn wie das Eigenthümlich-Närrische dieses Ritters von der traurigen Gestalt darin besteht, daß er die Poesie des Ritterthums, also ideale Zustände, mitten im gemeinen Leben wieder ins Dasein rufen will, so ist es ja auch bei diesem Ulrich Manier, die Poesie des Minnethums im gewöhnlichen Alltagsleben zu regeneriren. Wie dieser Don Quixote überall an der rohen Wirklichkeit anstößt,

Digitized by Google

doch ohne klug zu werden, gerade ebenso geht es dem Ulrich von Lichtenstein. Die Prinzessin von Meran, der er diente, eine Frau von festem und reinem Sinne, faßte einen Widerwillen gegen den Zudringlichen und strafte seine thörichte Verliebtheit auf empfindliche Weise, der Art, daß sich die Strafe nicht viel von jener böhmischen Execution auf dem Prager Rathhause im Anfang des dreißigjährigen Krieges unterscheidet. Aber er wird doch nicht klug; er scheint zwar zu verzweifeln, will sich ertränken, fängt aber doch alsbald wieder an, Minnelieder zu dichten und Briefchen an sie zu senden. Um ihn nur los zu werden, bringt sie in ihm, sich dem Kreuzzuge Friedrich's II. anzuschließen, aber der in Minneträumerei Erschlaffte hat keine Lust und Kraft zu männlicher Thätigkeit. Vier Jahre fleht er noch um die Huld der Fürstin, bis sie ihm einen so argen Possen spielt, daß er sich endlich von ihr abwendet und auf ein Mal in seinen Liedern über die Untreue der Frauen klagt. Nun sollte man glauben, es wäre mit seiner Tollheit zu Ende, aber nein. Wenn man den Narren im Mörser zerstößt, sagt ein altes Sprüchwort, so guckt er doch oben wieder heraus. Ulrich erkor sich eine zweite Gebieterin. Zu dieser ritt er hin, erklärte sich, ward gut aufgenommen und erhielt von ihr nach einiger Zeit den lang ersehnten Minnesold. Zu Ehren dieser neuen Herrin zog er nun, wie ehedem als Frau Minne, so jetzt als König Artus umher mit einem langen Gefolge von Dienern, die sämmtlich Namen der Ritter von der Tafelrunde trugen.

All diesen tollen Spuk erzählt nun, wie gesagt, Ulrich in seinem „Frauendienst", den Tieck, wir wollen es zu seiner Ehre glauben, mehr aus historischem Interesse, als aus Wohlgefallen an dem Inhalte uns übersetzt hat. Und das erzählt der Dichter nicht etwa, wie man denken könnte, im Jugendalter, wo dergleichen Tollheiten und Narrentheidinge doch noch immer erklärbarer sind, sondern in einem Alter von sechsundfunfzig Jahren, wo doch der Ernst schon bei ihm eingekehrt sein sollte. Und statt auf alle diese Jugenderlebnisse und Jugendstreiche mit Reue und Scham zurückzublicken, stellt er sie mit der naivsten Unbefangenheit und kindischer Freude so frisch und lebendig dar, als hätte er sie eben erlebt und durchgemacht. Wahrscheinlich ist er denn auch von seiner Minnethorheit nicht geheilt worden, obgleich er selbst nach der Abfassung seines Buchs noch Zeit genug dazu hatte, denn er wurde sechsundsiebenzig Jahre alt, ohne ein Wort der Besinnung und reuiger Selbsterkenntniß je darüber veröffentlicht zu haben. — Da seine Liebe selbst etwas Unnatürliches und Widerwillenerregendes hat,

Digitized by Google

so können auch seine Minnelieder, so schön auch manche unter ihnen erscheinen, wenn man sie für sich betrachtet, nicht gerade von großem Interesse sein. Viele derselben hintereinander zu lesen, ist eine wahre Qual: denn dies ewige Annähern und Abstoßen, diese Freuden und Leiden, diese Klagen und Hoffnungen, in denen sie auf- und abwogen, ermüden zuletzt aufs peinlichste. Nur einige seiner besten müssen hier mitgetheilt werden, vor allem deshalb, weil sie ihrer äußeren Technik wegen sich auszeichnen und in Beziehung auf Zierlichkeit der Sprache und Wohllaut des Versbaues an die besten Erzeugnisse des Minnegesangs hinanreichen.

In dem ersten preist der Dichter den hohen Muth oder die frische freudige Hoffnung, die nach langem Leid wieder bei ihm eingekehrt sei:

Hoher Muth und süße Minne,
Tröstet mich und huldigt ihr
Ohne Falsch mit stetem Sinne!
Ach, vielleicht gelingt es mir
Und ihr kleiner Purpurmund
Thut mir Himmelswonne kund.

Hoher Muth, sei wohl empfangen!
Rast' in meines Herzens Grund
Und vollführe mein Verlangen!
Du bist mir ein goldner Fund
Meine Fröhlichkeit, vergangen,
Hinterließ nur Thränen mir,
Doch sie kam zurück mit dir.

Hoher Muth, nach deiner Lehre
Warb ich und verzagte nie;
Voll Bescheidenheit und Ehre,
Reiz und Weiblichkeit ist sie.
Ja, die Sanfte, Gute, Hehre,
Ist mein Augenstern und Licht;
Sie zu lieben, reuet nicht.

Hoher Muth und ihr, o Reine,
Woget ganz in meiner Brust!
Diesem glücklichen Vereine
Dank ich neue Liebeslust.

Digitized by Google

Schöner, freundlicher ist keine,
Und ihr schwesterlich Geleit
Liebe, Zucht und Würdigkeit.

Hoher Muth, in meinem Herzen
Regst du Hoffen und Begier,
Und, vergessend aller Schmerzen,
Hüpft es jugendlich in mir.
Laßt uns küssen, laßt uns scherzen!
Holde, scherzt und küßt mit mir!
Euer bin ich für und für.

(O. L. B. Wolff.)

In einem zweiten stellt uns der Dichter dar, wie er mit seiner Herrin eine Zwiesprach hält über das Wesen der Minne — ähnlich wie in jenem Dialog in Veldegk's Eneit — und charakterisirt deren feste und nüchterne Haltung, die sie ihm gegenüber einnahm, auf lebendige Weise:

Frau, ja Herrin meiner Sinne!
Achtet meinen Wunsch nicht klein,
Lernt von eurem Diener Minne,
Lernt auf Erden selig sein.
Würd euch Minne sattsam kund,
Euer holder kleiner Mund
Schwüre heut den Minnebund.

„Herr, so sagt mir, was ist Minne?
Ist es Fräulein oder Mann?
Nie, beim Himmel, ward ich's inne,
Lehrt mich, was sie will und kann.
Ist sie trüglich oder wahr?
Ihre Lust und ihre Fahr
Sollt ihr mir verkünden gar."

Frau, die Minne herrscht gewaltig,
Alle Lande dienen ihr;
Ihre Macht ist mannigfaltig,
Ihre Sitte launt, wie ihr.
Sie ist übel, sie ist gut,
Daß sie wohl und wehe thut,
Also merkt der Liebe Muth.

Digitized by Google

„Herr! und kann sie Schmerz entschmerzen?
Unterjochen bittres Leid?
Wonne senden in die Herzen?
Fügen Zucht und Würdigkeit?
Hat deß alles sie Gewalt,
Nun so preis ich Jung und Alt,
Daß sie Hohes gilt und galt."

Frau, vernehmet größre Lehre:
Minnelohn ist segenreich.
Freude gibt sie, Heil und Ehre,
Knechte setzt sie Fürsten gleich.
Augen-, Wonnen-, Herzensspiel
Gibt sie, wenn sie lohnen will
Und noch mancher Gaben viel.

„Herr, und was soll mir erjagen
Ihren Habedank und Lohn?
Sehnen, Thränen, Seufzen, Klagen?
Der Gedanke schreckt mich schon.
Sagt, wie ihre Lust erjagt,
Wenn ihr Ruhe nicht behagt?
Löst das Räthsel mir und sagt!"

Fräulein! da mußt du mich meinen,
Herzlich meinen, wie ich dich,
Unsre Zweiheit so vereinen,
Daß wir beide sind ein Ich,
Bist du mein, so bin ich dein!
„Herr, fürwahr, das kann nicht sein!
Seid ihr euer — ich bin mein."

Wenn auch nicht aus diesen einzelnen Gedichten, so doch aus der Selbstbiographie Ulrich's läßt sich nun aufs beste begreifen, wie das Wort Minne im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert in den übelsten Geruch kam. Man bezeichnete zuletzt nur damit eine makelhafte Liebe, bis erst drei Jahrhunderte nachher, in unserer Zeit, dieser an sich so edle Ausdruck wieder zu seinem Rechte kam und alle unsere neuesten Dichter ihn gebrauchen, um das der deutschen Natur so eigene innige und sinnige Versenken des Gemüths in ein anderes zu bezeichnen.

Haben wir nun an Ulrich von Lichtenstein die eine Schattenseite der Minnepoesie, die minnigliche Donquixoterie kennen gelernt, so

Digitized by Google

zeigt uns ein anderer Minnesänger **Nithart** die andere Schattenseite, insofern bei ihm die Zartheit und Zucht des früheren Minnegesangs in Derbheit und Rohheit umschlägt.

Nithart, ein Baier aus dem adligen Geschlechte der Herren von Fuchs, verlebte die, wie es scheint glücklichste Zeit seines Lebens in Riuwental (Reuenthal), einem Dorfe, das er entweder von seiner Mutter ererbt oder aber als persönliches Lehn empfangen hatte. Um das Jahr 1230 verlor er die Gunst des Herzogs von Baiern und mußte nun seinen lieben Aufenthaltsort verlassen. Er begab sich darum an den Hof Friedrich's des Streitbaren von Oestreich, wo er auch bis an sein Lebensende (etwa 1246) verblieb. Noch jetzt zeigt man in der Stephanskirche zu Wien seine Ruhestätte. Was in der griechischen Poesie jener Sophron war, der Schöpfer der mimischen Dichtkunst, insofern er in Hellas zuerst die Darstellung einzelner Scenen des gemeinen Lebens einführte, das ist dieser Nit- oder Neidhart für unsere deutsche Poesie. Auch er singt, wie die andern Minnesänger vom Frühling und seinem süßen Vogelschall, von der blumigen Haide und dem lichten Klee und weiß uns mit brennenden Farben und großer Wahrheit die lieblichsten Gemälde von der Natur zu entwerfen; auch er stimmt in den Preis der Minne und der Frauen ein, aber die meisten seiner Lieder wenden sich doch alsbald zur Schilderung des rohen Bauernlebens seiner Zeit. Dann singt er bald im Tone des Spottes von der bäuerischen Hoffart, bald stellt er in humoristischer Weise Scenen aus dem Treiben des Dorfes dar, Bauerntänze, bei denen es viele Prügel geregnet, Frühlings- und Sommerfeste, bei denen es laut und lustig genug hergeht, oder Zwiegespräche böser alter Mütter mit ihren heirathslustigen Töchtern. So erinnert er an die Genremalerei der Niederländer, denen er in der Ausführung des Einzelnen, in der getreuen Auffassung der gemeinen Wirklichkeit sehr nahe kommt, während er durch den kräftigderben, aber muntern, springenden Ton seiner Lieder das spätere Volkslied des fünfzehnten und sechszehnten Jahrhunderts vorbereitet. Alle diese Lieder sang er aber nicht, wie man glauben sollte, auf dem platten Lande vor den Bauern, sondern gerade an den Höfen der Fürsten zur Belustigung der Hofleute, weshalb er denn auch, weil er bei diesen die Bauern dem Gelächter aussetzte, den Namen Bauernfeind erhielt, ein Name, den noch jetzt viele vielleicht von ihm abstammende Familien in Oestreich führen. Nach seinem Tode ward er sogar eine mythische Person. Auf ihn, den großen Komiker des dreizehnten

Digitized by Google

Jahrhunderts, der so vieler Schwänke und Späße voll war und seine Zeitgenossen so oft belustigt hatte, wurden allmählig alle tollen Streiche und Possen übertragen, die dieser oder jener Lustigmacher ausgeübt hatte, und so wurde er der Stammvater aller späteren Narren, so daß der von Anastasius Grün besungene Pfaffe von Kalenberg, jener deutsche Gil Blas, und der noch frühere aber später erst bekannt gewordene Eulenspiegel als seine vollbürtigen Nachkommen anzusehen sind; denn daß jedenfalls der Letztere auch eine mythische Person ist, in der man alle deutsche Schalkhaftigkeit concentrirte, das beweist schon der fingirte Name, der von dem tagscheuen diebsknifflgen Vogel mit verschlossenen Augen hergenommen ist.

So schlug also die Minnepoesie, wie alle extreme Ideale, ins baare Gegentheil um und endete in der Sphäre der Narrheit und Materialität. Aber wie die Romantik unserer Neuzeit, welche ebenfalls an ihrer idealen und phantastischen Sublimität untergieng, noch in späten Abendrothsflammen aufloderte, um dann zuletzt noch prächtig unterzugehen, gerade so gieng es auch mit der Minnepoesie. Die Flamme des Minnegesangs leuchtete gegen Ende des dreizehnten Jahrhunderts noch ein Mal auf, um dann für immer zu verlöschen. Der Dichter, in welchem wir diese süßen letzten Nachklänge desselben vernehmen, ist Meister **Johann Hadlaub**, ein Zürcher Bürger und der Freund der edlen Manneſſen und, wie wir wissen, bethätigt bei der sogenannten Manneſſe'schen Liedersammlung. Hadlaub trat nicht allein mit schottischer Parodie gegen die Ausartungen der minniglichen Lyrik auf, sondern lieferte auch selbst eine Menge der süßesten und lieblichsten Lieder, die uns durch Rückert und Ettmüller in neudeutscher Bearbeitung bekannt geworden sind. Sie gleichen Blumen, die zwar nicht immer von zartem Duft und zarter Farbe, aber doch, weil sie mannigfaltig und von keiner Stubenluft entkräftet sind, den einfach kindlichen Sinn erfreuen. Wie liebliche Situationsbilder gibt er uns nicht hie und da in Gedichten, auf denen der ganze warme Hauch eines kindlichen Herzens liegt. So höre man nur folgende:

In dem grünen Klee
Sah ich die Holde gehn;
Ach, was ward da Wonne wach!
Aus dem Blüthenschnee
Fühlt' eine Gluth ich wehn,
Die hinein ins Herz mir brach.

Digitized by Google

Sie, die Blume,
Und die Blumen klein
Leuchteten einander an mit Ruhme,
Daß die helle Wonn' aufgieng, —
Nie umfieng
Mich so lichter Schein.

(Rückert.)

Noch zarter sind folgende zwei Minaturbilder:

1.

Ach, liebkosen sah ich sie ein Kindelein
Davon sich mein
Gemüth erhob.
Sie umfieng es und sie drückt' es an sich nah
Und mir geschah
So weh darob.
Sie nahm sein Antlitz in die Hände weiß,
Drückt es an den Mund und an ihr Wangenpaar,
Sie küßt' es gar
So recht mit Fleiß.

Und es that auch, wie ich hätte selbst gethan.
Ich sah's umfahn
Auch sie fürwahr
Unempfindlich ihrer Wonne schien es nicht,
Sein Angesicht
Ward freudenklar.
Wie hätt' ich mögen ohne Neid es seh'n?
Ach, gedacht' ich, wär' ich dieses Kindelein,
Dem sie so fein
Läßt Lieb geschehn!

Dann gewahrt' ich, wie das Kindlein von ihr kam
Zu mir ich's nahm
So lieblich auch.
Wonnig deuchte mich, wie sie's gedrückt an sich;
Ich drückt's an mich
Nach ihrem Brauch,
Umfieng es sanft, wie sie es zuvor umfieng,
Küßt' es an die Stelle, wo ihr Kuß noch saß;
O wie mir das
Zu Herzen gieng!

(Rückert.)

Digitized by Google

2.

Ach es war so lange
Mir so weh nach ihr,
Daß ich nachsann bange,
Wie sie's erführe von mir.
Wie das Herz mir pochte,
Ein Pilgergewand ich nahm
Und stand so heimlich ich mochte,
Da sie von Metten kam.
Ich hatt' einen Brief voll Klage,
Und einen Haken daran;
Den hieng ich da vor Tage
Ihr unbemerklich an.

Dieser Mann muß toben —
Hat sie da wohl gedacht —
Was ward ich von dem groben
Angegriffen in der Nacht?
Sie fürchtet' eine Sehre,
Die ihr würde gethan;
Aber um ihre Ehre
Schwieg sie still und entrann.
Ich ließ sie gerne gehen
Daß bald sie käme hinein,
Eh' jemand an ihr gesehen
Hätte das Briefelein.

Was sie da mit ihm machte,
Ist mir nicht worden kund,
Ob sie es recht bedachte
Oder warf an den Grund.
Las sie den Brief mit Sinne,
So fand sie süßen Schmerz,
Tiefe Rede von Minne,
Viel Noth, die trägt mein Herz.
Ich sehe sie nicht gebahren
Denn gleich daß meine Noth
Sie irgend hab' erfahren;
Sie gibt mir noch den Tod.

(Rückert.)

Man gewahrt hier noch ganz die Lieblichkeit und Reinheit der alten minniglichen Lyrik; aber es sind dies auch die letzten erfreulichen Klänge derselben.

Digitized by Google

Mit Hadlaub verwelkte das anfangs süße und saftreiche Gewächs des Minnegesangs, es alterte, wurde herb und holzig und es entstand aus ihm in der Folge der Meistergesang, jene trockene, steifbürgerliche und handwerksmäßige Poesie, die unter den Tausenden, von denen sie gepflegt wurde, nur der lang verkannte, aber durch Wieland und Goethe wieder zu Ehren gekommene Hans Sachs mit urkräftiger Gesinnung und reicherem Geiste behandelte.

Wir sind nun zu Ende mit der Betrachtung der Lyrik des hohenstaufischen Zeitalters und müssen uns nun zur Epik desselben wenden. Erst auf diesem Gebiete werden wir mit noch höherer Achtung vor dem Geiste des deutschen Mittelalters erfüllt werden, das ja vielfach nur als eine Zeit der Phantastik und der Barbarei angesehen wird; denn erst hier werden wir jene dichterischen Größen kennen lernen, an deren Namen sich die schönsten und herrlichsten Producte unsrer alten Poesie knüpfen.

Digitized by Google

Vierte Vorlesung.

Die Epik.

Hartmann's von Aue Leben und Dichten.

Wir haben in der letzten Vorlesung die Minnesänger zweiten Ranges betrachtet und gesehen, wie zuletzt die idealen Elemente, die in dem Minnegesange lagen, in Ulrich von Lichtenstein und Neithart in totale Thorheit und Rohheit umschlugen und nur in Meister Hadlaub, dem letzten der Minnesänger, noch ein Mal auftauchten, um dann für immer zu verschwinden.

Wir wenden uns nun von der Lyrik des deutschen Mittelalters, deren Entwickelung wir bis zu Ende verfolgt haben, zu dessen

Epik.

Es wurde bereits in der ersten Vorlesung angedeutet, daß die Epik damals in zwei einander ziemlich feindseligen Richtungen auseinander gieng, in die höfische Epik oder Kunstpoesie und die Epik volksthümlichen Charakters. Während letztere gepflegt und fortgebildet wurde von den sogenannten „fahrenden Sängern", welche sich der im Volksmunde lebenden Heldensagen bemächtigten, dieselben zu Liedern von kunstloser und oft bis zur Dürftigkeit einfacher Form verarbeiteten und diese in vierzeiligen Strophen abgefaßten Romanzen und Balladen vor dem Volke sangen, befand sich die höfische Epik dagegen in den Händen des gebildeten Ritterthums und der Adeligen, die, weil die Einfachheit und naturwüchsige Derbheit der vaterländischen Heldendichtung ihrem Geschmack widerstrebte, zu ausländischen Stoffen griffen und diese im Geiste des Ritterthums und in zweizeiligen Reimpaaren behandelten, um sie an den Höfen der Großen vorzutragen. War es schon der Standesunterschied der

Digitized by Google

Dichter, der beide Richtungen einander entgegensetzte, so war es nicht minder die Verschiedenheit der behandelten Stoffe, die sie auseinander hielt. Die alten einheimischen Stammsagen aus den Zeiten der Völkerwanderung, denen die Volkssänger treu blieben, trugen noch zu sehr den Stempel des starren, unfrauenhaften und ungalanten Heidenthums, das der christlichen und höfischen Lebensanschauung der Ritter als zu spröde und zu roh erschien, während in den Sagen des Auslandes, die von den höfischen Dichtern aufgegriffen wurden, nicht allein die Mystik und Ascese des Christenthums, sondern auch die Courtoisie und der Frauencultus des Ritterthums ausgeprägt war. In Folge dessen war es natürlich, daß jede der beiden Richtungen auch in Hinsicht des Geschmacks ihren eignen Weg gieng. Die volksthümliche Dichtung zeichnete sich bei all ihrer grotesken Derbheit doch immer aus durch ihre einfach-epische Darstellung, durch Sicherheit der Charakterzeichnung, durch einen ungewöhnlich kraftvollen Ton und durch simple Objectivität, während dagegen die Kunstpoesie, die zwar reichere Gedankenfülle, schönere Sprache, feinere und kunstreichere Darstellung zeigte, nicht selten auch in eine gewisse übertriebene Abenteuerlichkeit, in ein weichlich-üppiges und gar zu subjectives Wesen verfiel. Erst in jener Zeit, da die altnationalen Lieder und Romanzen aus dem Kreise der Siegfried- und Dietrichsage durch einzelne höfische Dichter so vereinigt nnd zu einem Ganzen gestaltet wurden, wie sie uns nun im Nibelungenliede und der Gudrun aufbewahrt sind, erst in jener Zeit tritt eine Verschmelzung beider Richtungen ein, freilich nicht gerade zum Vortheil der nationalen Heldenlieder, da jene Bearbeiter nun allzuviel von dem Geiste ihrer Zeit in dieselben legten, wodurch natürlich ihre Ursprünglichkeit verwischt, ihre volksmäßige Reinheit getrübt wurde.

Die romanhaften Sagen von der Tafelrunde des Königs Artus, von Tristan und dem Gral, welche ursprünglich von den Britten, Spaniern und Südfranzosen ausgiengen, ihre künstlerische Gestaltung aber zuerst im nördlichen Frankreich fanden und auf die wir später näher eingehen, wurden von daher nach französischen Quellen auch bald der Lieblingsgegenstand der deutschen Hofepik, der wir viele der lieblichsten und großartigsten Dichtungen verdanken. Schon um **1170** wurde der dankbare Stoff des Tristan behandelt, später aber erwiesen die drei hervorragendsten Epiker der Zeit: Hartmann von Aue, Wolfram von Eschenbach und Gottfried von Straßburg ihre Größe auf diesem Gebiete.

Digitized by Google

Daß diese Sänger gerade eine Trias ausmachen, ist nicht ohne tiefere Bedeutung, denn in ihnen stellt sich jene Trilogie künstlerischer Form dar, die sich in der Kunst- und Literaturgeschichte aller Völker und Zeiten wiederholt. Zuerst tritt die Dichtung stets, den großen Bestrebungen und Gedanken der Völker angemessen, in schwerem und tiefsinnigem Ausdruck auf; der Inhalt, die Idee überwiegt die äußere Darstellung und es wird mehr nach Erhebung, nach Befriedigung des inwendigen Menschen, als nach künstlerischem Genusse gestrebt. Im Laufe der Entwickelung tritt dann eine völlige Veränderung ein. Man wird gleichgültiger gegen den Stoff und die Idee, der Sinn leidet, während die Form mehr und mehr ausgebildet wird, so daß sie nun in großer Leichtigkeit und Gewandtheit auftritt und der dichterische Genuß sich steigert. Zwischen diesen beiden Gegensätzen, dem Erhabenen und Strengen, dem Gefälligen einerseits, und Weichen andrerseits, steht dann das eigentlich maßvolle Schöne, in welchem sich Inhalt und Form durchdringen, in der Mitte, freilich nicht immer in der höchsten Vollendung, sondern meist so, daß bald der eine bald der andere Factor überwiegt. Diese drei Momente der künstlerischen Entwicklung finden wir nicht nur auf dem Gebiete der bildenden Kunst, wie z. B. auf dem der Malerei in Buonarotti, Raphael und Leonardo da Vinci, sondern vor allem in der Geschichte der Poesie wieder. Ist bei den alten Griechen das Streng-Erhabene, das Eigentlich-Schöne und das Gefällig-Weiche durch die Trias ihrer Dramatiker Aeschylus, Sophokles und Euripides vertreten, stellt sich diese Dreiheit ebenso bei den Italienern in Dante, Tasso und Arioſt, bei den Spaniern in Calderon, Cervantes und Lope de Vega, ja bei uns Deutschen in der neueren Zeit etwa in Klopstock, Lessing und Wieland dar, so tritt dieselbe Trilogie künstlerischer Form und Auffassung auch in den drei genannten Dichtern des deutschen Mittelalters hervor.

Wolfram von Eschenbach, bald an Dante, bald an Klopstock erinnernd, erregte schon bei seinen Zeitgenossen durch seinen Tiefsinn die höchste Bewunderung. Erhabene Ideen und hoher Ernst sprechen aus allen seinen Dichtungen und ihn selbst charakterisirt eine fast priesterlich-würdige und strenge Weltansicht. Seine Persönlichkeit ist eine so außerordentliche, daß er sich der vorwaltenden Subjectivität nicht erwehren kann; halb mit Bewußtsein, da er den Witz und die Laune liebt, halb unbewußt, da er aller gelehrten Bildung und vorleuchtender Muster in der deutschen Literatur entbehrt und er

Digitized by Google

weder den Witz mit Geschmack anzuwenden noch den tiefgehenden Ernst und geflügelten Humor angemessen auszudrücken weiß, versteigt er sich fort und fort ins Ungewöhnliche und versinkt in Dunkel, was natürlich den Genuß seiner Dichtungen erschwert. Trotzdem aber zog diese dunkle Gedankentiefe viele der Zeitgenossen und Nachfolger Wolfram's an, und nur einer ist bekannt, dem seine Manier entschieden nicht behagte; dies ist Gottfried von Straßburg, der in ebenso geradem Gegensatze zu Wolfram steht, wie Wieland zu Klopstock. Wie Wolfram die erhabne Kunstform repräsentirt, so er die gefällig-weiche. Ein Freund Hartmann's und Gegner Wolfram's hegt er einen entschiedenen Widerwillen gegen allen Ernst der Gesinnung, faßt er das Leben allein von seiner leichten, heitern Seite auf und geht darauf aus, uns den ganzen Leichtsinn, den ganzen üppigen Genuß desselben darzustellen, ohne dabei zu berücksichtigen, welchen sittlichen Einfluß das ausübe. Leidet der Inhalt seiner Dichtung an Frivolität und weltmännischer Lüsternheit, so überragt er dagegen an Kunstfertigkeit und Vollendung der Form alle anderen, denn die Zierlichkeit und Gefälligkeit der Sprache, die Leichtigkeit der Darstellung, die bei ihm sich findet, war damals ohne Gleichen.

Es zeigen sich also in diesen beiden Dichterfürsten des hohenstaufischen Zeitalters jene beiden Gegensätze, die, weil sie von vornherein in der Menschheit begründet sind, in jeder Kulturepoche stark hervortreten, nämlich die Gegensätze des Idealen und Realen oder die mit Geist und Gedankentiefe verbundene strengere und die mit Geschmack und äußerem Reiz sich paarende leichtfertige Weltansicht.

Die ergänzende und versöhnende Ausgleichung dieser Gegensätze veranschaulicht nun Hartmann von Aue. Nur schließt er die Gegensätze mehr negativ aus, als daß er sie harmonisch in sich verbindet; denn er hat weder die Tiefe und Fülle der Gedanken Wolfram's, noch die Lieblichkeit und Zierlichkeit der Rede Gottfried's, ohne daß es ihm doch an den Eigenthümlichkeiten fehlt, die einen Dichter bedeutsam und anziehend machen.

Mit diesem **Hartmann von Aue**, als dem ältesten in dem edlen Kleeblatte unserer mittelalterlichen Poesie wollen wir nun die Betrachtung der mittelhochdeutschen Epik beginnen. Ueber sein Leben sind nur sehr spärliche und nicht einmal völlig sichere Notizen auf uns gekommen. Daß er aus Schwaben, wahrscheinlich aus der Umgegend des Bodensee's gebürtig und bei einem Herrn von Aue

Digitized by Google

Dienstmann war, bezeugt er selbst. Eben daher kam auch sein Name Hartmann von Aue oder der Auer, wie man ihn kurzweg nannte, denn sein eigentlicher Geschlechtsname mag wohl anders gelautet haben, vielleicht, wie man vermuthet, Hartmann von Wesperspül oder Westerspül. Daß er zu den Gebildetsten seiner Zeit gehörte, geht daraus hervor, daß er nicht nur zu lesen und zu schreiben, was damals die Wenigsten konnten, sondern auch lateinisch und französisch verstand, und diese seltenen Kenntnisse mag er sich wohl in irgend einer Klosterschule, vielleicht Reichenau, erworben haben. Die Dichtkunst aber trieb er, wie er selbst gesteht, nur nebenbei als geistreichen Zeitvertreib müssiger Stunden und zur Erholung anderer, vorzüglich seines Herrn. Daß er zu diesem in einem engen auf Liebe und Achtung gegründeten Verhältnisse stand, geht wohl daraus hervor, daß er nach dessen Tode, wie er meinte zum Seelenheile desselben, eine Fahrt ins gelobte Land machte. Er selbst singt in einem seiner Lieder: „Seitdem mich der Tod meines Herrn beraubt hat, kümmert mich die Welt nicht mehr, denn er hat meiner Freude besten Theil dahin. Wohlgethan wäre es aber, wenn ich seiner Seele Heil besorgte. So mag es ihm denn zu Hilfe kommen; denn die Fahrt, die ich unternehme, will ich als um seinetwillen gelten lassen." Gewiß kehrte er von dieser Kreuzfahrt wieder zurück und starb im ersten Jahrzehnt des dreizehnten Jahrhunderts (zwischen 1210 und 1220) in seiner Heimath. Das ist alles, was wir von den persönlichen Verhältnissen dieses anmuthigen Dichters wissen. Daß sein Dichterruhm überaus groß und weit verbreitet war, bezeugt Gottfried von Straßburg in jener Stelle seines Tristan, wo er überhaupt sein Urtheil über die berühmtesten Dichter seiner Zeit abgibt. Da singt er: „Wer Einsicht hat in die Dichtkunst, der muß dem Auer wohl seinen Kranz und seinen Lorbeerzweig lassen. Wer aber, und nun spielt er dabei auf Wolfram's dunkle Manier an, — wer so flüchtig ist wie der Hase und auf der Worte Haide mit zusammengewürfelten Worten sich hochsprüngig und weitschweifig geberdet, dabei aber auf den Lorbeer Anspruch machen wollte, der lasse auch uns gleiche Ansprüche machen. Auch wir wollen den Zweig austheilen und wissen, warum er es begehre. Denn wer es begehrt, der trete hervor und stecke seine Blumen daran. Dann können wir an den Blumen wahrnehmen, ob sie sich wohl dazu schicken, daß wir dem von der Aue das Lorbeerreis nehmen und es ihm geben. Da aber niemand gekommen ist, dem es mit vollerem Rechte gebührte, als

Digitized by Google

dem Auer, so soll es auch bei ihm bleiben, so wahr uns Gott helfe."

Betrachten wir nun nach unserem Geschmack diesen Hartmann von Aue als Dichter, so können wir freilich in das Lob Gottfried's insofern nicht einstimmen, als dieser ihn über Wolfram stellt. Dennoch können wir die besonderen Vorzüge, die auch er als Dichter hat, keineswegs gering anschlagen.

Was den Geist seiner Dichtung betrifft, so spricht sich darin das edle und schöne Naturell eines Mannes aus, der, um mit dem Eingangsspruche seines Hauptwerkes zu reden, sein ganzes Gemüth auf Güte und Ehre gewandt hat. Anmuth und Grazie sind das Hauptgepräge aller seiner Werke, und wer sie genießt, der wird die innigste Liebe und die ehrendste Anerkennung für ihn empfinden. Bald fühlt man sich bei ihm angezogen von edler frommer Gesinnung, die in allem nur das Heil der Seele und die Ehre Gottes im Auge hat, bald fühlt man sich erquickt von der außerordentlichen Sanftmuth und Innigkeit, die seine Dichtungen durchweht, bald erfreut durch die Zucht und Lauterkeit, die aus ihm spricht, oder die Gutmüthigkeit, die ihn von aller Herbheit der Ansichten frei hält, bald wieder muß man sich weiden an der süßen Naivetät, der Zartheit und Tiefe der Empfindung, ja der Feinheit des Gefühls, mit der er uns überrascht, und so mag man ihn betrachten von welcher Seite man will, immer ist er liebenswürdig, immer zeigt er sich als eine reine durch und durch kindliche Natur, die sich jedes Mal innig, warm und unschuldig darlegt. Dieses sein freundliches und gemüthvolles Wesen spiegelt sich denn auch in der Form seiner Werke ab. Bei keinem seiner Zeitgenossen finden wir eine so große Gewandtheit und Nettigkeit im Vortrage, eine solche Ungezwungenheit, Leichtigkeit und Natürlichkeit des Redeflusses, eine so bewunderungswürdige Sorfalt in der Behandlung des Reims, eine solche Sauberkeit der Sprache, wie bei ihm. Ueberall ist seine Darstellung klar und durchsichtig, wie das lautere Gemüth des Dichters selbst; und wenn er trotzdem doch oft etwas redselig und breit wird, so ist auch das nicht störend, weil es wiederum so ganz seiner guten wohlwollenden Natur entspricht. Bei seiner nächsten Nachwelt fand er denn auch, wie alles wahrhaft Reine, die freudigste und ungetheilteste Anerkennung, und vor allem weiß wieder Gottfried in seinem Tristan seine dichterischen Vorzüge höchst treffend zu schildern, wenn er singt:

Digitized by Google

Hartmann von der Auen,
Ah, der kann Mären bauen
Und kann sie außen und innen
Mit Worten und mit Sinnen
Durchfärben und durchschmücken!
Wie seine Reden zücken
Recht auf der Aventüre Sinn!
Wie fließen rein und lauter hin
Seine krystallenen Wörtelein!
Sie sind's und mögen es immer sein,
Sie treten sittig zu dem Mann
Und schmiegen sich dem Herzen an
Und heimeln Einem reinen Muth.

(Hermann Kurz.)

Ja gewiß, das Letztere ist vor allem treffend: ein reiner, dem Dichter verwandter Sinn gehört zum Genuß der Hartmann'schen Dichtung; wer aber den hat, der wird auch der zuthunlichen und eindringlichen Wirkung derselben sich nicht entziehen können.

Von diesem Hartmann von Aue besitzen wir nun vier epische Gedichte: „Erec und Enite", „Iwein", „Gregorius vom Steine" und „Der arme Heinrich". Das erstere: „Erec und Enite", eine die weibliche Treue und Hingebung verherrlichende Erzählung aus dem Sagenkreise von Artus und der Tafelrunde, werde ich ganz übergehen, da es nur ein schwacher Jugendversuch des Dichters ist, in welchem die ihm später so eigenthümliche Anmuth noch durch manche Herbheiten der Form und durch Ungefügigkeit in der Behandlung des Stoffes verdeckt wird. An seinem zweiten Werke, dem „Iwein", darf ich aber wohl nicht ganz vorübergehen, da es gewöhnlich als sein Meisterwerk hingestellt wird. Als solches muß es jedenfalls gelten in Bezug auf seinen anmuthigen Stil und die künstlerische Vollendung der Form. Betrachtet man aber den ebenfalls aus dem Sagenkreise vom König Artus und dessen Tafelrunde entnommenen Inhalt, so muß man bedauern, daß ein so begabter Dichter wie er, von der Mode seiner Zeit beherrscht, sich der Fremde zuwandte, um ihr einen so unerquicklichen Stoff zu entnehmen. Das Ganze ist eine Rittergeschichte voll Wunderlichkeiten und Unnatürlichkeiten, wie wir sie überall in den welschen Sagenstoffen bis zur Ermüdung vorfinden. Iwein erschlägt nämlich bei einem wunderbaren Brunnen den Besitzer desselben und heirathet dessen Gattin Laudine. Dann geht er auf Abenteuer aus und vergißt die rechtzeitige Rückkehr zu seinem Weibe.

Digitized by Google

Als er deshalb ihre Huld verliert, wird er wahnsinnig. Geheilt, macht er sich auf die Heimkehr, befreit unterwegs einen Löwen, welcher sich ihm dafür dankbar anschließt, und versöhnt sich endlich wieder mit seiner Laudine. Das ist der kurze Gang der zu Grunde liegenden Geschichte, der es übrigens an aller psychologischen Motivirung und an kunstgerechter Erfindung gebricht. Dennoch finden sich einzelne Partien in dem Epos, wo die ganze, freilich redselige, aber doch wohlthuende Gemüthlichkeit Hartmann's hervortritt und von denen ich hier nur eine hervorheben will. Als Laudine nämlich lange auf die Rückkehr ihres einst so heißgeliebten Gatten umsonst wartet und schon zu einer zweiten Heirath geneigt ist, dies aber noch immer zu verdecken sucht, nimmt der Dichter die Gelegenheit wahr, sich in schalkhaft gutmüthiger Art über den Wankelmuth der Weiber auszusprechen:

— — — Doch that sie nun,
Wie es die meisten Weiber thun:
Im Eigensinn zu widerstehn,
Wenn sie das Beff're eingesehn.
Daß sie so oft den Vorsatz brechen
Und thun, wogegen sie erst sprechen.
Drum will sie mancher heftig schelten:
Doch mag als gut die Sitte gelten.
Der ist im Irrthum, der sie zeiht
Deßhalb der Unbeständigkeit:
Ich weiß es eh'r, woher's geschieht,
Daß man so oft bei ihnen sieht
Ein wandelbar Gemüthe:
Es kommt von ihrer Güte.
Vom Bösen mag es leicht gelingen
Zurück zum Guten sie zu bringen,
Doch von dem Guten bringt man sie
Zum Bösen mit viel gröβ'rer Müh.
Ein solcher Unbestand ist gut:
Und keine ist, die anders thut.
Wer nun vom Wankelmuthe spricht,
Dem folge ich gewißlich nicht:
Ich kann dabei nur Gutes sehn.
Stets müff' es ihnen wohl ergehn.
(Fr. Koch.)

Mit welcher Gutmüthigkeit leitet er hier den Wankelmuth der Weiber aus der Quelle ihrer allzugroßen Güte her, ohne jene Dichter nachzuahmen, die bei ähnlichen Entschuldigungen gewöhnlich den Männern die Schuld für die Fehler der Frauen aufbürden.

Digitized by Google

Viel inniger und wärmer aber, als im „Erec“ und „Iwein“, legt sich, wenn auch früher gedichtet als letzterer, die liebenswürdige Natur des Dichters in seiner legendarischen Erzählung „Gregorius vom Steine“ dar. Hier sagte der Stoff auch seinem christlich-frommen Grundwesen mehr zu und hier konnte er noch mehr von seinem Eigenen einflechten, als in jene verwirrten und zusammenhangslosen Stoffe des britischen Sagenkreises. Darum zeigt sich denn auch hier sein anmuthiges Erzählertalent in einem gar schönen Lichte. Der Inhalt dieser, noch bis zur Reformationszeit in den Kirchen vorgelesenen Legende, ist kurz der: Gregor, ein zweiter Oedipus, hat unwissend seine Mutter geheirathet und siedelt sich, als er diese Sünde inne wird, siebenzehn Jahre lang auf einem öden Felsen im Meere an, um ein reuvolles Büßerleben zu führen. Nach Verlauf dieser Zeit wird bei einer Papstwahl den Römern offenbart, daß unter ihnen keiner würdig sei, den heiligen Stuhl zu besteigen; aber auf einem Steine im Meere sitze ein Mann seit siebenzehn Jahren, um unfreiwillige Sünden zu büßen, den sollten sie nach Rom holen. Dies geschah, und wie er, erlangen auch Vater und Mutter des neuen Papstes, zwei Geschwister, Vergebung ihrer Sünden. Wie sehr es uns nun auch bei Lesung dieser Legende stört, daß ihr hie und da so auffallend Wunderbares und Absichtliches beigemischt ist, wie anstößig es uns auch vorkommen mag, daß die s. g. Erbsünde hier zu einem blinden Fatum sich gestaltet, nach welchem das Schicksal der Eltern sich in ganz ähnlichen Verhältnissen an dem Kinde und zwar auf eine unbewußte Weise wiederholt: — die Tendenz, die der Dichter hier verfolgt, nämlich zu zeigen, wie wunderbar oft Gott den reuigen Sünder nach vielfältigen Verwicklungen des Lebens doch endlich in die Arme seiner Gnade zurückführt, diese Tendenz ist christlich zu nennen. Und daß der Dichter diese Tendenz gehabt habe, sieht man deutlich aus dem Schluße des Ganzen, wo er sagt:

Bei diesen guten Kunden hie
Von diesen beiden Sündern, wie
Sie sich nach großer Schuld
Erwarben Gottes Huld,
Darf nimmermehr daran
Ein sündenhafter Mann
Ein böses Vorbild nehmen;
Läßt er sich nicht bezähmen
Von Gott, daß er gedenkt also,
Nun sei nur frevelhaft und froh,

Digitized by Google

Wie ſollteſt du zu Grunde gehn?
Da wir ſie ja gerettet ſehn
Nach ihrer großen Frevelthat,
So wird auch dein gleich guter Rath:
Und iſt's, daß ich's entgelten ſoll,
Geſunde ich auch dann ſo wohl.
Wer auf den Wahn in Sünden bleibt
Und wen dazu der Teufel treibt,
Den hat er überwunden
In ſeine Gewalt gebunden:
Und iſt auch ſeine Sünde klein,
So kommt doch dieſer Gedank' allein
Mit tauſendfacher Miſſethat
Und ſeiner wird dann nimmer Rath.
Es ſoll der ſündenhafte Mann
Ein ſchönes Vorbild nehmen dran,
Daß ſeiner doch wird guter Rath,
Wie viel er auch geſündigt hat,
Wenn er die wahre Reue begeht
Und auch die rechte Buße beſteht.
(S. O. Fiſtes.)

So ſehen wir denn Hartmann hier wieder in ſeinem ganzen Ernſte, der ſich auch ganz zuletzt ausſpricht in der Bitte, ein jeder, der dieſe Legende leſe, möchte doch für ſeine, des Verfaſſers, Seligkeit zu Gott Fürbitte thun.

Finden wir aber an dieſem Gregor, wie geſagt, doch noch manches, das uns nicht anſpricht, weil wir dem Wunderglauben des Mittelalters zu fern ſtehen und haben wir an ſeinem Iwein bedauern müſſen, daß Hartmann ſeine ſchöne Gabe an einem ſo unfruchtbaren aus der Fremde entlehnten Stoffe verſchwendete, ſo wird uns ſeine andere legendariſche Erzählung „Der arme Heinrich" deſto mehr befriedigen und die Bekanntſchaft mit derſelben alles das bewahrheiten, was ich über die Anmuth und Liebenswürdigkeit des Dichters vorhin geäußert habe. Wer dieſen armen Heinrich, der eine ſchwäbiſche Volkslegende behandelt, gründlich kennt, der wird zugeben, daß wir in ihm eine der köſtlichſten Perlen unſerer Poeſie haben. Aus jeder Zeile fühlt man es heraus, daß der Dichter ſelbſt von dieſem heimiſchen Gegenſtande aufs tiefſte ergriffen war, ſo daß es ihm auch gelingt, den Leſer mit unwiderſtehlichem Zauber zu feſſeln und gewaltig zu ergreifen. Selten hat ein Dichter einen ſo offenen Sinn für den kindlichen Geiſt der Volksſage gezeigt, ſelten hat einer die Treue und leidenſchaftliche Hingebung eines reinen, unbewußt lieben-

Digitized by Google

den Gemüths und die idyllische Häuslichkeit so anziehend und gemüthvoll geschildert und zugleich den zu solchem Stoffe passenden Ton so schön und richtig getroffen, als unser Hartmann. Ueberall sieht aus dieser lieblichen Idylle, wie aus reinem Kindesauge, ein klarer Himmel von Unschuld und Hingebung hervor, überall entfaltet sich hier in meisterhafter Darstellung die milde Wärme und behagliche Anmuth einer genauen und wohlbedachten Ausführlichkeit, und es ist daher kein Wunder, daß diese Dichtung Hartmann's sich nun seit seiner Zeit, also seit mehr als sechs Jahrhunderten, als Volkserzählung erhalten hat und mehrere der trefflichsten Dichter und Uebersetzer unsrer Tage, wie Chamisso, Simrock, Marbach und Koch es versucht haben, die ganze Lieblichkeit derselben in unserer neuhochdeutschen Sprache wiederzugeben.

Ehe ich nun den Inhalt dieser frommen Dichtung und Proben aus derselben mittheile, muß ich wohl zum Verständniß des Sagenstoffs noch einiges vorausschicken.

Im Mittelalter, zumal im zwölften Jahrhundert, aber auch noch lange nachher bis ins sechszehnte Jahrhundert hinein war in Europa die Seuche des Aussatzes, oder wie man damals sagte, der Miselsucht, eine weitverbreitete Krankheit, was ja auch die außerhalb der Städte angelegten und meist noch heute bestehenden Sondersiechhäuser bezeugen, in denen die Kranken mit Hut, grauem Mantel, Schelle und Bettelsack bekleidet sich aufhalten mußten. An diese für die damalige Kunst unheilbare Krankheit, deren Ursprung und Heilung, hefteten sich nun mancherlei Volkssagen. Eine derselben, deren Verfolgung bis ins graue Alterthum nach Aegypten*) zurückführt und die sich auf dem platten Lande noch bis auf den heutigen Tag erhalten hat, ist die, daß der Aussatz eine Folge von Sünden der Seele, insbesondere des Hochmuths, der Lüge, der Gotteslästerung und des falschen Zeugnisses sei und nur durch Menschenblut und zwar durch das Blut einer reinen freiwillig sich opfernden Jungfrau geheilt werden könne. Denn die in ihrem Mittelpunct zerstörte und verdorbene Gesundheit, glaubte man, könne nicht durch gewöhnliche ärztliche Hilfe, sondern nur durch die Annäherung und Erquickung mit dem Reinen wiederhergestellt werden, weil hier eine gänzliche Vernichtung des Bösen und ein neues verjüngtes Leben erfordert werde. Auf

*) Vgl. »Zum armen Heinrich von Hartmann von Aue« von Selig Cassel im »Weimarischen Jahrbuche für deutsche Sprache, Literatur und Kunst«. Bd. I. Heft 2. S. 408 u. flgd. J. G. F.

Digitized by Google

dieſe, wie man ſieht, halb heidniſche und wunderliche Sage iſt nun die zarte, innige, wahrhaft fromme und trefflich behandelte Erzählung vom armen Heinrich gegründet, deren Hauptzüge folgende ſind:

Herr Heinrich von Aue, ein ſchwäbiſcher Ritter, war eine Blume der Ritterſchaft, ein Muſterbild in Treue und Güte, höfiſch und weiſe, ſo daß man überall ſeines Lobes voll war. Das Höchſte, was man nur wünſchen kann, war ihm verliehen:

An Adel manchem Fürſten gleich,
An Gütern wie ein König reich
Und reicher noch an Ruhme
Im edlen Ritterthume;
So war der ſtolze Herr bekannt.
(G. O. Marbach.)

Falſchheit und rohes Weſen mied er lebenslang und in all ſeinem Wandel war er nur der Ehre ergeben,

Ein Muſterbild der Tugend,
Ein Blüthenreis der Jugend,
Der Welt ein fröhlich Spiegelglas,
Der ſteten Treu' ein Adamas,
Ein Ehrenkranz der edlen Zucht
Und der Bedrängten Hort und Flucht,
Den Seinen all ein ſichrer Schild,
Dabei in rechtem Maße mild,
Geehrt um manche Heldenthat,
Ein reicher Quell von weiſem Rath,
Ein Sänger edler Frauen
Und herrlich anzuſchauen
Von Angeſicht und von Geſtalt:
Was fehlt ihm, um mit Allgewalt
Die Herzen alle zu begeiſtern
Und jedes Ruhms ſich zu bemeiſtern?
(G. O. Marbach.)

Aber eben, als er ſo hoch beglückt war und mit heiterem Sinne die Luſt und weltliche Freude genoß, da ward ſein Hochmuth verkehrt in ein niedriges Leben; denn er nahm gar wenig deſſen wahr, der ihm dieſes Leben durch ſeine Gnade gegeben hatte, wähnend, er könne Ehre und Gut ohne Gott haben. Darum ſollte denn gar bald an ihm gezeigt werden, wie einſt an Abſalon, daß die üppige Krone weltlicher Luſt niederfalle unter die Füße, daß unſere ſüßeſten Freuden mit bitterer Galle gemiſcht ſind und unſere Blüthe gerade

Digitized by Google

dann oft abfallen müsse, wenn man wähnt, sie prange im höchsten Schmucke. Ach, singt der Dichter weiter —

Ach, all die stolze Herrlichkeit
Versank in herzzerbrechend Leid.
Der hohe Muth ward ganz verkehrt,
Der frohe Sinn mit Weh beschwert,
Die Lust der Welt sank in den Staub
Des Todes und des Elends Raub;
Wer in der Sinne Wonne lebt,
Schon in des Todes Abgrund schwebt.
Die hochgepriesene Erdenlust
Verzehrt in Weh die Menschenbrust
Und eitel ist ihr klarer Schein,
Aus ihm erwächst die grimme Pein.
Die Kerze, welche lachend blinkt
Und innerlich in Asche sinkt,
Ist Bild des Menschenlebens,
Des irdischen Bestrebens,
Gebrechlichkeit ist unser Loos:
Wir wähnen uns in Glückes Schooß,
Bis unser Lächeln Weinen lischt,
Ach, unsers Lebens Honig mischt
Mit bittern Leides Wermuth sich.
Darum, o Mensch, bereite dich:
In deinen schönsten Blüthentagen
Wird dich das Schwert zu Boden schlagen.

(G. O. Marbach.)

Herrn Heinrich ergreift nun plötzlich die Miselsucht oder der Aussatz und durch diese ekelhafte Krankheit wurde er bald allen Menschen ein Abscheu.

Herr Heinrich, einst von Weib und Mann
Geliebt, geehrt, der ward fortan
Geflohn, verworfen ganz und gar —
Ach, Menschengunst ist wandelbar!

(G. O. Marbach.)

Aber Heinrich war nicht so gottergeben, als einst Hiob,

Den doch der Herr mit gleicher Pein
Vorzeiten ließ geschlagen sein,
Um ihn zu prüfen, ob im Leid
Er hielt an der Gerechtigkeit.

Digitized by Google

Statt, wie Hiob, Gott zu preisen, versank er in tiefe Trauer; sein Herz, das in hohen Wonnen geschwebt hatte, ward verweht, seine Freude, die hoch oben auf des Lebens Wogen geschwommen hatte, gieng unter, sein Honig ward zu Gallen, eine trübe Wolke verdeckte ihm seiner Sonne Strahl und

Des Tags, der ihn ans Licht gebracht,
Ward oft von ihm mit Fluch gedacht.

Er fährt nun nach Montpellier, um sich heilen zu lassen und, da ihm dort kein Trost wird, nach Salerno, wo damals die berühmteste Arzneischule war. Aber auch hier hält man ihn für unheilbar, und nur einer der weisen Meister dort erklärt, ihn wiederherstellen zu können, sobald sich eine Jungfrau von den reinsten Sitten finde, die sich aus Liebe zu ihm freiwillig und unverzagt tödten lasse und ihr Herzblut für ihn dahingebe. Das war nun freilich ein Heilmittel zum Verzweifeln, denn wer kann Unschuld und freie, aufopfernde Liebe erzwingen oder erkaufen!

Da sah der arme Heinrich ein,
Er könne nie gerettet sein,
Weil er doch nimmer die erwürbe,
Die gern und willig für ihn stürbe,
So war ihm all sein Trost genommen,
Um den er nach Salern gekommen,
Und all sein Hoffen war zergangen,
Noch je Genesung zu erlangen.

(G. O. Marbach.)

Trostlos und lebensüberdrüssig kehrt er nun in seine Heimath zurück und gibt die eine Hälfte seiner Güter den Armen, die andere aber den Gotteshäusern. Nur ein kleines Haus mit Hof und Feld, einen abgelegenen Maierhof behält er für sich und auf dieses „Gereute" zog er sich zurück.

Dort lebte er von aller Welt
Geschieden, harrend auf den Tod,
Den Retter in der höchsten Noth.

Und im ganzen Lande hatte man lebhafte Theilnahme und Erbarmen für ihn und

Digitized by Google

Wer seinen Namen hörte sagen,
Begann zu weinen und zu klagen.

Auf diesem Maierhofe nun wohnte seit langer Zeit ein Pächter, den Heinrich immer mit Abgaben verschont und von jeher gegen alle Unbill in Schutz genommen hatte. An diesen Mann, der es allein noch mit ihm gut meinte, schließt er sich an und in dem Familienkreise desselben bringt er fern von der Welt seine Siechtage hin. Man pflegt ihn dort aufs beste, man sucht ihm alle früher erwiesene Liebe zu vergelten.

Denn nichts den Bauersmann verdroß,
Was ihm geschah durch seine Schuld.
Die Treue hatt' er und Geduld,
Daß willig er und dienstbereit
Ertrug die Mühe und das Leid,
Was er nahm auf sich seinetwegen.
Er wußte trefflich ihn zu pflegen.
(Fr. Koch.)

Aber besonders wird die neunjährige Tochter des Pächters durch das Unglück ihres Herrn gerührt. Der Dichter schildert nun dieses Mägdlein und ihr Verhältniß zum armen Heinrich überaus lieblich:

Es schaute Gott den braven Mann
Mit seinem Wohlgefallen an,
Er gab ihm einen starken Leib,
Ein frohes Herz, ein braves Weib
Und schöne Kinder, die mit Lust
Erfüllen eines Menschen Brust.
Darunter war ein Mägdelein,
Gar munter, lieblich, zart und fein,
Das nun im zehnten Jahre war,
Mit einem klaren Augenpaar
Und rothen Wänglein, lichtem Haar
Und holden Zügen wunderbar.

Es war das gute liebe Kind
Dem kranken Herrn so treu gesinnt,
Daß selten sie von seinen Füßen
Entwich und für ein freundlich Grüßen
Ihm willig diente allezeit.
Die andern alle flohen weit
Den kranken beulenvollen Mann,

Digitized by Google

Sie aber gieng zu ihm heran,
So oft es ihr nur möglich war.
Ihr kindlich Herz war immerdar
Ihm zugethan und stets bereit,
Die schwere Pein, das harte Leid
Mit Zärtlichkeit ihm zu versüßen,
Und lächelnd saß sie ihm zu Füßen.

Er liebte auch das gute Kind,
Das ihm so hold und treu gesinnt,
Und kaufte oft ihr bunte Sachen,
Wie sie den Kindern Freude machen.
Die einzge Freude seiner Brust
War ihre kindlich reine Lust.
Zuweilen war's ein buntes Band,
Das er ihr in die Haare wand,
Ein Spiegel dann, ein Ringelein,
Ein Gürtel, was es mochte sein;
Sie war so dankbar, war so froh,
Daß wohl auch ihn der Kummer floh
Und er zu scherzen selbst begann:
Sie sei sein Frauchen, er ihr Mann;
Sie ließ ihn selten nur allein
Und linderte ihm seine Pein
Durch Lieb' und kindliches Vertraun;
Und immer fröhlich anzuschaun,
War sie ein Balsam seiner Brust
Und seiner Augen süße Lust.

(G. O. Marbach.)

So pflegt ihn das gute Mädchen drei Jahre lang; denn er kommt ihr ganz rein vor, und wie sehr ihr auch jene Geschenke das einsprachen, so war es doch, wie der Dichter sagt, allermeist ein lieblicher Geist von Gott, der sie das glauben ließ.

Als nun nach diesen drei Jahren die Furcht der Eltern vor Heinrich's Tode, der sie auf ein Mal unter einen andern vielleicht harten Herrn stellen würde, immer mehr steigt und sie voll Kummer über sein wachsendes Elend dem Heinrich rathen, sich der Kunst der weisen Aerzte in Salerno anzuvertrauen, gesteht er ihnen trostlos, daß er schon dort gewesen und welche Demüthigung der Seele er von den Aerzten erfahren. Er nennt das Mittel, durch welches allein er nach der Aussage jenes Salerner Arztes heilbar sei und schließt mit dem Seufzer:

Digitized by Google

Nun findet sich, das leuchtet ein,
Freilich nicht ein Mägdelein,
Die für mich leiden will den Tod.
Drum muß ich schmäheliche Noth
Tragen bis an mein Ende;
Daß Gott es bald mir sende!

(Simrock.)

Auch des Pächters Töchterlein hörte diesen Bericht und ließ ihn sich tief zu Herzen gehen.

Was dem Vater ward gesagt,
Das hörte auch die reine Magd,
Denn es hielt die Süße
Ihres lieben Herren Füße
Stets in ihrem Schooße stehen.
Es verglich sich wohl, das ließ sie sehn,
Ihr kindlich Gemüthe
Mit der Engel Güte.
Seiner Rede nahm sie wahr
Und behielt sie immerdar.

(Simrock.)

Des Nachts nun, wo sie zu den Füßen der Eltern liegt, weint sie über ihres Herrn, des armen Heinrich, Pein so bitterlich, daß sie mit ihren Thränen und Seufzern die Eltern erweckt. Diese suchen sie zu beschwichtigen, aber

Doch wurde sie die Nacht nicht froh,
Wie sie den andern Tag auch blieb.
Was jemand mit ihr that und trieb,
Nicht nahm sie Theil im Herzen dran,
Bis wiederum die Nacht begann,
Und, wie gewohnt, man schlafen gieng.
Da sie ihr altes Bett umfieng,
Und sie dasselbe wieder that,
Wie gestern, und ein Thränenbad
Bereitete die gute Maid:
Denn tief verborgen alle Zeit
Im innersten Gemüthe
Trug sie die größte Güte,
Die einem Kinde Gott verlieh.
Welch Kind hat je gethan, wie sie?

Digitized by Google

Ein Wagniß sie vollbringen wollte,
Wenn sie den Tag erleben sollte,
In Wirklichkeit ihr Leben
Für ihren Herrn zu geben.

(Fr. Koch.)

Mit diesem Entschluß schwindet nun auf ein Mal ihr Kummer und nur das Eine macht ihr noch Schmerzen, ob ihr Herr und ihre Eltern es auch zulassen würden, daß sie den kühnen Schritt wage. Darüber fällt sie wieder in Herzeleid und weint bittere Thränen, so daß der Vater erwacht; nun entspinnt sich in nächtlicher Stille ein Zwiegespräch zwischen den Eltern und der Tochter, welches vortrefflich wiedergegeben ist. Der Vater, der des Mägdleins Entschluß als kindischen Einfall ansieht, stellt ihr die Bitterkeit des Todes dar, wohingegen die Mutter ihr zu bedenken gibt, wie sie sei unter Schmerzen geboren und also nicht solch Herzeleid um sie verdient habe; aber trotzdem beharrt die Tochter bei ihrem Willen, den sie als Gottes Willen erkannt zu haben glaubt.

Da sprach das fromme Mägdelein:
„Ach, herzgeliebte Mutter mein,
Wie sollt' ich nicht zu jeder Zeit
Erkennen meine Schuldigkeit,
Da ich doch eure Güte
Mit dankbarem Gemüthe
An jedem Tag erfahren.
Bin ich auch jung an Jahren,
So weiß ich doch, daß, was ich habe,
Ich nur von euch empfieng als Gabe;
Wenn mich die Leute preisen
Und Liebe mir erweisen,
So sagt mir stets mein eigner Sinn,
Daß ich euch alles schuldig bin,
Was gern an mir die Leute sehn.
Drum soll auch nichts von mir geschehn,
Was ihr mir nicht aus freiem Willen
Gewährt, um meinen Wunsch zu stillen.
Du, theure Mutter, hast das Leben,
Hast Leib und Seele mir gegeben,
Gönnst du mir nicht, daß mir zu Theil
Wird meiner Seele ewiges Heil?
Es kam in meine junge Brust
Noch keine Sünd', und eitle Lust,
So muß ich ja wohl durch mein Sterben

Digitized by Google

Des guten Gottes Himmel erben.
Sag nicht, es sei verwirrt mein Sinn,
Gott selber schuf mich, wie ich bin,
Ihm müßt ihr danken, daß er mir
Das Herz gewandt, daß ich von hier
Aus diesem Leben freudig scheide
Und so der Sünde Lockung meide.
Wohl muß die Freude dieser Welt,
Die manches Herz befangen hält,
Mit süßer Lust den Menschen kirren,
Wie möchte sie ihn sonst verwirren,
Von seinem Heile abzulassen?
O laßt mich nicht von ihr erfassen!
Weiß Gott, wie wenig mir gefällt
Die Lust und Freude dieser Welt,
Denn ihre Lust ist Herzeleid
Und ihre Freude Traurigkeit.
Was ist ihr Lohn? — ein bittrer Tod!
Was ist ihr Leben? — Sterbensnoth!
Nichts ist gewiß, als daß schon morgen
Die Lust verwandelt wird in Sorgen,
Und daß zuletzt die höchste Noth
Uns überkommt — ein herber Tod.
Es schirmet nicht Geburt noch Gut,
Nicht Leibesstärke, kühner Muth,
Nicht Ehre schirmt, noch Tugend.
Ach, unser Leben, unsre Jugend
Ist eitel Nebel nur und Staub,
Wir sind im Wind ein flatternd Laub.
Wohl ist ein Thor, der an die Welt,
Der sich an Rauch und Nebel hält,
Ihn trügt ein gleisnerischer Schein,
Der innerlich hüllt Moder ein.

(G. O. Marbach.)

Und nun bittet sie die Mutter weiter, ihr nicht zu wehren; lange würden sie sie doch nicht bei sich haben, wenn sie lebe, da sie in zwei oder drei Jahren doch einem Manne gegeben würde. Und nun fährt sie, das liebliche Bild von Christo als Seelenbräutigam gebrauchend, fort:

„Jetzt aber will mich einer frei'n,
Dem mag ich Leib und Seele weih'n,
Mit dem werd' ich in Freuden leben,
Ihm sollt ihr gern mich übergeben.

Digitized by Google

Er ist der beste Bauersmann,
Denn alles, was er hebet an,
Geräth; sein Pflug geht allezeit,
Sein Hof ist reich, sein Feld ist breit,
Ihm stirbt kein Roß, verdirbt kein Rind,
Bei ihm klagt nie ein weinend Kind,
Da ist's nicht heiß, da ist's nicht kalt,
Da wird vor Jahren niemand alt,
Da gibt es nicht Mühseligkeit,
Da gibt es auch kein Herzeleid,
Da gibt es Freude nur und Lust,
Die nimmer fliehet aus der Brust;
Ja, dahin laßt mich ziehen,
Und lasset mich entfliehen
Aus dieser Erde Jammerthal,
Wo nichts es gibt, als Leid und Qual,
Wo oft ein Tag von hinnen rafft,
Was ihr im ganzen Jahr geschafft,
Wo Sturm und Blitz und Hagel haust
Und eure Ernten euch zerzaust.
Ihr liebt mich; wohl, so laßt es seh'n
Und zögert nicht und laßt geschehn,
Was mir gereicht zu Heil und Ehren,
Laßt mich zu meinem Heiland kehren,
Zu meinem Herrn Jesus Christ,
Deß Gnade ohne Wandel ist,
Deß Liebe alle Welt umfaßt
Und der den Sünder selbst nicht haßt,
Vor dessen Augen alle gleich,
So hoch wie niedrig, arm wie reich:
Er nimmt mich also liebend hin,
Als wär' ich eine Königin.
Nie scheide ich aus euren Herzen,
Nie will ich eure Huld verscherzen,
Ich bleib' euch willig unterthan.
Und glaubt nur nicht, ich sei im Wahn,
Daß ich mich selbst zum Opfer brächte,
Indem ich euer Heil bedächte!
Ich hörte oft: Wer andr' ergetzt,
Indem er selber sich verletzt,
Wer einen andern krönet
Und selber sich verhöhnet,
Der hat der Treue allzuviel.
Ich thue nur, was mir gefiel;
Wenn ich euch Treue leiste,
Nütz' ich mir selbst aufs meiste.
Der Kinder sind euch mehr gegeben,

Digitized by Google

Erfreuet euch an ihrem Leben
Und tröstet euch um mich in ihnen.
Mich lasset meinem Heile dienen
Und meinem Herrn, daß ihm auf Erden
Noch möge ganz geholfen werden.
O Mutter, weine, klage nicht,
Ich leiste nichts, als meine Pflicht.
Nicht wirst an meinem Grab du stehn,
Du wirst es nie vor Augen sehn;
Denn fern von hier werd ich ersterben
Und unser aller Heil erwerben.
Ich bau' auf Gott, er wird mich retten,
Erlösen aus des Todes Ketten!"

(G. O. Marbach.)

In solcher wunderbar ernsten Rede stellt das Mägdlein den Eltern nun noch weiter vor, wie sie durch den Tod aus diesem vergänglichen und hinfälligen Leben zum ewigen Heile gelangen könne. Die Eltern, die zuletzt glauben, der heilige Geist, der ja auch St. Nicolas schon in der Wiege die Sprache gegeben habe, flöße ihr solche Worte ein und ihr Wille sei vielleicht dennoch Gottes Wille, geben ihr endlich kummervoll nach und hören auf, sich ihrem Vorhaben zu widersetzen. Kaum hat es getagt, so eilt das Mägdlein hocherfreut zu Heinrich, um ihm ihren Entschluß und der Eltern Beistimmung zu eröffnen.

Und als es hatte kaum getagt,
Gieng sie hin, wo ihr Herre schlief.
Sein traut Gemahl da nach ihm rief
Und sagte: „Herr, was schlafet Ihr?"
„„O nein, Gemahl. Doch sage mir,
Was bist du heute auf so früh?""
„Der Jammer zwinget mich," sprach sie,
„Den ich um Eure Krankheit trage."
„„Das ist beständig deine Klage,
Gemahl,"" sprach er, „„kund thatst du's schon,
Daß Gott dir sende seinen Lohn;
Doch kann für mich nicht Hilfe sein."" —
„Das sagt nicht, lieber Herre mein,
Und werdet noch der Hilfe froh.
Denn da es mit Euch stehet so,
Daß man Euch Hilfe bringen mag,
So säume ich nicht einen Tag.

Digitized by Google

Ihr habt uns ja, mein Herr, gesagt,
Wenn ihr nur fändet eine Magd,
Die für Euch duldete den Tod,
Entkämet Ihr noch Euerer Noth.
Dazu erbiet' ich selber mich.
Viel besser, Ihr lebt, als wie ich."

Da dankte für den guten Willen
Herr Heinrich ihr, indeß sich füllen
Die Augen ihm vor Schmerzen,
Die er trug tief im Herzen.
Er sprach: „„Gemahl, es ist der Tod
Nicht eine so geringe Noth,
Als du dir selbst vielleicht gedacht.
Das hast du mir wohl kund gemacht,
Vermöchtest du's, du hülfest mir.
Und das genügt mir auch von dir.
Ich kenne deinen schönen Sinn:
Rein ist dein Wille immerhin.
Nicht will ich mehr von dir begehren.
Du kannst mir das nicht wohl gewähren
Was du in deinem Sinne trägst.
Die Treue, die du zu mir hegst,
Die möge dir vergelten Gott.
Ich würde aller Welt zum Spott,
Wenn ich daran jetzt dächte,
Daß dies mir Heilung brächte,
Und dann doch nichts erränge,
Als wenn die That gelänge.
Gemahl, du handelst wie ein Kind,
Das sich entschließet zu geschwind:
Was denen kommt in Sinn und Muth,
Sei es nun übel oder gut,
Das wollen sie in aller Eile,
Und dann gereut's in kurzer Weile.
Gemahlin, so ist auch dein Thun.
Zwar hast du es beschlossen nun;
Doch wer beim Wort dich nehmen wollte,
Daß es zu Ende kommen sollte,
Gereuen würde es dich doch.""

(Fr. Koch.)

So gibt er sich alle mögliche Mühe, sie von ihrem Entschlusse abzubringen, aber da alle Worte bei ihr vergeblich sind, da endlich auch die Eltern hinzukommen und bekennen, des Kindes beredte Bitten seien ihnen wie eine Stimme von Gott vorgekommen und sie

Digitized by Google

könnten daher, so wehe es ihnen auch thue, ihr nicht mehr wehren, nimmt Heinrich, obwohl aufs tiefste beunruhigt, ihren Antrag an.

Sinnvolle Männer, wie Goethe, Gervinus u. a. haben diese Aufopferungsluft des Mädchens unnatürlich finden wollen; aber uns scheint dieser Zug in Hartmann's Dichtung gerade von der tiefsten psychologischen Auffassung der weiblichen Natur und von einer unvergleichlichen Feinsinnigkeit zu zeugen. Es ist um ein in den ersten Jahren der Entfaltung sich befindendes reines Mädchenherz ein wunderbares Ding; es keimen darin, wenn böse Zucht die Knospe nicht verdirbt, die Empfindungen mit zaubervoller Zartheit und elastischer Stärke, eine unbeschreibliche Sehnsucht ohne Begehrlichkeit, es quillt in ihm eine süße Gewalt, aber in reiner Unbewußtheit, ohne sinnliche Farben. Es kommt nicht selten vor, daß in einem solchen kindlichen Mädchenherzen zu dem ersten edlen Mann, an den sie Verhältnisse knüpfen, eine ihnen oft unbewußte Neigung Wurzel schlägt. Dann hat es nie eine reinere Empfindung gegeben, als diese; dann scheint sie nur da zu sein, wie die Rosenknospe, Duft für den andern zu athmen, nur liebevolle Blicke zu tauschen und nicht Sinnliches zu begehren. In dieser Stimmung stellt der Dichter das junge Mädchen dar, deren Opfermuth wir Neueren freilich nicht verstehen, weil in unserer Zeit, wo der erste Schmelz der Liebe durch unsere Lebensverhältnisse allzu früh abgestreift wird, die tiefen Naturen der Frauen wie die Individualitäten der Männer leider verflacht sind, weil wir allzu selten solche Beispiele von der Macht reiner Frauenherzen sehen und weil die Welt dahin gekommen ist, alles Außerordentliche für unnatürlich zu halten.

Doch kehren wir nach dieser kleinen, aber hoffentlich nicht unbegründeten Abschweifung wieder zur Erzählung selbst zurück. Der Kranke und die Helferin rüsten sich zur Abreise nach Salerno, um die Sache auszuführen.

Es ließ der Herr ein seidnes Kleid
Für die geliebte treue Maid
Bereiten, wie sie nie getragen.
Den besten Zobel, den man fand,
Den setzte man um das Gewand,
Das, reich geschmückt mit Edelsteinen,
Sie nur noch schöner ließ erscheinen.
Es ward ein stolzes Roß der Maid

Digitized by Google

Gebracht, das ſie den Ihren weit
Entführen ſollte, — bis zum Grabe.
Sie nahm mit Lächeln an die Gabe.
Kein thöricht Kind erſchien ſie mehr:
Nein, eine Jungfrau ſtolz und hehr,
Aus niederm Stande nicht entſproſſen,
Ihr Angeſicht iſt übergoſſen
Von einem heitern Ernſt und weiſe
Beſchickt ſie alles zu der Reiſe
Und tröſtet die betrübten Alten,
Die ſtill mit Ehrfurcht um ſie walten,
Als ob ſie ſchon ein höh'res Weſen,
Nicht ihre Tochter mehr geweſen.

Doch als die herbe Stunde kam,
Die nun ihr Kind von hinnen nahm,
Da gab es wohl ein ſchweres Scheiden.
Wie mochte da die Mutter leiden,
Als ſie das Kind nun ſah verloren,
Das einſt in Schmerz ihr Schooß geboren;
Wie mochte da der Vater klagen,
Als er nun Abſchied ſollte ſagen
Dem Leben, das ſo lieblich glühte
Und das nun brach in ſolcher Blüthe!
Wer mag beſchreiben dieſe Pein,
Wer von dem Jammer Zeuge ſein?
Was aufrecht hielt in dieſem Schmerz,
Das war der Jungfrau ſtarkes Herz.
Ihr heitrer Blick, ihr ſüßes Wort
Nahm ihres Grames Spitze fort.
Sie ſpricht mit ſo beredtem Munde,
Es ſcheint, als ſei mit ihr im Bunde
Ein Engel, der ins Herz ihr flüſtert,
Das Wort, das allen Gram entdüſtert,
So eilt ſie, von der Eltern Segen
Begleitet, ihrem Tod entgegen.
Sie zog dahin, wie eine Braut,
So lächelnd froh, ſo ſtill erbaut,
Und nicht, als ob ſie gienge,
Daß ſie den Tod empfienge.

Sie ritt mit dem geliebten Herrn
Die ferne Straße gen Salern.
Ach, der zu neuem Leben geht,
Auf deſſen bleichem Antlitz ſteht
Der Gram, der Kummer und die Noth!
Und ſie, die ſuchet ihren Tod,

Digitized by Google

Auf ihrem blühenden Gesicht
Erglänzt der Freude heit'res Licht.
Mit Freundesworten, frohem Scherz
Sucht sie zu scheuchen seinen Schmerz,
Und ihm die trübe Zeit zu würzen
Und ihm den weiten Weg zu kürzen.

(G. O. Marbach.)

Als sie nun zu Salerno angekommen, erstaunt der Arzt über die Entschlossenheit des Mädchens, das so freudig in den Tod gehen will, als gienge sie zum Tanze. Auch er, in der Meinung, daß sie durch Heinrich's Drohung gezwungen sei, wendet alles an, um sie abzuschrecken, aber umsonst. Da der Arzt sie nun auf einen Tisch gebunden, um ihr das Herz auszuschneiden, entsinkt ihm fast der Muth. Indeß schon wetzt er das Messer zu seinem Werke, als Heinrich von dem Wunsche beseelt, sie noch ein Mal zu sehen, durch eine Spalte der Thür schaut. Da sieht er sie denn in ihrer jungfräulichen Schönheit, und es überkommt ihn plötzlich mit einem neuen Wesen: es wird ihm das Unrecht, das er begehen wollte, auf einmal klar und er faßt den Entschluß, das Kind nicht sterben zu lassen. Gerade noch zur rechten Zeit dringt er in das Gemach, um das Mädchen dem Tode noch zu entreißen, indem er erklärt, sein Leiden vonn un an geduldig ertragen zu wollen. Obgleich sich nun auch jetzt das treue Mägdlein sträubt, ihm in die Heimath zu folgen und sich beklagt, daß ihr nun die reiche Himmelskrone verloren gehe, die sie zu erlangen gehofft habe, so fügt sie sich doch endlich seinem Willen und reist verweinten Auges mit ihm zurück. Doch Gott, fährt der Dichter fort:

Doch Gott, der in das Herze schaut,
Der niemand läßt, der ihm vertraut,
Der sah mit gnädigem Erbarmen
Die harte Noth der beiden Armen,
Die beide ihm ihr ganzes Leben
Und Herz in Frömmigkeit ergeben,
Die seine Prüfung treu bestanden,
Die würdig, daß sie Rettung fanden.
Der Vater, der die Seinen
Gern tröstet, wenn sie weinen,
Der schied die frommen beiden
Von allen ihren Leiden.
Indeß er schlief in seiner Kammer,

Digitized by Google

Ward Heinrich frei von allem Jammer
Und trat am andern Morgen
Erlöst von allen Sorgen
Rein und gesund hin vor die Maid,
Da schwand auch ihr ihr Herzeleid.

Sie schaut ihn an und schaut ihn wieder
Und sinkt auf ihre Kniee nieder
Und ruft: „Es sei der Herr gepriesen,
Er hat uns große Gnad' erwiesen!
Und gern behalt' ich nun mein Leben,
Denn er hat mir's zurückgegeben."

(G. O. Marbach.)

Nachdem nun Heinrich heimgekehrt ist, wird er von allen seinen Freunden und Lehensträgern mit Freuden empfangen und führt von nun an ein gottseliges Leben. Da ihm aber alle rathen, sich ein Weib zu nehmen, so ladet er alle seine Freunde und Vasallen zu sich ein und eröffnet ihnen, daß er jene treue Jungfrau zur Gattin nehmen wolle.

Sein traut Gemahl stand nah dabei;
Er blickte liebevoll sie an,
Küßte sie und sprach sodann:
„Euch Herren ward wohl schon gesagt,
Daß ich dieser guten Magd,
Die hier an meiner Seite steht,
Verdanke, daß ihr heil mich seht.
Sie ist so frei, als ich nur bin,
Also räth mir all mein Sinn,
Sie zu frein vor aller Welt.
Wenn es Gott dem Herrn gefällt,
Will ich sie mir verbunden sehn.
Kann es aber nicht geschehn,
So will ich sterben ohne Weib,
Da ich Ehr' und reinen Leib
Ihr verdanke ganz allein.
Wollt ihr mir nun gewärtig sein,
So bitt' ich euch alle,
Daß es euch wohlgefalle."

(Simrock.)

Sie stimmen ein und Heinrich, nachdem er schon früher dem Pächter den Maierhof zu eigen gegeben hat, vermählt sich mit der

Digitized by Google

Tochter desselben. So schließt das Ganze und der Dichter fügt dann noch hinzu:

Die beiden sahen gottergeben
Ein langes noch und frohes Leben,
Und giengen endlich noch zugleich
Nach kurzem Leid ins Himmelreich.
Es möge einst uns allen
Dasselbe Loos noch fallen.
Zum Lohn, den sie bekamen,
Verhelfe Gott uns. Amen!

(S. O. Marbach.)

Das ist der Inhalt der lieblichen Idyllen-Legende vom armen Heinrich. Daß manche jenes leidenschaftliche Drängen des Mädchens zum Tode, das nicht allein aus unbewußter Liebe und treugemeintem Mitleid, sondern zugleich auch aus dem Wahne hervorgeht, damit das ewige Leben erringen zu können, jenes Losreißen von den heiligsten Banden der Natur, von Vater und Mutter, um nur so schnell als möglich aus diesem Jammerleben in den Zustand der Seligkeit zu kommen, nicht verstehen und deshalb tadeln, ist bereits bemerkt worden. An der Opferidee, die hier ganz in ähnlicher Weise, wie in der lieblichen altdeutschen Sage von Amicus und Amelius vorherrscht, kann man sich unmöglich stoßen, da sie die tiefste und heiligste ist, die eine Menschenbrust fassen kann und da auf sie im höchsten Sinne ja unser eigenes Heil gegründet ist. Oder sollte etwa der Ekel, den uns das Sujet des Aussatzes möglicherweise erregt, größer bei uns sein, als das Wohlgefallen an der Sinnigkeit und Innigkeit des Ganzen? Sollten wir etwa bei diesem armen Heinrich ähnlich fühlen wie Goethe, der auf Anlaß desselben sagte: „Die dort einem Heroismus zu Grunde liegende schreckliche Krankheit wirkt wenigstens auf mich so gewaltsam, daß ich mich vom bloßen Berühren eines solchen Buches schon angesteckt glaube"? Wäre das der Fall, so könnten wir uns doch gewiß von einer gewissen modernen Weichlichkeit nicht frei sprechen. Ja wäre das der Fall, dann müßten wir ja folgerichtig auch die fromme, dieser Legende so ähnliche Geschichte von Tobias oder das Buch Hiob verwerfen, das nicht nur ein heiliges, erbauliches, sondern auch neben Dante's göttlicher Komödie eines der tiefsinnigsten, gedankenschwersten poetischen Kunstwerke ist.

Digitized by Google

So wollen wir denn dieſe liebliche Dichtung nehmen, wie ſie iſt. Sie iſt und bleibt der treue Abdruck eines frommen, reinen Dichtergemüths, das wir von ganzer Seele liebgewinnen müſſen.

Laſſen wir Hartmann's Dichtungen noch ein Mal an uns vorübergehen, ſo finden wir, daß nicht alle in der Ausführung gleich vollkommen ſind, ſondern daß ſich vielmehr ein ſteter Fortſchritt in ihnen kund gibt. Der „Erec", das frühſte aber auch ſchwächſte Erzeugniß des Dichters, wird ſchon weit übertroffen von ſeinem „Gregorius vom Stein"; aber auch dieſer zeigt noch nicht die hohe Vollendung der Sprache und Darſtellung, wie „Der arme Heinrich" und vor allem der „Iwein."

Hartmann ſtellt uns die geſammte Intelligenz eines deutſchen Ritters jener Zeit dar, der während des Dranges zu den Kreuzzügen inmitten der geiſtigen Annäherung zu den romaniſchen Völkern lebte. Er zog als Ritter, als Poet und als Chriſt, nach dem Morgenlande; aber keins dieſer Elemente überwog in ihm das andere, ſo, daß ſeine Werke alle drei Naturen in organiſcher, tendenzfreier Miſchung offenbaren. Er iſt der erſte, der die romaniſche Epik nach Deutſchland verpflanzte. Die romantiſchen Abenteuer voll Kühnheit und Minne waren dem ritterlichen Geiſte ein reizvoller Gegenſtand; ſeine Zeit ſelbſt charakteriſirt ja dieſer romantiſche Trieb in die abenteuervolle, thatenreiche Ferne; aber wie die Zeit, ſo war auch der Dichter von noch anderem Elemente erfüllt, als „Erec" und „Iwein". Der chriſtliche Sinn, die Verehrung der frommen Märtyrer der Legende bildete eine unverkennbare Miſchung, und gerade dieſe unterſcheidet Hartmann's Dichtungen ſo vortheilhaft vor den franzöſiſchen Quellen, aus denen er geſchöpft und die er mit bewußter Selbſtſtändigkeit bearbeitet hat. Bei all ſeiner Freude an Pomp und Minne des Ritterthums bleibt er doch ſtets der frommen Pflicht des Menſchen eingedenk. Dieſes ſein verſchmelzendes und ſo in Kraft und Sitte durchgebildetes Weſen that ſich auch äußerlich kund. Hatte er in „Erec" und „Enite" der Richtung der Zeit in ihrem Rittergeſchmack Bahn gebrochen, ſo widmete er in ſeinem „Gregor" ſeine Muße der ſtrengen Abtödtung. Aber wie dort durch alle Abenteuer und Prunkkämpfe die ethiſche Herzensſaite durchklingt, ſo zeigt auch hier ſein Legendengeſchmack nicht den frommen Mönch, ſondern den ſinnigen Ritter. Zwar ſchätzt er das Kloſterwiſſen und Leben hoch, aber er will doch lieber ein Gottesritter ſein, als ein betrogener Kloſtermann und dieſes Gottesritter-

Digitized by Google

weſen tritt auch in ſeinen Minneliedern, wo er über die Macht der Liebe über ſeinen Leib, über die ſchlimmen Launen der Frauen klagt, wo ihm ſo weh iſt, wie den Blumen unter dem Schnee, deutlich genug hervor; kurz er iſt ein Dichter, der ſich unter allem genußvollen Streben ſtets ſeines hohen Berufs erinnert. Wenn er im Anfange ſeines armen Heinrich bittet, daß jeder Leſer dieſer Legende ſeiner Seele im Gebete gedenken möge, ſo fühlen wir uns gewiß, wenn wir das auch nicht geradezu thun, doch geneigt, ihm ein liebevolles Andenken zu ſchenken und das Gedächtniß an ihn in die ſtille Welt unſeres Gemüths mit zu verflechten.

Digitized by Google

Fünfte Vorlesung.

Die Epik.

Fortsetzung.

Wolfram von Eschenbach. — Sage vom heil. Gral und von König Artus und seiner Tafelrunde. — Titurel.

Nachdem ich in meinem letzten Vortrage die drei Heroen der Kunstpoesie des deutschen Mittelalters: Hartmann von Aue, Wolfram von Eschenbach und Gottfried von Straßburg, kurz charakterisirt und gezeigt hatte, in welchem Verhältnisse sie zu einander stehen, gieng ich zu dem Aeltesten dieser Trias, zu Hartmann von Aue über und veröffentlichte vorzüglich an seiner Legende vom armen Heinrich, wie dieser Dichter mit edler frommer Gesinnung, Zartheit und Tiefe der Empfindung, Gemüthlichkeit und feines Gefühl verbinde.

Trotz der Lieblichkeit, trotz der Klarheit der Darstellung und Sprache, die wir bei diesem Hartmann fanden, muß er dennoch in der Dreiheit unserer mitteralterlichen Dichter als der am wenigsten Begabte gelten. Viel höher als er, steht der Dichter, den wir jetzt betrachten werden, **Wolfram von Eschenbach.** Erst seit der Reformation, welche die völlige Umwandlung unserer Sprache und nationalen Anschauung entschied, kam Wolfram, wie alle Dichter des dreizehnten Jahrhunderts in unverschuldete Vergessenheit, obwohl er bis dahin als der Meister deutscher Poesie geglänzt hatte. Wenn es nun überhaupt zu bedauern ist, daß in Folge der Glaubensspaltung und der daraus folgenden Kriege unsere altdeutsche Dichtung dem deutschen Volke ganz aus dem Gedächtniß entschwand, so ist das am

Digitized by Google

meisten gerade um dieses Dichters willen zu beklagen, da er nicht allein der größte jener Jahrhunderte, sondern einer der bedeutendsten Dichter unserer Nation überhaupt ist und als der poetische Typus echtdeutschen Geistes noch weit eher gelten muß, als selbst ein Goethe oder Schiller.

Eben das Dunkel, das sich seit der Reformation über alle mittelalterlichen Dichter verbreitete, ist auch Schuld daran, daß wir über das Leben dieses Sängerheros so wenig wissen und die Nachrichten darüber uns seine Person nur im allgemeinsten Umriß erkennen lassen.

Wolfram von Eschenbach war, wie das schon sein Name sagt, aus dem in Franken gelegenen Marktflecken Eschenbach gebürtig, der etwa fünf Meilen von Nürnberg liegt. Er war aus der Familie von Eschenbach und Pleienfelden, also aus ritterlichem Geschlechte entsprossen und erhielt zu Maßfeld am Hofe des Grafen von Henneberg den Ritterschlag. Da er nicht der Erstgeborene seiner Familie und zu keinem Lehn und Erbe gelangt war, hatte er zeitlebens mit großer Armuth zu kämpfen und sah sich deshalb genöthigt, sich vom Ritterdienst und der Sangeskunst zu ernähren. Beides veranlaßte ihn zu einem unsteten Wanderleben, auf welchem er viele Fürstenhöfe, Städte und Sitten kennen lernte; so lebte er bald im Herrendienste jener Grafen von Henneberg, später der Grafen von Wertheim, bald und am längsten an dem glänzenden Hofe des freigebigen Landgrafen Hermann von Thüringen auf der Wartburg, wo er auch 1207 beim Wartburger Sängerkriege als Hauptperson auftrat. Verheirathet war er wohl nicht, obgleich wir wissen, daß er um die edle Frau geworben habe, der er seinen Parcival widmete, deren Namen er aber nach der feinen Sitte jener Zeit nicht verräth. Nach einem rastlosen und thätigen Leben zog er sich wahrscheinlich auf das Schloß seiner Väter zurück und starb dort etwa 1228, also zur Zeit des großen Friedrich II. Aus dem poetischen Sendschreiben eines Ritters aus der Mitte des funfzehnten Jahrhunderts, des Pütterich von Reichershausen erfahren wir, daß seine Gebeine in der Liebfrauenkirche des Marktfleckens Eschenbach ihre Ruhestätte fanden. Dieser Ritter war nämlich zwanzig Meilen Wegs dahin geritten, um das Grabmal des großen Dichters zu sehen, aber schon waren die Farben seines Wappens und sein Todesjahr verloschen; und da die Kirche bald darauf umgebaut wurde, so sind alle Spuren der Grabstätte verschwunden und nichts ist auf Erden übrig geblieben, was an diesen größten Dichter unserer Vorzeit erinnerte, als seine Werke. Aber wie diese

Digitized by Google

seinen Namen selbst in den Zeiten, wo das Verständniß seines tiefen Geistes längst erloschen war, als einen hochberühmten, ja fast sagenhaft gewordenen durch alle Jahrhunderte trugen, so haben sie noch mehr jetzt, wo sich ein reiferes Volksbewußtsein entwickelt hat, und man dem Verständniß derselben näher gekommen ist, bei allen Gebildeten der Nation die verdiente Liebe und Bewunderung für ihn wieder aufgefrischt.

Fragen wir nun zunächst, was ihn zu seiner Zeit so hoch erhob über alle anderen Dichter und so berühmt machte, daß der Ausspruch eines seiner Nachahmer — sein Herz berge große Gedanken und sein Mund habe besser gesprochen, als der aller andern Laien — sprüchwörtlich wurde, so ist die Antwort darauf kurz die, daß er eben als der ideenreichste und tiefste Dichter des deutschen Mittelalters erkannt wurde. Alle ihm vorhergehenden epischen Dichter des deutschen Mittelalters, mit Ausnahme Hartmann's von Aue, hatten weder ein eigentliches Kunstprinzip noch eine eigene großartige Weltanschauung, aus der heraus sie die erwählten Stoffe mit freiem poetischen Geiste behandelten, und sie waren schon hinlänglich damit zufrieden und glaubten schon Großes zu leisten, wenn sie nur den bunten Wirrwarr des ihnen überlieferten Stoffes in guten Versen wiedergaben. Durch ihre offnen Klagen über die überlieferten Mären bewiesen sie zur Genüge, daß sie ihres umfangreichen und oft so verwickelten Stoffes nicht im mindesten mächtig waren. Da trat Wolfram auf und begründete vermöge der Klarheit seines Wollens beim poetischen Schaffen, vermöge der scharfen Durchdringung des Gegenstandes, vermöge der Höhe seines künstlerischen und sittlichen Standpuncts, von welchem aus er die tiefe in der Sage ruhende Idee erfaßte, eine neue Aera der deutschen epischen Poesie. Blicken wir in das grenzen- und planlose Gewirr der unzählbar aufgehäuften Abenteuer jener von Wolfram behandelten Sagen, so müssen wir die gewaltige Handhabung dieses kolossalen, verworrenen, durch tausend kleinliche Nebendinge zerrissenen Stoffes, müssen den wahrhaft Shakespearischen Scharfblick und festen Griff in das Chaos bewundern, aus welchem er der ihm aufgegangenen Idee Gestalt und Hülle bildete und müssen staunen, wie er nur seine Dichtungen von dieser ihn bewegenden Idee so durchdrang, daß man in den entferntesten Fasern derselben die Bestimmung erkennt, in der sie zum Kern des Ganzen steht. So war er unter allen deutschen Dichtern des Mittelalters der erste, der seiner Dichtung mit klarem Bewußtsein eine bedeutungsvolle Idee unterlegte und die

Digitized by Google

höchste Genialität bei Sonderung und Ordnung der großen vielgestaltigen Sagenmassen zeigte. Ihm galt der Stoff wie jedem echten Dichter nur als etwas Todtes, die vergeistigende Behandlung aber allein als das Lebengebende und stets hauptsächlichste Ziel des Dichters. Darum löste er denn aus dem Sagenknäuel, der vor ihm lag, immer einzelne Stücke aus, die ihm am geeignetsten schienen, die von ihm erfaßte Idee zur Erscheinung zu bringen und hauchte diesen den Odem eines lebendigen Geistes ein. Ein Beweis hierfür ist sein Gedicht Titurel, das wir nachher näher kennen lernen werden. Aus all dem Wuste von Abenteuern, die wir bei einem späteren Bearbeiter desselben Stoffes, bei dem Dichter Albrecht finden, griff Wolfram nur die schöne Geschichte von Sigune's und Schionatulander's Liebe heraus, weil es ihm hier daran lag, uns das Bild der süßesten und treuesten Liebe darzustellen. Und selbst in seinem Parcival, so bunt und vielgestaltig hier auch die zu Grunde liegende Fabel ist, wirft er doch alles bei Seite, was nicht in der das Ganze leitenden Grundidee aufgeht, während alles Uebrige sich unter seiner Hand zu einem schönen symmetrischen Bau ordnet, der bis in seine kleinsten Nebentheile von der großartigen Idee durchdrungen ist.

Nächst diesem klaren Bewußtsein bei der Scheidung und Anordnung der poetischen Stoffe ist es aber noch ein Zweites, das ihn hoch über alle Dichter jener Zeit stellt. Hingegeben an die Stoffe, die ihm vorlagen und die von den allerseltsamsten Wunderlichkeiten und Abenteuerlichkeiten durchwirkt waren, zeigten alle früheren Dichter, daß sie selbst noch in dem prinziplosen Treiben des Ritterthums und in allen seinen Auswüchsen befangen waren. Wolfram dagegen hat sich in seinen Dichtungen hoch über seine Zeit erhoben. Mit derselben Ironie, mit der später Arioſt in seinem „Rasenden Roland" die Barockheit des verfallenden Ritterthums geißelt und mit der noch später Cervantes in seinem „Don Quixote" demselben den tödtlichen Streich versetzte, mit derselben Ironie blickt auch Wolfram auf das in den Rittergeschichten und Sagen zur Entscheidung kommende wunderliche Wesen herab und läßt seinen lächelnden Spott ergehen über die eitle Galanterie und die zwecklose rohe Thatenluſt, über all das Unpsychologisch-Willkührliche, über das Launenhafte und Kindische, das darin vorkommt. Und dieses Ueberflügeln seines Zeitalters ist bei ihm um so merkwürdiger, als man, was zur Zeit Arioſt's und Cervantes nicht der Fall war, zu seiner Zeit in eben diesen Stimmungen und Geistesrichtungen noch allen Ernstes schwärmte und er also

Digitized by Google

Dinge zu belächeln wagte, die der Geschmack seines ritterlichen Publicums mit Entzücken aufnahm und die in allen Dichtungen so stereotyp waren, daß es schon deßhalb für eine Kühnheit gelten mußte, sie mit anderem Sinne zu betrachten.

So zeigte er eine Selbstständigkeit und Freiheit der Anschauung, zu der keiner der damaligen Dichter sich erhoben hat. Aber diese Freiheit ruhte bei ihm auch auf einer großartigen Individualität. Kennen wir ihn auch persönlich nicht näher, weil die geschichtlichen Quellen über sein Leben so spärlich fließen, so tritt er uns doch aus seinen Dichtungen als eine der ehrwürdigsten Gestalten unserer Nation entgegen, an der wir mit Ehrfurcht und Bewunderung emporblicken müssen. Dieser fast priesterliche Ernst, diese herrliche Lebensweisheit, diese tiefe Menschen- und Weltkenntniß, diese sittlich-strenge Weltansicht und hohe Religiosität, gepaart mit einer Geisteskraft, die auf die tiefsten Mysterien der Menschenbrust einzugehen vermag, mit einem Gedankenschwung, der uns fortreißt bis zum Ewigen und Unendlichen, finden wir bei keinem Dichter jener Zeit; und wie Klopstock in seinem Messias, wie Goethe in seinem Faust die tiefliegendsten Saiten unseres innersten Lebens anklingen läßt, so greift auch dieser Wolfram in seiner Dichtung in unser Innerstes mit einer Macht und Gewalt ein, vor der man sich beugen muß. Wahrlich, ich habe mir diesen Mann nie anders denken können, denn als einen Mann mit tiefliegendem Auge, großer gewölbter Stirne und mit den Spuren tiefer innerer Gedankenkämpfe auf dem Antlitz; denn in ihm zeigt sich eine Natur des schwersten Ernstes und des markigsten Geistes. Betrachten wir nur das eine Gedicht, den „Parcival", in welchem er, vorläufig gesagt, die Durchbildung der angeborenen Reinheit des Menschen zu dem durch den Zweifel an Gott und Welt geläuterten wahren Glauben darstellt, und wir haben genug, um zu erkennen, daß er zu den am tiefsten angelegten Naturen unserer Nation gehört, die für alle Zeiten Geltung haben. Denn stellt er uns in diesem Gedichte auch einerseits durchaus das zwölfte und dreizehnte Jahrhundert dar und die ganze ideale Ritterwelt, wie sie in der Phantasie der Dichter, und gewiß auch im Geiste vieler ritterlichen Edlen jener Zeit lebte, stellt er sie uns auch dar mit all ihrem Glauben und Aberglauben, mit all ihrem beschränkten Wissen und in der Befangenheit von Irrthümern, die uns oft ein Lächeln abzwingen, so ist es uns doch andererseits, wenn wir die dichterische Behandlung, die im Gedichte niedergelegte Idee und deren Durchführung ins Auge fassen,

Digitized by Google

als ob uns unsere eigene moderne Kunstansicht daraus hervorträte und wir den Vorgänger unseres Goethe'schen Faust darin erkennten. Denn mit überlegenem Geiste hat er hier ein Epos geschaffen, in dem er die Thaten des Geistes und die Begebenheiten der Seele schildert, ein Epos des Leids und der Freude des innern Menschen, ein Epos der höchsten Ideen von göttlichen und menschlichen Dingen.

Ein Dichter, wie er, der wie Dante und Klopstock die tiefsten Ideenmysterien enthüllte, konnte natürlich noch weniger, als diese in ihrer Zeit, die volle Klarheit und Gewandtheit der Sprache zur Schau bringen. Wie Klopstock's Sprache eigentlich nur ein Kämpfen der Form mit der überschwänglichen Idee ist, so ist auch bei Wolfram ein sprachgewaltiges Ringen mit der reichsten Gedankenfülle zu finden. Eine kühne aber dunkle Ausdrucksweise, eine feierliche schwere Sprache, die nicht selten mit schöpferischer Kraft gehandhabt ist, eine Verknüpfung des Nächsten und Fernsten, um den Gedanken in seiner ganzen Prägnanz heraufzubeschwören. Das ist dem Wolfram so eigen, daß er deshalb von dem zierlich geschwätzigen Gottfried die bittersten und offensten Ausfälle erleiden muß. Aber trotz dieser Schwerfälligkeit der äußern Form werden wir Modernen uns doch eben so sehr auf Wolfram's Seite neigen, wie Gottfried's Zeitgenossen gewiß in der Mehrzahl sich diesem zugewandt haben. Denn wenn uns auch der tiefsinnige Ausdruck seiner Dichtung das Verständniß derselben erschwert, er kommt doch mehr als alle mittelalterlichen Dichter unserm modernen Anforderungen an die Kunst entgegen, insofern er uns die innerste Gemüthswelt enthüllt und in der Darstellung von Empfindungen und Seelenzuständen in der Vergeistigung des Stoffes die höchste Meisterschaft zeigt.

Zu alledem kommt noch, daß Wolfram der entschieden christliche Dichter des deutschen Mittelalters ist. Hat Hartmann nur in seinem armen Heinrich leise Anklänge an die tiefen Ideen des Christenthums und zeigt Gottfried dagegen eine völlige Verweltlichung, eine völlige Abwendung von allem sittlichen Ernste sowohl, wie von den Geheimnissen der Religion, so wendet sich Wolfram gerade diesen vorherrschend zu und verwendet alle seine Meisterschaft vorzüglich auf die Darstellung des geistlichen christlichen Lebens. Wollte man aber glauben, Wolfram sei deshalb ein Verächter der Welt, ein mönchischer Verdammer aller Freude, ein spiritualistischer Kopfhänger gewesen, so würde man sich gewaltig täuschen; denn wie er die tiefsten Kämpfe des Menschen zwischen Hochmuth und Demuth, die höchsten Fragen

Digitized by Google

nach dem Geistigen und Ewigen behandelte, so weiß er auch gleicherweise die Fülle der Welt und die ganze farbenreiche Herrlichkeit des Lebens an unserem Blicke vorüberzuführen, und in diesen Schilderungen uns zu zeigen, daß er die Welt selbst mit gesunder Liebe umfaßte.

So ist denn Wolfram von allen Seiten, von welchen wir ihn betrachten mögen, der poetische Meister unserer Vorzeit, und wer diese in ihrer ganzen und tiefsten Geistesherrlichkeit, wer die eigentliche Seele des Mittelalters erkennen will, muß das Verständniß seiner Dichtungen erstreben. Seine beiden Hauptdichtungen aber, den „Parcival" und „Titurel" können wir unmöglich verstehen, wenn wir nicht zuvor die Sagenmasse überschaut haben, welcher sie entnommen sind. Es sind dies die Sagenkreise vom heilgen Gral und von König Artus und seiner Tafelrunde.

Die Sage vom heiligen Gral, welche den Geist des Mittelalters, wo Weltlichkeit und Kirchlichkeit aufs engste verbunden waren, am lebhaftesten veranschaulicht, ist eine der wunderbarsten und tiefsinnigsten Sagen unserer Vorzeit. Sie führt uns in einen himmelhohen und unermeßlichen Dom, wo alles in den gewundensten und verschränktesten Formen gestaltet ist und in den glühendsten Farben prangt. Das blaue Gewölbe mit den goldnen Sternblüthen schwebt in einem heiligen Säulenwalde; alle Reichthümer der Erde, Steine, Erze, Farben schmücken das Ganze in bedeutsamen Bildungen; in der Mitte thront, schwebt und funkelt das Allerheiligste, nur dem Auge des Geweihten sichtbar, während von dem magischen Lichte der bemalten, mit den Geschichten heiliger Kämpfe geschmückten Fenster alles in ein geheimnißvolles Helldunkel gehüllt wird. Die Luft, die wir hier athmen, entströmt der eigentlichen Seele des Mittelalters. Alles, was wir bisher erwähnten von Liedern und Gedichten war dem Mittelalter fast doch nur Nebensache; aber diese Sage ist gleichsam der Angelpunct seiner höchsten Ideen, der Inbegriff alles Tiefen und Herrlichen, was es je aus sich erzeugte, diese Sage ist die Geistesblüthe auf dem vielverzweigten Baume unserer alten Poesie. Hier eröffnet uns das Mittelalter die ganze Welt seiner Wunder, hier thut es uns die ganze Fülle der seltsam abenteuerlichsten Gestalten auf, hier führt es uns alle seine phantastischen Gebilde vor, Gebilde der kühnsten Einbildungskraft und des ernstesten Tiefsinns, und es strahlt uns hier bald der volle Regenbogenglanz der brennendsten Farben, der bunte Schmelz der Romantik entgegen, bald wieder verschwimmt alles in nebelhaftem Dämmerungsgrau, in einer farblosen Form, in welcher

Digitized by Google

der ahnungsvolle Blick des Auges sich verliert. So ist diese Sage, wie keine andere, das vollendetste Spiegelbild des Mittelalters, insofern uns in ihr der ernste Glaube, wie das fröhliche heitere Spiel des Weltlebens, die Andacht und die Minne, das Ritterthum und die strenge Askese, die Abenteuerlichkeit und Phantastik, wie der Tiefsinn jener jugendlichen Zeit aufgeschlossen wird.

Den Knäuel aller im Sagenkreis vom heiligen Gral zusammengewirrten Sagen zu entwirren und klar zu entfalten, ist um so schwieriger, als alle christlichen Völker des Mittelalters, die von den darin verschlossenen Ideen ergriffen waren, ihre Zuthaten hinzugethan haben. So ist diese Sage zu einem Koloß angewachsen, den unsere Sagenforscher kaum noch zu überschauen vermögen. Wie sehr sich auch Männer, wie von der Hagen, Simrock und San-Marte, bemüht haben, die Quellen dieser Sagen zu entdecken und ihren Stromlauf durch die Jahrhunderte zu verfolgen, so ist das von ihnen Geleistete doch nicht genügend, und es bleibt der Forschung noch vieles zu thun übrig. Aber trotz der Schwierigkeit muß ich es doch versuchen, wenigstens einen allgemeinen Ueberblick über diese Sage zu geben, weil ohne die Kenntniß desselben wenigstens das Hauptwerk Wolfram's, der Parcival, nicht verständlich ist.

Schon in der grauesten Urzeit, vorzüglich in den Mythen Hindostans, dieser Wiege der Menschheit, wurzelt die Sage von einer Stätte der Erde, die — abgeschieden von der durch die Sünde verwirrten Welt, unberührt von der Angst und Noth des irdischen Lebens — den höchsten Genuß und die Fülle der tiefsten Freuden dem gewähre, der zu ihr gelange; die Sage von einer Stätte, wo alle Schmerzen, alle Mißklänge des Lebens schweigen und die Seele ihren vollen Frieden, der Geist seine höchste Sättigung findet, kurz, wo man alles findet, was die tiefsten Bedürfnisse befriedigt. Es ist dies ein Nachklang aus der paradiesischen Zeit der Menschheit, aus jenen Tagen der Unschuld und des Friedens, da die Sünde noch nicht in die Welt gekommen war und mit der Sünde die ganze Folge der Uebel, deren höchstes der Tod ist; wo die Menschheit noch in ihrem Kindheitszustande in der engsten Gemeinschaft mit Gott stand und in dieser Gemeinschaft ungetrübte Seligkeit empfand. Anfangs rein geistig und klar, gestaltete sich dieser Nachklang aus dem paradiesischen Zeitalter je länger je mehr zu sinnlichen Anschauungen um, welche die geistige Wahrheit nur noch in symbolischen Hüllen umfaßten. So fabelten die frommen Aethiopen, wie uns Herodot erzählt, von einem

Digitized by Google

Heliotrapezon, einem Sonnentisch, der jede Nacht sich von selbst mit Brot und Fleisch bedeckte; so erzählt die indische Sage von einem Haine des Crida oder Cridavana im Sitanta-Gebirge, wo alles, was es für indische Phantasie Wünschenswerthes gibt, zu finden war. Dieser Hain, hieß es in der Sage, sei immer belebt vom süßesten Vogelgesange und Bienensummen, er dufte von den reichsten Wohlgerüchen, werde immer bewässert von dem Herrn des Thierkreises, und dort erlange jeder volle Wissenschaft und die Erfüllung seiner Wünsche.

Als nun aber die Menschheit sich Gott immer mehr entfremdete, immer mehr in Zwiespalt mit ihm kam und als deshalb auch das Bewußtsein von einem früheren Paradiese mehr und mehr erlosch, da glaubte man auch nicht mehr an das Dasein einer solchen Friedensstätte auf Erden, die ja im Grunde nur das Symbol des längst verschwundenen innern Friedens war. Aber ein dunkles Gefühl davon blieb dennoch zurück, daß es einst ein besseres, ein goldenes Zeitalter gegeben habe, und weil man dem Bedürfnisse der menschlichen Natur gemäß es nicht ganz aufgeben konnte, behielt man im Glauben wenigstens noch eine Reliquie aus demselben, einen mit Paradieseskräften ausgerüsteten Edelstein zurück.

Als einen solchen Rest aus dem Paradiese sehen die Muhamedaner den schwarzen Stein ihrer Caaba in Mekka an, von dem sie geradezu behaupten, er sei einer von den Edelsteinen aus dem Paradiese, mit Adam auf die Erde herabgefallen und nach der Sündfluth, in der er allein sich erhalten, vom Engel Gabriel dem Abraham zurückgebracht. Als eine solche Reliquie des goldenen Zeitalters galt auch bei den Griechen der altägyptische Hermesbecher, der Becher des Dschemschid, des Herkules und Bacchus, der Mysterien, den dieser Gott beim Bau einer Stadt gefunden haben soll und der als Gefäß des Heils geschildert wird, aus dem alle Gaben des Himmels auf die Erde sich ergössen. So hat sich bei allen Völkern eine dunkle Sehnsucht nach dem Paradiese und der Glaube an einen letzten Rest desselben erhalten, und selbst wir Deutschen haben in dem märchenhaften „Tischchen deck dich", das ähnlich wie der Sonnentisch der Aethiopier sich mit allem, was man wünscht, von selbst füllt, einen kindlich-sinnlichen Nachklang, in welchem zugleich unsere Urverwandtschaft mit dem alten Volke der Indier zu Tage kommt.

Alle diese heidnischen und grobsinnlichen Sagen ergriff nun, weil in ihnen eine tiefere Idee durchblickte, Anklänge an Christliches ver-

Digitized by Google

borgen lagen, der innerste Geist des Mittelalters mit großer Lebhaftigkeit und gestaltete sie zu einer christlichen Mythologie um, in der die tiefere Wahrheit deutlicher zur Anschauung kam und die heiligsten Ideen von der Erlösung der Menschheit durch den Gottmenschen und dem Heile in Christo eine poetisch-symbolische Form gewannen.

Aus einer solchen Paradiesesreliquie, aus einem köstlichen Smaragd oder Jaspis von wunderbarem Glanze, — erzählt die Sage — war eine Schüssel verfertigt worden, die in den Besitz des Joseph von Arimathia gelangte. Aus dieser Schüssel hatte Christus in der Nacht, in der er verrathen ward, mit seinen Jüngern das Osterlamm gegessen und dieselbe hat nachher Joseph von Arimathia, nachdem Longinus die Seite des Gekreuzigten mit einer Lanze geöffnet hatte, das Blut des Erlösers aufgefangen, das zur Vergebung der Sünden geflossen war. Dieses Gefäß nun ist eben der heilige Gral. Das Wort Gral aber, eine Zusammenziehung aus dem lateinischen Sanguis regalis oder dem altfranzösischen Sang real will so viel sagen, als königliches Blut, Blut des Königs aller Könige. Da sich nun an diese Jaspisschüssel die Erlösung der Welt durch das Opfer Christi sichtbar anknüpfte, so wurde sie als ein tiefsinniges Symbol des Heiles in Christo aufgefaßt, und man dachte sie sich mit allen Kräften des ewigen Lebens ausgerüstet. Nicht nur, daß sie die Fülle alles Wünschenswerthen enthielt und darbot, nein, nur ihr Anblick war schon beseligend und gab den höchsten Vorgeschmack ewiger Wonne. Den Heiden zwar und den Ungeweihten war sie unsichtbar, wie ja auch den Nichtchristen und natürlichen Menschen das Heil in Christo an sich nicht erkennbar ist. Aber der Geweihte, der Christ, braucht diesen heiligen Gral nur anzublicken, um von allen Schmerzen zu genesen, um von allen Wunden des Leibes und der Seele heil zu werden. Schaute er ihn an, dann konnte ihm eine Woche danach der Tod nichts anhaben, und wenn er zuvor auch noch so krank gewesen wäre; betrachtet er ihn mit keuschem, reinem Gemüthe, dann ist er den ganzen Tag über vor jeglicher Verwundung bewahrt und alles Unglück muß ihn meiden; ja blickt er ihn beständig an und versenkt er sich ganz in seine Anschauung, dann altert er nicht und geht, wenn er stirbt, ohne Todeskampf ins Jenseits hinüber. Man sieht, was geistig von dem Heile in Christo gilt, was das Wort des Herrn besagt: „Wer an mich glaubt, der soll den Tod nicht sehen ewiglich", das ist hier sinnlich übertragen auf den Gral, dieses Symbol des christlichen Heiles.

Digitized by Google

Anfangs, wie gesagt, hatte nun Joseph von Arimathia diesen heiligen Gral im Besitze. Bald nach der Himmelfahrt Christi wurde dieser von den Juden in den Kerker geworfen und blieb dort, von allen Menschen vergessen, vierzig Jahre. Aber während dieser langen Zeit umleuchtete ihn der Gral mit seinem wunderbaren Glanze, die Nacht seines Gefängnisses erhellend, erhielt ihm seine Kraft und fristete sein Leben. Nach der Eroberung Jerusalems durch Titus ward er befreit, machte sich mit dem Grale auf, um die Menschen zu bekehren, und kam nach England, wo er starb. Da nun auf Erden keine Menschenseele würdig war, des Grals zu pflegen und ihn zu hüten, so nahmen ihn die Engel in ihre Hut und erhielten ihn frei schwebend in der Luft, bis ihn endlich doch, weil ja das Heil in Christo nicht die Engel, sondern die Menschen betrifft, Menschen zu Hütern bestimmt wurden. Ein Hüter dieses Grals zu sein, ist die höchste Ehre, die höchste Würde der Menschheit, aber nicht jeder ist dazu fähig. Nur wer die innern Kämpfe zwischen Geist und Fleisch durchgemacht und in diesen seine Ohnmacht erkannt hatte und zur Buße gekommen war, nur wer die Selbstsucht und den Hochmuth, diese Grundmacht des Verderbens in der menschlichen Natur, in sich getödet hatte und so zur höchsten Entsagung, der tiefsten Selbstverleugnung fähig geworden war, nur wer in Treue, Einfalt und Herzensreinheit Gott sein Herz geopfert hatte, nur der konnte zu dieser hohen Ehre gelangen; und wer gar König, Haupt der Gralhüter sein wollte, der mußte unter allen der Demüthigste, Reinste und Keuscheste sein. So war die Pflege dieses Heiligthums ein geistliches Ritterthum edelster Art und ein Gleichniß jenes Ritterthums, das jeder Christ üben soll im Kampfe mit der Sünde und der Welt und im Ringen nach dem uns gesteckten Ziele, nach unserer himmlischen Berufung. Tagtäglich waren diese Gralhüter mit Kämpfen im Dienste Gottes beschäftigt, und nur an den vier höchsten Festtagen, am Weihnachtstage, Charfreitage, Ostertage und Pfingsttage ruhten sie aus. Aber dafür wurden sie auch auf wunderbare Weise vom Gral gespeist und ihre Seelen waren wohlbehalten und giengen nach dem Tode sogleich zu den ewigen Freuden über. Der erste König dieser Gralritter oder Templeisen, wie sie mit Hindeutung auf die damaligen Tempelritter hießen, war Titurel, ein sagenhafter König von Anjou. Zu ihm, den das religiöse Ritterthum erfüllte und der sich nie nach irdischer Liebe umgeblickt hatte, kamen Engel als Boten und brachten him den Gral, ihn zu pflegen und zu hüten; und als er den Ruf

Digitized by Google

angenommen, führten sie ihn sammt dem Grale unter süßem Gesange nach Salvaterra im nördlichen Spanien, wo er auf dem sogenannten behaltenen Berge Montsalvatsch eine Burg für die Gralritter und einen Tempel zur Aufbewahrung des heiligen Gefäßes baute. Hier schwebte es frei in der Luft und regierte den Orden der Gralritter. Der Befehl, die Wahl oder was sonst zu verkündigen war, erschien stets als leuchtende Inschrift am Rande der Schüssel, und auf diese Weise bestimmte der Gral, wer Hüter werden, wen er heirathen, was er thun, was er leiden solle und war so der Mund Gottes. Jeden Charfreitag aber kam eine weiße, von Himmelsglanz strahlende Taube und legte eine Hostie in den Gral, um seine Kräfte zu erneuen. Dann strahlte derselbe von einem unnahbaren Lichte, das sich durch den ganzen Tempel hindurch ergoß.

Was nun den dreißig Jahre langen Bau und die Pracht jenes von Titurel aufgeführten Graltempels betrifft, so erschöpft sich fast die Sage in der Beschreibung davon. Ein Schüler Wolfram's von Eschenbach, Albrecht, schildert in seinem jüngern Titurel also: Die Fläche des Berges Montsalvatsch, die von Onyx war, wurde so glatt geschliffen, daß sie leuchtete, wie der Mond, und auf dieselbe wurde von Gottes Hand über Nacht der Grundriß der Burg und des Tempels gezeichnet. Der Tempel war eine Rotunde, nach Art der Kirchen der Tempelherren, hundert Klafter im Durchmesser. Die Rotunde war umgeben von zweiundsiebenzig Chören oder Kapellen, jeder Chor achteckig vorgeschossen; auf je zwei Chören erhob sich ein Thurm; also umgaben in einem Kranze sechsunddreißig Thürme das Hauptgebäude, jeder von drei Stockwerken und mit einer außen sichtbaren Spindeltreppe versehen. Das Hauptgewölbe ruhte auf ehernen Säulen, in Spitzbogen gewölbt, und wo sich die Gewölbe reiften nach der Schwibbogen Krümme, da waren mit schöner Kunst allerlei Bildwerke und sinnreiche Verzierungen von Gold und Perlen angebracht. Die Gewölbe waren blau von Sapphir und in der Mitte eine Scheibe von Smaragd, worauf ein Lamm mit der Kreuzesfahne in Schmelzwerk abgebildet war. Alle Altarsteine waren aus blauem Sapphir, als Sinnbild der Sündentilgung, und über jedem lagen grüne Sammetdecken hingebreitet; in den Ornamenten der Altäre aber war der Reichthum aller Edelsteine vereinigt, und ein Diamant und ein Topas stellten Sonne und Mond dar, so daß von diesen das Innere auch bei Nacht funkelte und leuchtete. Die Fenster waren nicht von gewöhnlichem Glase, sondern mit Beryllen, Krystallen und vielen andern far-

Digitized by Google

bigen Edelsteinen ausgefüllt; darauf waren, um den brennenden Glanz zu mildern, Gemälde entworfen. Der Boden des Tempels war von wasserhellem Krystall und unter diesem waren aus Onyx gefertigte Seethiere angebracht, so daß sie durchschimmerten und es aussah, als ob sie lebten und im Wasser sich bewegten. Die Thürme waren von edlem Gestein und mit Gold ausgelegt und die Dächer derselben, wie das Dach des Tempels, von rothem Golde mit Ornamenten von blauem Schmelzwerk. Auf jedem Thurme stand ein krystallenes Kreuz und auf diesem ein Adler mit ausgebreiteten Fittigen, der weithin gesehen werden konnte und aus der Ferne freifliegend erschien. Der Knopf des Tempels war ein mächtiger Karfunkel, der als ein unerklärt Geistiges des Nachts weithin durch die Welt strahlte, so daß die Gralritter sich stets daran orientiren konnten. Im Innern des Tempels stand dann in der Mitte unter dem großen Thurme ein noch prächtigeres Werk, welches den Tempel im Kleinen vorstellte und zur Aufbewahrung des heiligen Grals diente. Daß dieser phantastische Bau an die Beschreibung des himmlischen Jerusalems in der Offenbarung Johannes erinnert, ist leicht ersichtlich, und gewiß hatte man auch diese dabei im Sinne. Aber man wollte auch zugleich durch dieselbe ein Ideal deutscher Baukunst aufstellen. Dies haben die Architekten auch wohl erkannt und darum hat einer der bedeutendsten unter ihnen Sulpice Boisserée nach den eben gegebenen Hauptumrissen die Zeichnung des Tempels im Aufriß, Grundriß und Durchschnitt entworfen und mit besonderen Abhandlungen der Münchner Akademie mitgetheilt. Auch praktisch hat man versucht, die märchenhafte Pracht des Gralstempels zu verwirklichen. Nicht lange nach dem Titurelgedichte des Albrecht, dem wir diese Beschreibung verdanken, ließ nämlich Kaiser Karl IV. die heilige Kreuzkapelle in der Burg Karlstein bei Prag zur Aufbewahrung der böhmischen Reichsinsignien bauen und suchte in derselben den Graltempel im Kleinen herzustellen. Sie besteht noch jetzt und macht nach Boisserées Versicherung den Eindruck eines durch Zauber entstandenen Prachtgebäudes; ebenso stimmt auch die Liebfrauenkirche zu Trier in der Idee frappant mit der Beschreibung des Graltempels überein. So lebt der in der Sage nur gedachte Graltempel noch heute in der Wirklichkeit fort, wie denn auch der Gral selber noch jetzt vorhanden sein soll in dem sogenannten Santo catino, jener smaragdnen Schüssel, welche die Genuesen im heiligen Lande gefunden haben wollen und die 1806 von den Franzosen nach Paris gebracht wurde, nachher aber wieder nach

Digitized by Google

Genua kam, wo sie noch jetzt, ähnlich wie das im Braunschweiger Museum früher vorhandene Onyxgefäß, als eine der unschätzbarsten Kostbarkeiten gezeigt wird.

Um diesen soeben beschriebenen Graltempel herum lag nun der Sage nach ein dichter Wald, Floreiß Salvatsch genannt, der nach allen Seiten hin sechszig Meilen weit sich ausdehnte. In ihm erschallte der süßeste Vogelgesang und er beherbergte allerlei Thiere reiner Art; aber er war so wild verwachsen von Farrenkräutern, Cedern, Cypressen und Myrrhen, daß niemand durch das Dickicht desselben hindurch dringen konnte, wenn er nicht seinen Ruf erschallen ließ, gerade so, wie niemand zu Christo kommen kann, er rufe ihn denn an. War aber jemand auf seinen Ruf zum Graltempel gelangt, so ward er dort schweigend empfangen, man sagte ihm von dem Mysterium desselben nichts. Aber wehe ihm dann, wenn er den Gral sah und doch nicht nach dem Geheimnisse desselben fragte, wehe ihm, wenn er vom Weltbewußtsein befangen an diesem Wunder aller Wunder stumm und stumpf vorübergieng, ohne zu merken, daß es ein Wunder sei; — denn alsdann wurde er hinausgewiesen in die Wildniß und von den Segnungen des Grals ausgeschlossen, gerade wie auch der, welcher gegen das Heil in Christo gleichgiltig ist und nicht danach fragt, desselben nicht theilhaftig wird.

Jahrhunderte lang stand dieser Graltempel und die Burg der Gralritter dort auf dem Berge Montsalvatsch im Abendlande, und die herrlichsten Königsgeschlechter, aus denen die Namen eines Titurel, Frimutel, Amfortas und Parcival hervorstrahlen, pflegten das darin aufbewahrte Mysterium. Aber im Laufe der Zeit war das abendländische Christenvolk zu sündlich geworden und nicht mehr würdig, den Gral, diesen Inbegriff des christlichen, ewigen Lebens, in seiner Mitte zu haben. Darum trugen ihn denn die Hüter in das Morgenland, in das Land, woher uns das Licht der wonnegebenden Sonne kommt. Die Schilderung des Zuges, den sie mit dem Grale machen, ist nun wieder reich an all den wunderlichen, märchenhaften Vorstellungen, die das Mittelalter vom Morgenlande hegte. Durch alle Meere und Länder der Heiden ward er geführt. Zuerst kamen die Hüter mit ihm zu dem Magnetberge, der alles Eisenzeug aus den vorüberfahrenden Schiffen zieht, so daß sie auseinander fallen und scheitern; aber die Kraft des Grals rettete sie. Von dort gieng der Zug in das Lebermeer, von dessen klebrigen Fluthen die Schiffe so festgehalten werden, daß sie stranden müssen. Aber vor dem Schiffe

Digitized by Google

des Grals wurden die Wogen flüssig, wie Eis im Feuer. So fahren sie noch ferner an brennenden Bergen vorüber, an Gebirgsklüften, wo Drachen mit Löwen stritten und wundersame Zwerge hausten, bis sie endlich in das Land des fabelhaften Priesterkönigs Johannes kommen, das dem Paradiese nahe liegt. Durch die Bemühungen der ins Innere Asiens vorgedrungenen Nestorianer, einer aus der katholischen Kirche ausgestoßenen Christensecte, war nämlich ein Tartarenfürst, dessen Residenz Karakorum unweit des Baikalsees war, zum Christenthum übergetreten und führte nun, wie seine drei Nachfolger, den Namen Presbyter Johannes. Das scheint geschichtlich wahr zu sein. Vom zwölften Jahrhundert an hüllte die Sage aber diese historische Person in mythische Nebel ein und die Figur des Dalai Lama, des buddhistischen Papstes, hatte großen Einfluß auf die Vorstellungen, die man von ihm und seiner Priesterweihe hatte. Von seiner hierarchischen Glanzherrschaft, von der Pracht seines Pallastes, die der des Graltempels gleichen sollte, hatte man die übertriebensten Schilderungen, und so ist es denn kein Wunder, wenn man auch diese mit der Gralsage in Verbindung brachte. Als die Gralritter bei ihm angekommen, geht er ihnen mit einem glänzenden Gefolge entgegen und empfängt sie freundlich. Hiedurch schon gewonnen, mehr aber noch erstaunt über die Herrlichkeit seines Landes und die christlichen Einrichtungen desselben, entsteht in ihnen der Wunsch, es möchte die Burg und der Tempel von Montsalvatsch hier sein, und siehe da, ihr Wunsch wird erfüllt. Nach Verlauf einer Nacht sehen sie beides daliegen im ersten Schein der Morgensonne und auf dem heiligen Berge in Spanien blieb keine Spur von dem erhabenen Baue zurück. So läßt die Sage hier buchstäblich wahr werden, was der Herr bildlich gesagt hat, daß der Glaube Berge versetzen könne. Von nun an wurde Priester Johannes König des Grals und nach ihm sein Thronfolger. Aber als nun Dschingiskahn kam, seinem Reiche ein Ende machte und der Gral vielfach entweiht wurde, da schwand das Heiligthum ganz von der Erde und ward in den Himmel aufgenommen, woher es stammte. Durch diesen Schluß blieb die Dichtung in sich zusammenhängend und unangreifbar.

Das ist die Sage vom heilgen Gral, die ihren Ursprung wahrscheinlich in Spanien hat und in Frankreich und Deutschland zu der grotesken Sagenlawine anwuchs, die, immer mehr und größere fremde Stoffe in sich aufnehmend und mit sich fortreißend, zu einer Größe

Digitized by Google

und Vollendung anwuchs, daß sie unser Erstaunen erregt. Trotz ihres Umfangs ist die Sage aber in keinem Gedichte je allein für sich bearbeitet, sondern immer noch mit einem andern ihr ursprünglich fremden Sagenkreise, nämlich dem von König Artus und seiner Tafelrunde, in Verbindung gesetzt.

Dieser König Artus, der ein Zeitgenosse des Shakespeare'schen Königs Lear gewesen sein soll, war der bretonische Nationalheros, welchen der keltische Volksstamm, weil er der letzte war, der die christlich britische Nationalität im Kampfe gegen die Römer und Angelsachsen schützte, in ein immer mehr erweitertes Sagengewand einhüllte. Der Glanz und die Größe seiner Thaten wuchs unter den Barden mit jedem Decennium. Ja, es gieng in Wales sogar die Sage, er sei nicht gestorben, sondern liege lebendig in seinem Grabe zu Sommerset auf der Insel Avallon, um dereinst sein unterdrücktes Volk aus der Sclaverei zur Freiheit zu führen. So sammelte sich das erlöschende Nationalbewußtsein des keltischen Stammes ganz und gar um seine Person, und er beherrschte nahezu ein Jahrtausend, gleichsam zur Vergeltung der politischen Vernichtung seines Volks, die ganze romanische und germanische Welt in der Heldensage.

Ein Sproß des bekannten Zauberers und dämonischen Wahrsagers Merlin hielt er zu Caridol oder Cardul, dem jetzigen Carlisle in Wales seinen Hof und mit ihm seine schöne Gemahlin Ginevra, umgeben von einem glänzenden Hofstaat von vielen hundert Rittern und schönen Frauen, die alle ein Muster reinen Rufes, ritterlicher Zucht und Tugend waren. Nachdem er den römischen König Lucius besiegt hatte, stiftete er als Mittelpunct dieses glänzenden Hofstaates die sogenannte Tafelrunde. Das war eine runde Tafel, an der die zwölf tapfersten und edelsten Ritter seines Hofes saßen, rund war sie zum Zeichen der Gleichheit dieser Ritter. Die höchste Reinheit der Geburt und der Seele, die höchste ritterliche Bildung und Tapferkeit waren Erfordernisse, um Mitglied dieser Tafelrunde zu werden; und darum war es die größte Ehre, derselben anzugehören, so wie es als die tiefste Schmach galt, wegen Mangel an ritterlicher Tugend und Zier von ihr ausgeschlossen zu sein. So war des Artus Tafelrunde der Mittelpunct der christlichen Ritterschaft, und was nur nach Ruhm warb, drängte sich dorthin. Aber die Ritter blieben nicht Jahr aus Jahr ein an Artus Hof. Um eben durch die That das Ideal des Ritterthums zu verwirklichen, zogen sie von Zeit zu Zeit aus, um sich erst nach langer Zeit reicher Abenteuer und Erlebnisse dort

Digitized by Google

wieder zusammenzufinden. Wie die Herkuleſſe des Alterthums durchzogen ſie von Caridol aus die Länder, um die Frauen zu ſchützen, um giftige Ungeheuer zu tödten, um Verzauberte aus ihrem Zauberbann zu erlöſen, prahleriſche Helden zu demüthigen, und eben dieſe Fahrten bis zu ihrer Heimkehr an den Hof des Artus machen den oft ermüdenden Inhalt der Rittergedichte aus, die dieſem Sagenkreiſe angehören. Der gewöhnliche Hergang iſt hier, daß ein fremder Ritter zur Tafelrunde trifft, ein Begehr oder eine Herausforderung hinwirft und ſo die Bewegung veranlaßt. Der Hofmarſchall Keye, der Fallſtaff der Artusſage, reitet dann dem fremden Ritter entgegen, wird ohne weiteres in den Sand geworfen und bringt hinkend der Tafelrunde den nöthigen Bericht. Nun erhebt ſich einer der Tafelritter, geht dem Fremden entgegen und mißt ſich mit ihm. Irgend eine von Rieſen verfolgte oder bedrohte Schöne ſtellt ſich dann bald ein und fleht um Hilfe; der Ritter zieht mit ihr aus, faßt Liebe zu ihr, erſchlägt die Rieſen oder Ungeheuer, kommt auf ſeiner Fahrt mit dunklen Zaubermächten in Berührung, deren Schauplatz in dieſer Sage vorzüglich der Wald von Brezilion in Bretagne iſt, heirathet die Schöne und kehrt zur Tafelrunde zurück. Dann nimmt er wieder ſeinen Ehrenplatz an der alten Haustafel ein, erzählt im Kreiſe der Frauen und Ritter ſeine Abenteuer und wird beſonders an den feierlichen Hoftagen geehrt, die König Artus an den lieblichen Pfingſtfeſten zu halten pflegt.

Bisweilen ſtreift aber dieſe heitere Bewegung an etwas Ernſteres, bisweilen zieht ein Tafelritter auch aus nach dem goldenen Vließe jener Zeit, nach dem heiligen Gral, dem höchſten Ziele ritterlichen Strebens; und dann wird ſeine ganze Fahrt ein allegoriſches Sinnbild des Ringens und Suchens nach dem Heile in Chriſto. Und hier iſt der Punct, wo die Sage von Artus, die das Ideal weltlicher Ritterſchaft verſinnbildlicht, in loſe Verbindung mit der Gralſage gerieth, die den tiefſten geiſtlichen Ernſt jener Zeit in ſich ſchließt.

Beide Sagen nun, die Sage vom heiligen Gral und von König Artus, auf deutſchen Boden verpflanzt zu haben, iſt das eigenthümliche Verdienſt Wolfram's von Eſchenbach. Doch behandelt er beide nicht mit gleichmäßigem Intereſſe. Der Gral bleibt ihm immer der Hauptgegenſtand und die Artusſage gibt nur die weltlichen Contraſte her gegen den ganzen geiſtlichen Tiefſinn und Ernſt der Gralſage.

Digitized by Google

Die beiden Gedichte, worin er diese Sagen behandelte, sind, wie ich schon vorhin angedeutet, der Titurel und Parcival. Wir betrachten zuerst den Titurel. Dem Titel des Gedichts nach sollte man erwarten, Wolfram habe hier die ganze Geschichte jenes ersten Königs der Gralhüter, des Titurel behandelt; aber so ist es nicht. Er löste aus der Geschichte desselben nur eine Episode heraus, die berühmte Liebesgeschichte Sigune's, einer Urenkelin dieses alten Gralkönigs, und vollendete auch diese nicht einmal. Aber die beiden Bruchstücke, welche 170 siebenzeilige Strophen umfassen, sind nicht allein das Formvollendetste, was wir aus der höfischen Poesie des dreizehnten Jahrhunderts besitzen, sondern auch dem innern poetischen Werthe nach, wie selbst Gervinus sagt, einer der herrlichsten vielleicht der ausgezeichnetste Rest altdeutscher Dichtung. In ihnen ist uns ein überaus zartes Seelengemälde der treusten und süßesten Liebe gegeben.

Der Inhalt ist folgender: Sigune, die Tochter Schoisianens, das schöne und sinnige Mädchen, und Schionatulander, der tapfere Jüngling, werden zusammen bei Herzelaude, der Mutter Parcival's erzogen. Sigune erwuchs dort, daß, wer sie sah, sie dem Maienglanz thaunasser Blumen vorzog. Aus ihrem Herzen blühte Wonne und Ehre, keine der weiblichen Tugenden fehlte ihr, keusch und rein war sie, wie ihre selige Mutter Schoisiane. Als ihr lichtes Haar sich bräunte, da ward sie hochgemuth und ihr Herz begann zu stolzen und lose zu werden, doch nie ohne Weibesgüte. Schionatulander war im Jünglingsalter, da nahm die Liebe zu Sigunen sein Herz in Haft und sie liebten einander wie die Engel des Himmels. Es glühte eine Sehnsucht in dieser Liebe, daß die Herzen wie von einer göttlichen Kraft entflammt schienen. Oft muß Schionatulander von ihr scheiden, um in den Kampf zu eilen, aber sie vergessen einander nicht, und die tiefste Sehnsucht quält Sigune daheim in der Stille, bis er wiederkehrt. Einst sitzen sie am hellen Bach im Walde, sie unter dem Zelt, er bei der Angel, da kommt ein Jagdhund, der ein angeschossenes Wild verfolgt. Schionatulander fängt ihn auf und bringt ihn Sigunen. Derselbe trug ein Halsband, worauf ein sinniger Vers eingestickt war. Als Sigune eben die Inschrift lesen will, entspringt ihr der Hund. Als sie darüber untröstlich ist, verspricht ihr Schionatulander, auszugehen und das Kleinod zu suchen. Er zieht fort und gewinnt auch den Hund wieder, wird aber dafür von dem Herrn desselben im Zweikampf getödtet. Nun bricht die Sehn-

Digitized by Google

sucht Sigunens in die herzkräftigste Verzweiflung aus, welche je geschildert worden ist. In den Zweigen der Linde, wo der geliebte Leib bestattet wird, wohnt Sigune und klagt und klagt, daß jedes Herz mit ihr vergehen möchte. Sie zerrauft das goldene Haar, zerreißt die Kleider, zerschlägt die Brust, weint untröstlich und blickt, die Verzweiflung selber, dann stundenlang in das Antlitz des einbalsamirten Leichnams. Ihre Verwandten drängen sie, dies Leben zu ändern; sie zieht in eine Felsenschlucht bei Montsalvatsch, setzt den Todtendienst ununterbrochen fort und wird endlich todt neben Schionatulander gefunden. Die beiden Liebenden werden neben einander beerdigt und aus jedem wächst eine blühende Balsamrebe, welche beide sich oben mit einander verzweigen.

Das ist der Inhalt des Titurel, den ein späterer Dichter, Albrecht, vervollständigte und überarbeitete. Aber in diese einfache Liebesgeschichte hat der Dichter liebliche Reflexionen und Zwiegespräche eingeflochten, in denen er die ganze Meisterschaft der Seelenmalerei entwickelt. Dahin gehört vor allem das Geständniß der sehnsüchtigen Sigune an Herzelaude von ihrer Liebe zu Schionatulander, der in den Kampf gezogen ist. An Wahrheit, an Innigkeit der Empfindung, an wahrhaft dichterischem Ausdruck lebendigen Gefühls läßt sich nichts in unserer alten Poesie mit diesem Stücke vergleichen. Es ist hier freilich ein Thema behandelt, das die Minnelieder öfter berühren, aber sie alle zerstäuben vor der Kunst Wolfram's, die ahnende Angst und die liebevolle Theilnahme und aufopfernde Sorgfalt in der Herzelaude zu schildern und in dem geständigen Kinde die wundervolle Unschuld und den bittern Schmerz, der ihr in die Augen tritt und das Antlitz entstellt, das entgegenkommende Vertrauen gegen die mütterliche Pflegerin, das verwirrte Geständniß und die quälende Unruhe; bei so voller überströmender Empfindung das Hervorblicken der Verständigkeit und des Anstands, was so wahrhaft weiblich ist, diesen schwermüthigen Blick auf den Verlust ihrer kindischen Freude und Harmlosigkeit gegen die peinvolle Angst, die sie nun fieberhaft durchglüht. Es war nur wenigen Dichtern gegeben, so zarte Seelenzustände so geschickt zu belauschen, so lebendig zu malen und für so feine Empfindungen den rechten Ton und das rechte Wort zu treffen. Wie schade nur, daß wir von diesem Meisterstücke noch immer keine ganz genießbare Uebersetzung besitzen; denn die Bearbeitungen Simrock's und San-Marte's, die sämmtliche Werke Wolfram's ins

Digitized by Google

Neuhochdeutsche übertrugen, können uns nur eine unvollkommene Anschauung von der Schönheit dieser Dichtung geben.

Um die Leser mit nachfolgendem Auszuge aus dem Titurel in Zusammenhang zu setzen, muß ich Folgendes voraufschicken: Nachdem der Dichter in einem lieblichen Gespräche zwischen Sigune und Schionatulander uns erzählt hat, wie ihre erste Trautschaft begann, erzählt er weiter, daß ein Krieg ausgebrochen sei. Gamuret, der Gemahl Herzelaude's, der Tante und Pflegerin Sigune's, zieht nun in den Kampf, und Schionatulander begleitet ihn, obgleich tiefbetrübt über seine Trennung von der lieben Sigune, von der er im Stillen Abschied nimmt. Ueber dieser Stelle des Abschieds liegt wieder ein eigenthümlicher Reiz. Sigune sagt naiv: „Ich bin dir hold, getreuer Freund; sprich, ist das Minne, so will ich immer Wunsch nach ihr hegen, die uns beiden hohe Freuden erwerben kann. Eher brennen alle Wasser, ehe meine Liebe zu dir aufhört." Der Dichter fügt dann noch schön hinzu: „Viel Liebes blieb da, viel Liebes schied von dannen." Darauf fährt er fort, Gamurets Abzug zu schildern und kommt dann wieder auf Schionatulander's Schmerz um die Trennung von seiner Sigune. Nun müssen wir auch gedenken des jungen Fürsten Schionatulander, wie der um die keusche Trautin Schmerzen litt. Wie die Biene den Honig aus der Blume, so sog Sigune die Freude aus seinem Herzen. Trotz seiner Kriegsarbeiten ist er an Minne krank und trägt lange ein heimliches Weh, bis Gamuret seinen Kummer an seinem verfallenen Aeußeren gewahrt, sein Geheimniß ausforscht und ihm Hilfe verspricht. Nun bricht der Dichter ab und geht andrerseits dazu über, auch Sigune's Schmerzen zu schildern, die sie in Schionatulander's Abwesenheit quälen und diese Stelle eben ist es, die ihrer meisterhaften Seelenmalerei wegen hier mitgetheilt wird. Wie bei Schionatulander der Oheim Gamuret Trost und Hilfe bringt, so bei Sigune die Muhme Herzelaude, und beide Schilderungen sind Parallelen. Die Stelle, worin Sigune's Liebesgeständniß vorkommt, lautet:

Da von Katelangen
Die Fürstin war bezwungen
Von der strengen Minne,
Mit Schmerzen allzulang hat sie gerungen,
Wie sie es vor ihrer Muhme hehle.
Die Königin ward inne
Mit Erschrecken, was Sigunen fehle.

Digitized by Google

Wie eine thauige Roſe
Gefeuchtet von der Nöthe,
So wurden ihre Augen.
Ihr Mund, ihr Angeſicht empfand die Nöthe.
Da konnte die Verſchämte nicht verſtecken
Die Lieb' in ihrem Herzen,
Die überquoll nach dem kindlichen Recken.

Da ſprach zu ihr die Königin
Aus liebendem Herzen:
„O weh mir, Schoiſianens Kind,
Ich trug bisher zu viel andre Schmerzen,
Da ich vom ſüßen Gatten mußte ſcheiden.
Nun wächſt in meinem Kummer
Ein neuer Dorn, da ich dich ſehe leiden.

Sprich, was fehlet dir
An Land und Leuten?
Oder kann dir mein Troſt
Und andrer Verwandten ſo wenig bedeuten,
Daß du keine Hilfe magſt erlangen?
Wo blieb dein ſonnenhafter Glanz,
Weh, wer hat den geraubt deinen Wangen?

Verwaiſtes Kind, nun muß mich
Deine Verlaſſenheit erbarmen,
Obwohl an Kronen reich
Gehör' ich dennoch zu den Armen,
Bis ich's erlebe, daß dein Kummer ſchwindet
Und mein ſpähend Auge
Den wahren Grund deines Leidens findet."

So muß ich denn mit Beben
Wohl all meine Angſt dir verkünden.
Haſt du mich darum weniger lieb,
Gewiß, das hieße ſich an mir verſünden.
Ich weiß mich ja nicht mehr davon zu ſcheiden,
Bleibe mir gewogen
Liebe Mutter und nimm Theil an meinem Leiden.

Gott wird dir's lohnen!
Niemals hat dem Kinde
Eine Mutter größere Zärtlichkeit
Erwieſen, als ich an dir finde,
Mußt' ich auch an Freuden jetzt erkranken,
Hier war ich keine Waiſe,
Deiner Weibesgüt' hab' ich's zu danken.

Digitized by Google

Deines Rathes, deines
Trostes, deiner Hulden
Bedarf ich nur zu sehr,
Seit um des Freundes willen ich muß Jammer dulden. —
Ich kann mich, ach, aus dieser Qual nicht retten!
In seine Fesseln schlingt er
Meine irren Gedanken, all mein Sinnen ist geschlagen in seine Ketten.

Nach dem lieben Freunde
Ist all mein Schauen
Aus den Fenstern auf die Straße
Ueber die Haide und den lichten Auen; —
Doch vergebens! — ich erspäh' ihn allzu selten,
Darum müssen meine Augen
Des Freundes Liebe mit Thränen theu'r entgelten.

So geh ich von dem Fenster
Hinauf an die Zinnen
Und schaue nach Ost und nach Westen,
Ob ich sein nicht Kunde mög' gewinnen,
Der mein Herz schon lange hat bezwungen. —
Wie oft ist da sein Name nicht
Von meinem Munde durch die Haid' erklungen!

Wenn ich dann auf wilder Fluth
Im Nachen gleite,
So spähen meine Blicke
Wohl viele, viele Meilen in die Weite,
Ob ich nirgends etwas möge finden,
Das des Leids um meinen
Jungen klaren Freund mich könnt' entbinden.

Weh, wenn ich im Schlummer lag,
Sah ich im Traum ihn schon
Und es erweckte mich
Der süße Schreck; — und war er dann entflohn,
So ward erneuert nur mein altes Trauern. —
O läßt zum Schutz für all dies Leid
Und gegen diesen Sturm denn keine Burg sich mauern?

Wo blieb meine Freude,
Warum ist geschieden
Aus meinem Herzen hoher Muth?
Ach und Weh vertrieb unsern Frieden.
Ich wollt' es gern alleine für ihn leiden
Doch weiß ich, daß auch ihn zu mir
Verlangen zieht, seitdem er mußte von mir scheiden.

Digitized by Google

Weh mir, wie könnt' er kommen?
Zu fern ist mein Getreuer,
Um den ich bald erkalte,
Bald lodre, wie im knisternden Feuer:
So durchglüht mich Schionatulander.
O käm' der Tag doch erst
Wo jubelnd wir uns wiedersäh'n einander!

(San-Marte.)

Daß das Liebespaar Sigune und Schionatulander im Mittelalter ebenso bekannt und sprichwörtlich wurde, wie etwa neuerdings Werther und Lotte, erwähnen wir nur beiläufig. Was aber den Titurel betrifft, so steht er, so reich er auch an Schönheit ist, doch schon aus dem einfachen Grunde, daß es eben nur ein Fragment ist, weit zurück hinter der zweiten Dichtung Wolfram's dem „Parcival", in welchem die ganze Beziehung des Mittelalters zu Gott und Religion dargestellt ist.

Digitized by Google

Sechste Vorlesung.

Die Epik.

Fortsetzung.

Wolfram's von Eschenbach „Wilhelm von Oranse" und „Parcival."

Nachdem ich in meinem letzten Vortrage das Leben und Dichten Wolfram's von Eschenbach betrachtet und ganz besonders auf die beiden Sagenkreise eingegangen war, aus denen er die Stoffe seiner Dichtung entnahm, auf die Sage vom heiligen Gral und vom König Artus und seiner Tafelrunde, betrachteten wir zuletzt noch in der Kürze seinen Titurel.

Ich bemerkte schon in der letzten Vorlesung, daß dieses Gedicht leider nur Fragment geblieben und auch nicht ein Mal jene Liebesgeschichte, die der Dichter im Auge hatte, bis zu Ende geführt sei, weßhalb sich denn auch ein späterer Dichter Albrecht daran machte, sie in seiner freilich von Wolfram stark abstechenden Weise fortzusetzen. Ebenso gieng es auch mit einem zweiten Gedichte von Wolfram, dem „Wilhelm von Oranse", einem Rittergedichte aus dem Sagenkreise Karl's des Großen, das der Dichter auf Veranlassung des Landgrafen Hermann von Thüringen verfaßte. Gewiß ist dieses Gedicht eins in der Form vollendetsten Gedichte jenes Zeitalters, mit ungemeinen Reizen der Darstellung ausgestattet, aber theils ist das Interesse, das der legendarische Stoff einflößt, nur untergeordneter Art, theils ist es auch, vielleicht weil Wolfram selbst ermüdete, eben-

Digitized by Google

falls unvollendet geblieben, so daß wir von einer nähern Betrachtung abstehen. Die Fortsetzungen, die spätere mittelmäßige Dichter, wie Ulrich von Türheim und Ulrich von dem Türlin davon lieferten, sind kaum der Erwähnung werth.

So bleibt uns dann, wenn wir Wolfram's hohe Meisterschaft selbst erfahren, wenn wir seine Genialität und vor allem seine Ideentiefe kennen lernen wollen, nur noch übrig, sein drittes vollendetes Epos, seinen „Parcival" zu betrachten.

Dieses Gedicht ist an Umfang so groß und an Gedanken und Thatsachen so reich, daß es unsre ganze Aufmerksamkeit und vollständigste Theilnahme erfordert, und muß ich mich, obwohl ihm diese ganze Vorlesung gewidmet ist, doch nur damit begnügen, zur Lectüre dieses Epos selbst, etwa in der Simrock'schen oder San-Marte'schen Uebersetzung, anzuregen.

Ich habe das vorige Mal die Sagen vom heiligen Gral und von Artus und seiner Tafelrunde so ausführlich als möglich mitgetheilt. Mit gewaltigem Geiste, mit einer Klarheit dichterischen Bewußtseins, wie wir es nur bei Shakespeare finden, griff Wolfram in dieses Sagenchaos, um daraus den Parcival zu gestalten. Lag dort, besonders in der Artussage eine planlose, oft verwirrte Reihe von Heldenthaten, abenteuerlichen Fahrten und ritterlichen Unternehmungen vor, ohne daß eine deutliche Idee hindurchblickte, so wußte Wolfram nicht allein das Gewirr von Thatsachen zu ordnen und zu sichten, sondern, was noch mehr ist, sie zu durchgeistigen und die ihnen ursprünglich unterliegende Idee wieder heraufzubeschwören. So hat er denn das eigenthümliche Verdienst, das ihn uns Modernen so interessant macht, daß er aus solchen rohen äußerlichen Stoffen hier ein Epos des Geistes schuf, in welchem er die Entwicklung des innern Lebens, die Bildungsgeschichte des inwendigen Menschen in all ihren Kämpfen zwischen Zweifel und Glauben, zwischen Geist und Fleisch, zwischen Hochmuth und Demuth, zwischen Leid und Freud auf eine uns überraschende Weise darstellt. Man erinnert sich wohl noch aus der vorigen Vorlesung, daß der heilige Gral, jene Schüssel, worin Christi Blut aufgefangen war, als ein tiefsinniges Symbol des christlichen Heiles aufgefaßt wurde. Diesen Gral anzuschauen galt deßhalb der Sage nach schon für die höchste Wonne; noch mehr aber erschien es als die höchste Würde, zu welcher ein Mensch gelangen konnte, ihn zu pflegen und zu hüten, und wer der König der Gralhüter war, der hatte das allerhöchste Ziel des Lebens erreicht. Das Suchen nach

Digitized by Google

diesem Gral, das Streben nach der Würde eines Gralhüters oder Gralkönigs konnte, wenn man die eigentliche Bedeutung des Grals selbst im Auge behält, leicht aufgefaßt werden als ein Abbild vom Suchen und Streben des inwendigen Menschen nach dem vollen Besitze des Heiles in Christo, oder was dasselbe ist, als Abbild der innern Reinigungsgeschichte des Menschen bis zu jenem Puncte, wo ihn der Glaube befähigt, sich das Heil in Christo lebendig anzueignen. So faßte es denn auch Wolfram auf. Aeußerlich angesehen stellt er uns in seinem Parcival die Heranbildung Parcival's zum Könige des Grals dar, aber in dieser Bildungsgeschichte zugleich auch die Erziehung jedes menschlichen Subjectes zum Erfassen des Glaubens oder, genauer ausgedrückt, die Durchbildung der angebornen Reinheit des Menschen zu dem durch den Zweifel an Gott und den Kampf mit der Welt geläuterten wahren Glauben. Diese in dem Gedichte niedergelegte großartige Idee, die vom Mittelpunct desselben aus alle, selbst die kleinsten Theile desselben, durchsonnt und verklärt, ist nicht allein von großem allgemein-menschlichen Interesse, sondern sie ist es auch, durch welche dieses Epos eine eigenthümliche Wichtigkeit für den Kunsthistoriker bekommt. Mit dieser Idee von der Reinigung der Seele im Kampfe mit der Welt und mit sich selbst, ohne welche keine wahre Versöhnung zu Stande komme, mit dieser Idee, die in diesem Gedichte Wolfram's zum ersten Mal im Mittelalter auftritt, ist auf ein Mal der Uebergang von der alten plastischen Kunst zur neuen geistigen gebildet, mit dieser Idee des Parcival bricht auf ein Mal die ganze moderne Kunstansicht hervor, die wesentlich auf der Forderung beruht, daß die Poesie verpflichtet sei, uns das innere Leben und Wesen des Gemüths, die innere Welt der Gedanken und Gesinnungen, kurz die Thaten der Seele darzustellen. Und so schlägt denn der Parcival in der That den ersten Ton an zu jenen psychologischen Darstellungen der Poesie, die nach ihm sich nun fortan in der Geschichte derselben wiederholen, deren Construktion wir, die wir auf den Schultern der Vorwelt stehen, ebenso natürlich wie nothwendig finden, die aber, um ohne Vorbild ins Leben gerufen zu werden, nichts destoweniger ein so eminentes Genie, wie das eines Wolfram von Eschenbach, erforderte. Unter allen geistigen Abkömmlingen des Parcival bleibt in unserer, wie in der europäischen Literatur überhaupt wohl, der Goethe'sche Faust das bedeutendste und das eigentliche Gegenstück zu demselben. Beide Dichtungen, der Parcival wie der Faust haben dasselbe Sujet, nämlich die Bildungs- und Entwick-

Digitized by Google

lungsgeschichte des innern Menschen; beide führen aber diese Idee auf eine ihrer Zeit völlig entsprechende, also auf verschiedene Weise aus. Der Parcival ist ein psychologisches Epos, wo das Geistige noch mehr in das Gewand äußerer plastisch anschaulicher Thaten gekleidet ist, wie denn die Zeit des Parcival auch mehr eine Zeit der Thatkraft als des Denkens war, Faust dagegen ist ein psychologisches Drama, in welchem das Geistige in der Form des Dialogs und Monologs klarer zur Anschauung kommt und die ganze Dialektik des Gedankens scharf hervortritt, wie denn auch die Zeit des Faust mehr dem Denken als der That zugeneigt war. Hat das moderne Drama den Vorzug rascherer Handlung, schlagender Thatsachen und ergreifender Momente für sich, so zeigt das alte Epos Wolfram's eine größere Fülle des Stoffs, anschaulichere Entwicklung und plastischere Gestaltung; erscheint das Wolfram'sche Epos dem Unaufmerksamen als ein Gewirr von Thatsachen, in welchen man den Faden verlieren müsse, so ist das Goethesche Drama an allen Puncten der Theilnahme und Aufmerksamkeit gewiß; und wiederum kommen im Parcival alle Züge einer Zeit vor, die reich an Glauben, aber auch ebenso reich an Aberglauben ist und befangen in mancherlei Irrthümern und Wunderlichkeiten, so spiegelt sich im Faust dagegen eine Zeit ab, die eben überreich an Wissen ist, so überreich, daß das Wissen mit dem Glauben längst in Collision gekommen ist. Und eben in dem letztern Unterschiede liegt zugleich der große Vorzug des Parcival vor dem Faust. Im Faust, wenn wir den zweiten Theil desselben mit in Betracht ziehen, kommt die Bildungsgeschichte des Helden zu keinem oder doch zu einem höchst unbefriedigenden Abschluß, da Faust zwischen Wissen und Glauben kämpfend, anstatt im letzterem, im Ergreifen des Heiles in Christo, sein Ziel und seine Ruhe zu finden, beides lächerlicher Weise in der Industrie, in der Ausübung menschlicher Thatkraft findet. Im Parcival dagegen schreitet das Ganze im ruhigen Bewußtsein seiner innersten Wahrheit, in der vollen Ueberzeugung von der siegenden, ewigen, christlichen Wahrheit zur vollsten Befriedigung des Lesers seinem Abschlusse entgegen, denn so äußerlich auch der Schluß erscheint, wo Parcival nach unsäglichem Kampfe zwischen Hochmuth und Demuth König des Grals wird und in den Besitz dieser höchsten menschlichen Würde gelangt, so ist darin doch zugleich dargestellt, wie er in diesem Gelangen zum Gral den Besitz des vollen christlichen Heiles erreicht. Ist Goethe's Faust das treue lebenswarme Abbild einer Zeit, welche mit starken Trieben und energischer Kraft nach der

Digitized by Google

vollen Wahrheit in Christo suchte, ohne sie zu finden, einer Zeit, als deren Typus man einen Lessing ansehen kann, der ewig im Suchen begriffen, niemals zugegriffen hat nach der heilbringenden Wahrheit, so ist der Parcival dagegen das Spiegelbild eines Jahrhunderts, welches nach der christlichen Wahrheit gesucht und sie gefunden hatte und nun im Genusse derselben sich völlig befriedigt fühlte.

Nach dem Vorangegangenen läßt sich fast errathen, wie Wolfram seinen Sagenstoff behandelte. Die Fabel von dem britischen Peredur oder französisch Parcival, wie er sie in seiner Quelle, einem Werke des Provencalen Kyot (Guiot) vorfand, diente ihm nur als Material zur Darstellung seiner Ideen, nur als der äußere Leib, dem er durch poetische Schöpfungskraft lebendigen Odem einhauchte. Während er die Sage von Artus und seinem glänzenden Hofstaate als Folie zur Darstellung des Weltlebens gebrauchte, diente ihm andrerseits die Sage vom heiligen Gral als ein Sinnbild des geistlichen Lebens, und suchte er die Parallele und den Contrast zwischen diesen beiden Lebensrichtungen durch beide Sagen anschaulich zu machen. In Parcival selbst, der zwischen der Welt des Geistes und der des sinnlichen Daseins mitten inne steht, zeichnet uns der Dichter den Menschen, der nach dem Höchsten und Ewigen sucht, bald aber von der sündhaften Natur des Herzens verleitet der Welt sich hingibt und in hochmüthigem Trotze von Gott abfällt, dann aber, weil ihn dies, in Zwiespalt mit sich selbst, zu bußfertiger Selbstbesinnung umkehrt, nach dem Heil in Christo begehrt und endlich auch zum Frieden mit Gott und zum vollen Besitze des ewigen Heiles gelangt. Dieses Sujet behandelt indeß Wolfram nicht, wie man hienach glauben könnte, in allegorisch und didaktischer Weise, so daß der Held und die übrigen Figuren des Gedichts nur Personificationen allgemeiner Begriffe wären, sondern im Gegentheil tritt uns aus dem Gedichte eine Fülle lebenswarmer, plastischer Gestalten und ein Reichthum sinnlich-anschaulicher Thatsachen hervor, so daß die zu Grunde liegende Idee hier überall so wirklich Fleisch und Blut bekommt, ja so sehr und so mannigfaltig in die äußere Erscheinung tritt, daß dem flüchtigen, eben nur auf der Oberfläche verweilenden Betrachter die Idee vielleicht kaum zum Bewußtsein kommen würde, wenn sie ihm nicht entgegenträte aus den Titeln der drei Haupttheile des Gedichts, in denen der Dichter geradezu sagt, dieser Theil handelt *von der Einfalt*, dieser *von dem Zweifel*, und der dritte endlich *von dem Heile*.

Wie nun der Dichter seine Idee, die Heranbildung des Men-

Digitized by Google

schen zum Erfassen des christlichen Glaubens, mit wahrer Meisterschaft poetisch gestaltet hat, wird uns am besten deutlich werden, wenn wir den Inhalt des Gedichtes und Proben aus demselben mittheilen.

Ich gehe deßhalb zur Analyse des Wolfram'schen Parcival über, wobei ich aber voraussetzen muß, daß man sich die in der vorigen Vorlesung mitgetheilten Grundzüge der Gralsage lebendig vergegenwärtige.

Gamuret, zweiter und daher erbloser Prinz von Anjou, zieht ins Morgenland und erwirbt die Hand der schwarzen, aber schönen Heidenkönigin von Zaßamank, Belakane, die ihm einen Sohn Feirefiz schenkt. Diese verläßt er alsbald wieder und erwirbt ritterlich die Königin von Wales, Herzelaude, zur Gemahlin. Nachdem er dann durch den Tod seines ältern Bruders die Krone von Anjou erworben, treibt ihn die Unruhe der Thatenlust von Ort zu Ort und zuletzt in den frühen Tod. „Da — sagt der Dichter — brach Herzelaude's Freudenklinge mitten im Heft entzwei. O weh und immer o weh! Solchen Kummer trägt das Gute immer, solchen Jammer bringt stets die Treue und der Menschheit Loos ist es, heute Freude, morgen Leid zu haben." Herzelaude gebiert erst nach des Gatten Tode einen Sohn, den Parcival, den Erben aller väterlichen Macht, der die Tapferkeit des Vaters, die Süße und Unschuld der Mutter und die Schönheit beider in sich vereinigt. Die Mutter, fürchtend der Sohn werde gleich dem tiefbetrauerten Vater von Thatenlust gedrängt von Kampf zu Kampf und endlich in einen frühen Tod stürmen, erzieht ihn in der Einöde Soltane im Brezilianwalde einem Einsiedler gleich, fern von aller Berührung mit der Welt und dem Ritterleben. In dieser Einsamkeit ist Parcival noch ganz mit der Natur verflochten, und er wuchs auf unbekannt mit seiner Herkunft, mit der Welt und den Menschen. Im kindischen Spiele schnitzt er sich Pfeil und Bogen und stellt damit den Vögeln des Waldes nach. Hatte er aber einen getödtet, der kurz zuvor noch süße Lieder gesungen, dann weinte er, daß durch seine Schuld der liebliche Sang verstummt war, und seitdem lauschte er, stumm und regungslos unter den Bäumen liegend, dem Gesange der Vögel, und es ward ihm wohl und wehe in seiner kindlichen Seele, und sein kleines Herz schwoll hoch auf, so daß er weinend zur Mutter eilte. Doch wenn sie ihn fragte, was geschehen sei, wußte er nicht Rede zu stehen. Herzelaude, stets um den Sohn besorgt, forscht diesem Wesen

Digitized by Google

nach, und da sie entdeckt, daß der Vögel Gesang seine junge Brust mit solcher Sehnsucht und solcher Wehmuth erfüllte, wollte sie die Thierchen tödten lassen. Der Sohn aber bittet für sie um Frieden und die Mutter küßt ihn auf dem Mund

Und rief: „Wie konnt' ich das Gebot
Des höchsten Gottes auch verkehren,
Der sie zu Freuden nur erschuf!"

Der Knabe, stutzig über diesen Ausspruch, antwortet: „O weh, Mutter, was ist Gott?"

„Mein Sohn, ich sag' dir sonder Spott —
Begann sie — wie der Tag so licht
Ist er, von Menschenangesicht;
Ihn flehe an in jeder Noth,
Denn stete Hilfe immer bot
Barmherzig er der Welt und liebend.
Doch einer ist der Hölle Wirth;
Schwarz ist er, Untreu stets nur übend,
Wie er auch lockend dich umkirrt,
Stets wende von ihm die Gedanken,
Von ihm und von des Zweifels Wanken."
So lernt' ers Licht und Finst're unterscheiden,
Und Gutes üben und das Böse meiden.

(San-Marte.)

In dieser Weise wird dem Parcival der Glaube zuerst überliefert, der in der unmittelbaren Gewißheit der Wahrheit besteht und noch nichts mit dem Zweifel zu thun hat. Das Göttliche wird ihm hier noch ganz allgemein in den uralten Bildern von Licht und Finsterniß vorgestellt.

Zum Jüngling heranwachsend pflegt er nun des Waidwerks und wird so von Tag zu Tag stärker und gewandter. Da vernimmt er eines Tages auf einer einsamen Berghalde einen Waldpfad entlang Hufschläge. „Will etwa, denkt er, gar der Teufel kommen. Er mag nur geh'n, ich würd ihn sicherlich bestehn. Die Mutter Grauses von ihm sagt; doch sie, sie ist an Muth verzagt." Und dies denkend stand er da in Streitbegehr. Aber sieh da, es kommen drei Ritter hoch zu Roß und in glänzender Rüstung. Sie nahen ihm und auf ein Mal wird die ferne fremde Welt mit all ihrer Herrlichkeit vor dem innern Auge des in der Waldeinsamkeit aufgewachsenen

Digitized by Google

Jünglings aufgeschlossen. Anfangs hält er die Ritter ihrer glänzenden Erscheinung wegen für den Gott, von dem ihm seine Mutter gesagt. Aber als ihm diese den Irrthum benehmen und ihm auseinandersetzen, daß sie eben nur Ritter seien und was es für eine Bewandtniß mit der Ritterschaft habe, da taucht plötzlich in ihm die Sehnsucht auf, sich in das glänzende Ritterleben zu werfen und an den Hof des Königs Artus, dieses Meisters ritterlicher Zucht, zu ziehen. Nun ist seines Bleibens bei der Mutter nicht mehr; er muß hinaus aus dem grünen stillen Dunkel seiner Waldheimath. Wandern, wandern, — das kommt ihm nicht mehr aus dem Sinne und immer liegt er der Mutter damit an. Sie aber ist untröstlich über den Entschluß des Sohnes und sucht, um sein Herz dem ungetrübten Frieden ihres stillen Aufenthalts wieder zuzuwenden, ihm die Welt da draußen zu verleiden. Doch des Sohnes Wanderlust ist unbesiegbar, und die Mutter muß sich endlich darin ergeben. Als er scheidet, gibt sie ihm Lehren auf den Weg mit, die er später in seiner Einfalt leider nur allzu wörtlich befolgt:

Du mußt dich schicklich stets betragen,
Niemandem deinen Gruß versagen,
Und wenn ein grauer weiser Mann
Dich Zucht will lehren, nimm dirs an.
Dann, Sohn, laß dir empfohlen sein,
Wenn guten Weibes Ring und Grüßen
Du kannst erringen, geh drauf ein:
Das wird dir manches Leid versüßen.
Nach Frauenkuß mußt du verlangen
Und herzig ihren Leib umfangen;
Denn das gibt Glück und hohen Muth,
Ist anders keusch sie und auch gut.

(San Marte.)

Vorher aber stattet sie ihn noch sehr dürftig aus und entläßt ihn in der Tracht eines Narren, in einem Kleide aus Sacktuch und Kälberfell genäht, in der Hoffnung, daß er, durch diese Kleidung lächerlich geworden, bald wieder aus der Welt zu ihr zurückkehren werde. So tritt er denn in diesem thorenhaften Aufzuge als der **tumbe**, wie die alte Sprache sagt, d. h. als der noch ganz unerfahrne, unschuldige und unbefangene Jüngling, zum ersten Mal aus der Genügsamkeit seines Waldparadieses in das wechselvolle ruhelose

Digitized by Google

Leben der Welt über, welche ihn zur Bildung empfängt, und durch den Contrast, den sie gegen seine jugendliche Phantasie bildet, die friedensvolle Einheit seines Bewußtseins gar bald bricht. Er ist ganz das Abbild eines tief deutschen Jünglingsgemüths voll Unschuld und zugleich voll Thatenlust, voll Heimathsgefühl und doch voll Wanderlust, das die Augen vor der nächsten Umgebung verschließt und nach der blauen Ferne, nach der Fremde aussieht, wo alles so neu und doch so bekannt ist. Er tritt auch ebenso, wie die meisten tieferen deutschen Gemüther als ein Thor in die Welt, als ein innerlich reicher, aber äußerlich blöder schüchterner und der Welt unkundiger, über den die routinirte, aber innerlich arme Welt lächelt. Dies hat etwas Komisches und Rührendes zugleich; daher denn die öftere Bezeichnung des Parcival als der tumbe clâre, der lichtgemâle, als der, welcher keusch sei, wie die Taube und mild wie die Rebentraube.

Als er nun scheidet, bricht der Mutter das Herz. Sie küßt ihn, läuft ihm nach und sinkt, sobald er ihren Blicken entschwunden ist, zusammen und schließt ihre Augen für immer. Er indeß beginnt wohlgemuth seine Fahrt und wirft sich mit täppischer Unbeholfenheit und frischer Thatenlust in das neue Leben; aber überall stößt der Arglose an und erkennt je mehr und mehr, daß die Wirklichkeit den glänzenden Bildern seiner jugendlichen Phantasie nicht entspricht. Unter solchen Erfahrungen gelangt er an des Königs Artus Hof, der damals zu Nantes aufgeschlagen war. Artus und Ginevra empfangen ihn freundlich, aber die Fürstin Cunneware, die bisher niemals gelacht, platzt beim Anblick seiner bunten Narrenjacke zum ersten Mal in lautes Lachen aus. Eben solches Aufsehen erregt seine rauhe und ungefüge Tapferkeit, mit der er einen Ritter im Zweikampfe erlegt, von dessen rother Rüstung er nachher auch der rothe Ritter heißt. Als er eben mit dem Ablösen des Harnisches von dem Todten beschäftigt ist, trifft ihn Iwanet, ein Ritter der Tafelrunde, nimmt ihn zu sich und unterrichtet ihn in den Anfängen ritterlicher Kunst. Später gelangt er zu dem alten Grafen Gurnemanz, der die von Iwanet ertheilte Belehrung mit praktischen Uebungen fortsetzt, ihn auch in echter Ritterssitte und in der Kunst des geselligen Betragens unterweist, ja sogar äußerlich das Gebiet der Religion berührt und ihm Lehren gibt, die denen seiner Mutter ganz entgegengesetzt sind. Diese Lehren des Gurnemanz gehören mit zu

Digitized by Google

den ansprechendsten Stellen des Gedichts. Unter anderm sagt er ihm:

Vor allem leget nie das Kleid
Der Scham von euch und Sittsamkeit;
Denn auf den Schamentblößten träuft
Verachtung, und der Hölle reift
Sein Leib entgegen.
(San=Marte.)

Und dann:

Beachtet immer Maaß und Ziel
Und eins noch: Fraget nicht zu viel!
Doch seid auch maulfaul nicht und laßt,
Daß Red' und Gegenrede paßt,
Bedachtsamkeit die Worte wählen;
Denn in der Rede, im Erzählen
Gibt sich der Thor und Weise kund.
(San=Marte.)

Und zuletzt sagt er ihm auch von dem Verhältniß des Mannes zum Weibe:

Innig sind Mann und Weib vereint;
So wie die Sonne, die heute scheint
Man nicht vom Tage scheiden kann,
So innig verbunden sind Weib und Mann,
Aus einem Kern erblühen sie,
Das, junger Mann, vergesset nie.
(San=Marte)

Diese letzte Lehre scheint ganz besonders bei Parcival eingeschlagen zu haben; denn bei dem Mahle, wo ihm die schöne Tochter des Grafen mit ihren weißen Händchen die Speisen zierlich vorlegt, fühlt er zum ersten Mal in unverstandener Ahnung die innere Beziehung der beiden Geschlechter zu einander. Hier hat nun die äußere Bildung Parcival's ihr Ende erreicht, und es hebt nun seine innere Entwicklung an, die, wie überhaupt, mit der Liebe beginnt.

Er findet nämlich des Gurnemanz schöne Schwestertochter, die Königin Condwiramur, in ihrer Hauptstadt durch den um sie werbenden, aber von ihr verschmähten König Chlamide belagert. Auf ihre Bitten befreit er die bedrängte Schöne von ihrem übermüthigen Freiersmann, indem er diesen gefangen nimmt, und vermählt sich mit Condwiramur. Doch nicht lange weilt er bei ihr; die Wanderlust

Digitized by Google

und der Wunsch, seine verlassne Mutter zu sehen, die er noch am Leben glaubt, treiben ihn von dannen, und er scheidet von dem geliebten Weibe. Aber mit sich selbst noch zu sehr beschäftigt, geht er stumm ohne Ansprache an dem Gipfel seines Glückes vorbei, und dies andeutend singt der Dichter an dieser Stelle:

Noch großes Leid soll er besteh'n
Und durch des Jammers Abgrund geh'n,
Bis daß mit Gott und sich versöhnt
Von Freud' und Ehr'. er wird gekrönt.

(San-Marte.)

Eines Abends nämlich gelangte er auf ziellosem Ritt an einen See, wo er Fischer nach der Herberge fragt. Einer derselben, prächtig gekleidet, aber traurigen Ansehens, weist ihn nach einer Burg, der einzigen, die er weit und breit finden werde, dort wolle er selbst den Wirth machen. Parcival kommt ans Burgthor und wird, weil er von jenem Fischer gesendet ist, freundlich eingelassen. In der Burg selbst angekommen, eröffnet sich seinen erstaunten Augen die glänzendste Pracht. In einem weiten Saale, von hundert Kronleuchtern erhellt, saßen auf hundert Ruhebetten vierhundert Ritter; Aloeholz brennt auf drei marmornen Feuerstätten in hellen, wohlriechenden Flammen. Plötzlich that sich eine stahlblanke Thür auf, und vier Fürstinnen, in dunklen Scharlach gekleidet, treten ein mit goldnen Leuchtern; ihnen folgen acht edle Jungfrauen in grünem Sammet, die eine durchsichtige funkelnde Tischplatte von edlem Granatstein tragen; sechs andere in glänzendem Seidengewand tragen silberne Geräthe und noch sechs geleiten die Schönste der Schönen, die jungfräuliche Herrin Repanse de joie in den Saal. Diese trägt auf einem grünen Kissen ein Gefäß von wunderbarem Glanze und zieht sich dann, nachdem sie es vor dem Wirthe niedergesetzt hat, in den Kreis der Jungfrauen zurück. Aber mitten in all dieser Herrlichkeit wohnt tiefes Leid. In Pelzwerk gehüllt sitzt traurig und an Wunden siech der König auf einem Spannbette, und als ein blutiger Speer und schneidende silberne Messer vor ihm hingetragen werden, bricht allgemeines Wehklagen aus. Parcival sitzt neben dem König und sieht durch eine geöffnete Thüre einen schneeweißen Greis im Nebengemache; es ist sein Urgroßvater, der Gralkönig Titurel. Parcival ist in der Burg des Grals, aber er weiß es nicht und fragt auch nicht danach; er weiß nicht, das er an der Stätte des höchsten Heils und des tiefsten Leids, welches er allein

Digitized by Google

durch seine Frage wenden kann, verweilt; er sieht nicht, daß der Gral, der Wunsch vom Paradiese, der allen Erdenwunsch überwallt, vor ihm steht und fragt auch nicht; er ahnt nicht, daß jener Greis im Nebenzimmer sein Urgroßvater, der alte Gralkönig Titurel, daß der sieche König sein Oheim Amfortas und die jungfräuliche Trägerin des Grals seine Tante ist; er fragt auch nicht, obgleich ihm Amfortas ein prächtiges Schwert schenkt und ihm von seiner Verwundung erzählt. Und warum? Weil Gurnemanz ihm die Vorschrift gegeben hat, nicht zu viel zu fragen. Als er daher nach reichem Mahle und noch reicherem Nachtlager am andern Morgen die Burg verläßt, wirft ein Knappe die Thorflügel hinter ihm zu, schilt ihn eine Gans und wirft ihm sein thörichtes Schweigen vor. Nachsinnend und betrübt über diese Schmähung kommt er zu Sigunen, die in der Nähe ihren todten Gemahl Schionatulander bewacht, und die ihm schon ein Mal auf seinen Zügen aufgestoßen ist. Von ihr erfährt er nun, wie er sein höchstes Glück durch sein Schweigen verscherzt habe; denn jene Burg, in der er geweilt, sei die Burg Montsalvatsch gewesen und nur durch seine Frage nach dem Leiden des Amfortas hätte dieser genesen können. Da empfindet er im Schmerz über seine Unbesonnenheit, daß man nicht frei sei, wenn man, wie er, in Bezug auf seine Mutter und den alten Gurnemanz sich an Autorität binde; denn durch beider Ermahnungen ward er betrogen. Er wußte nun nicht mehr, was er heilig halten sollte, und sprang deßhalb aus seiner stillen Selbstversenkung in bittre Laune und in trotziges Murren, aus der früheren Demuth in Gottesverachtung über.

Nachdem er noch flüchtig bei dem Einsiedler Frevrizent eingekehrt ist, reitet er weiter, immer tiefer in sich selbst sich versenkend, bis ihn plötzlich das tiefste Heimweh und die schmerzlichste Sehnsucht nach Condwiramur, der entfernten Gattin ergreift. Die Vorstellung von ihr wird noch lebhafter, als er in einem Walde drei Blutstropfen sieht, welche eine von einem Falken verwundete Gans im Hinflattern auf den mit Schnee bedeckten Boden hat fallen lassen. Dies Roth auf Weiß vertieft ihn in die süßeste und wehmüthigste Erinnerung an sie und diese Scene mit ihrem uralt mythischen Zuge von den Blutstropfen im Schnee, der sich auch in den Märchen Sneewittchen und jenem vom Machandelbom wiederholt, ist eine der zartesten des Gedichts:

Digitized by Google

Spiel wundersames der Gedanken!
Drei Tropfen Blutes aus den Wunden
Fielen auf den weißen Schnee.
Als sie des Helden Aug' gefunden,
Ward ihm so freudig und so weh:
„Wer machte dieser Farben Spiel —
Denkt er — zu seiner Arbeit Ziel?
Condwiramur, dir ist es gleich!
Wie macht mich Gott so freudenreich,
Daß ich dir Aehnliches hier fand!
Gesegnet sei die Gotteshand
Und all Geschaffnes, zahm und wild!
Condwiramur, hier liegt dein Bild!
Wie hier das Blut den Schnee mit Roth
Gefärbt, der seine Weiße ihm bot —
Condwiramur, so zart und licht
Trägt Roth und Weiß dein Angesicht."
Lebendig malt dem trunknen Sinn
Ihr Antlitz auf den Schnee sich hin.
Zwei Tropfen malen ihre Wangen,
Der dritte glänzt von ihrem Munde: —
Ein Bild, wie jenes, da mit Bangen
In morgentlicher Dämmerstunde
Die Königin zu Belripar
Ihm hilfeflehend genahet war.
Warm trug er sie in treuer Brust,
Und schwärmend in der Liebe Lust
Mit Sinnen und Gedanken hieng
Dem Traum er nach, der ihn umfieng.
(San-Marte.)

Dasselbe Traumbild von den Blutstropfen im Schnee wiederholt sich aber noch zwei Mal im Gedichte; denn nicht nur tritt es ihm später noch ein Mal vor die Seele, sondern am Ende des Gedichts überrascht es ihn auch, das Zelt, worin er die geliebte Gattin mit ihren Zwillingen antrifft, an demselben Orte wiederzufinden, wo er jetzt eben die Blutstropfen im Schnee gesehen. So tritt dies Bild drei Mal in sein Leben hinein, wie etwa Träume und Gedanken der Kindheit lange nachher im Leben wieder auftauchen und uns mit geheimnißvollem Zauber überraschen, so daß wir gar nicht wissen, woher sie kommen.

Parcival ist nun so in dieses sinnende Anschauen der Blutstropfen vertieft, daß er zwei Ritter, die ihm entgegentreten, träumend besiegt. Wolfram stellt diesen Untergang der äußerlichen Gegenwart durch den Aufgang der Innerlichkeit herrlich dar in einem Streit

Digitized by Google

zwischen den beiden allegorischen Personen, der Frau Minne und Frau Witze oder Besinnung, den sie um den Sinn des Parcival führen. Erst Gawein, der Brudersohn des Artus, der sich ihm unbewaffnet naht, hebt die Gewalt der an den Blutstropfen haftenden Vorstellung auf, indem er sie verdeckt. Auf diese Art bringt er Parcival zur Besinnung zurück. Er führt ihn zu Artus, und bei den Festgelagen am Hof desselben vergißt Parcival augenblicklich seinen Schmerz.

Plötzlich aber erscheint die Gesandtin des Grals, die Zauberin Kundrie, eine seltsam häßliche Gestalt, aber erfahren in aller Wissenschaft. Auf einem schlichten Maulthier kommt sie geritten und wirft Parcival sein Vergehen gegen den traurigen Wirth auf Montsalvatsch und den durch sein Schweigen selbstverschuldeten Verlust des Königthums am Grale so hart vor, daß dieselbe Fürstin, die einst über seine Narrenjacke so laut auflachte, jetzt theilnahmsvoll in Thränen ausbricht. Parcival ist außer sich, daß er so viel verschuldet und verscherzt hat und empört sich, je näher er dem gewünschten Ziele war, ohne es zu erreichen, um so mehr Gott, indem er meint, daß Gott, wenn er wirklich so gewaltig wäre, solchen Spott und solches Unglück ihm nicht zugewandt hätte. Als Gawein von ihm scheidet, spricht er: „Da ich Gottes Gnade zu erkennen glaubte, war ich ihm dienend unterthan. Nun aber will ich ihm meinen Dienst entziehn und hat er Haß gegen mich, so will ich ihn tragen.“ Dann räth er dem Scheidenden ein Weib zu nehmen und sich gute Tage zu machen, ohne länger auf Gottes Beistand in seinen Unternehmungen zu rechnen. So ist denn Parcival im offenbaren Bruch mit Gott zur höchsten Entzweiung seines Selbstbewußtseins gekommen. Er zeigt sich noch mehr als der natürliche Mensch, der nichts von Gottes Gnade wahrhaft weiß. Indem er sich aber von Gott losmachen will, muß er zugleich erkennen, daß er mit sich selbst im Gegensatz lebt, und diese Erkenntniß seiner innern Entzweiung ist schon der Anfang zur Erlösung, weil die Versöhnung nur dann einen wirklichen Sinn hat, wenn sie eine Entzweiung aufhebt.

Länger als vier Jahre irrt er nun, entzweit mit Gott und fern von der Heimath, in sich verbissen, trotzig und verzagt umher; es ist, wie der Dichter sagt, die Zeit des Zweifels. Während dieser Zeit verliert ihn der Dichter absichtlich aus den Augen, um in langer Ausführung und im scharfen Contrast gegen das geistliche Ritterthum, dem sich Parcival trotz seiner Verzweiflung gelobt hat, das weltliche

Digitized by Google

Ritterthum in seiner ganzen Herrlichkeit zu schildern, und darum wird jetzt eine Zeit lang der weltlichgesinnte Gawein der Mittelpunct des Gedichts, das nun eine Reihe reizender Gemälde von dessen Heldenthaten entwirft. Nach vier Jahren finden wir Parcival wieder und sehen, wie er trostlos nach dem Grale umherschweift. In dieser Unruhe trifft er auf einen alten Ritter mit seiner Frau und zwei Töchtern, grau gekleidet und barfuß, die eben, denn es ist Charfreitag, von der Beichte kommen. Als der Ritter sieht, daß Parcival, der schon längst nicht mehr nach Gott fragt, am heiligen Tage Waffen trägt, läßt er sich in ein ernstes Gespräch mit ihm ein, erinnert ihn seiner Untreue und seinem Zweifel gegenüber an die Treue, die Gott in seinem Sohne uns bewiesen und ermahnt ihn, an den Tod Christi zu denken. Diese Schilderung gehört zu dem Einfachsten aber auch Besten, was je in dieser Weise gedichtet ist. Da heißt es z. B. unter anderem:

— — — Von dem ihr sprecht,
Ist's der Gott, den die Magd geboren?
Ist euch der Glaube nicht verloren,
Daß er als Mensch einhergeschritten
Und wie er heut für uns gelitten:
So steht euch wahrlich übel dann
Am heut'gen Tag der Harnisch an.
Denn es ist heute der Charfreitag,
Dessen alle Welt sich freue,
Und den mit Zerknirschung sie feiern mag.
Wann ward bewährt wohl größere Treue,
Als welche Gott an uns begieng,
Da man um uns ans Kreuz ihn hieng?
Seid ihr getauft, muß euer Herz
In Jammer aufgehn drob und Schmerz.
Er hat sein würdereiches Leben
Für unsre Schuld dahingegeben,
Durch die ohn' ihn der Mensch verloren
Und zu der Hölle war erkoren;
Drum wenn ihr nicht ein Heide seid,
So denket, Herr, an diese Zeit.

(San-Marte.)

Derselbe Ritter zeigt ihm nun auch den Weg zu einem Einsiedler, der ihm Vergebung seiner Missethat gewähren werde; denn schon hat ihn sein Gespräch zur Buße erweckt, und zum ersten Mal wieder gedenkt jetzt Parcival seines Schöpfers.

Digitized by Google

Iſt — ruft er — Gottes Kraft ſo hehr,
Daß Menſch und Thier und Erd und Meer
Sie offenbaren, ſo will auch ich
Ihm hohen Preis nicht vorenthalten.
Auf denn, mein Roß und zeige dich,
Ob Gottes Kräfte in dir walten
Und ſeine Hilfe bei dir ſei,
Geh hin nach ſeinem Rathe frei
Und bring' mich an das Ziel der Reiſe,
Wo ſeine Gnad' er mir erweiſe.
(San-Marte.)

Er tritt alſo vertrauend, wenn auch noch verſuchend zu Gott, indem er ſein Geſchick ihm läſſig anheimſtellt. Das Pferd trabt nun auch die von jenem Ritter bezeichnete Spur und führt ihn richtig zu der Quelle la Salvatſch, wo er den Einſiedler Trevrizent und in ihm ſeinen Oheim findet. Als ihm Parcival ſeinen Abfall von Gott reuig eingeſtanden, gibt ihm Trevrizent eine weitläufige Belehrung über Gott und ſein Erlöſungswerk, in der Stellen vorkommen, die uns ihres rein evangeliſchen Sinnes wegen in Staunen ſetzen. Ich will nur eine derſelben mittheilen, die uns einen triſtigen Beweis davon geben kann, daß es ſelbſt in jenen Zeiten, die man ihres Katholizismus wegen immer als total finſter verſchreit, auch Lichtblicke der reinſten Wahrheit gab. Trevrizent ſagt zu Parcival:

Der Gedank' entzieht ſich der Sonne Schein;
Der Gedank' iſt auch ohne Schloß gefänglich
Eingeſchloſſen und unzugänglich
Aller Kreatur; der Gedank', erzeugt
Im Finſtern, wird unſichtbar aufgeſäugt;
Die Gottheit aber iſt ſtrahlend Licht,
Das durch die finſterſten Mauern bricht
Und die geheimſte Regung erſpürt,
Die in des Buſens Tiefe ſich lautlos rührt.
Kein Gedanke iſt ſo ſchnell,
Daß er vom Herzen zu Munde käme,
Ohne das Gottes Auge hell
Ihn durchſchaut' und in ſtrenge Prüfung nähme.
Wenn Gott ſchon ſo die Gedanken durchſchaut
Und richtet, weh drum, wer da baut
Auf ſeiner Schwachheit eitle Werke!
Wer kehrt an ſolche ſeine Stärke,
Die Gottes Huld ihm müſſen nehmen
Und deren vor Gott er ſich hat zu ſchämen
Wohin weiſt menſchlich Urtheil den?

Digitized by Google

Bei wem soll er um Gnade flehn?
Wohin aus der Verdammniß Ketten
Soll sich die arme Seele retten?
Wollt ihr mit Gott nun führen Streit,
Der euch mit beiden ist bereit,
Mit Lieb und Zorn? — O wahrlich wißt,
Ihr seid's, der der Verlorne ist!
Drum, daß er auf euch schau mit Güte,
So wandelt euer Gemüthe!

(San-Marte.)

Außer diesen Belehrungen gibt ihm Trevrizent nun aber auch volle Klarheit über die Leidensgeschichte des Amfortas. Dieser König des Grals, so erzählt er ihm, habe einst das Feldgeschrei Amur vor sich hergetragen und der Ruf weltlicher Liebe sei zu der Demuth, die von einem Gralritter erfordert werde, nicht völlig gut; darum habe er im Kampfe unterliegen müssen; er sei mit jenem vergifteten Speer, den er auf der Gralsburg habe durch den Saal tragen sehen, verwundet worden und schleppe nun so ein siechtes Leben hin, das doch nimmer enden wolle, weil das Anschauen des Grals ihm die Kraft erhalte, die Schmerzen zu tragen, bis dereinst, wie man aus der Inschrift am Grale wisse, ein Ritter kommen werde, der nach dem Leiden des Königs und nach dem Gral frage und sich durch diese Frage als den bezeichne, dem Amfortas das Königthum über den Gral übergeben könne. Das aber sei nun eben er (Parcival). Nun bleibt Parcival funfzehn Tage fastend und betend bei Trevrizent, während welcher Zeit die innere Reinigung vor sich geht. Ein Zweifel nach dem andern schwindet ihm; er gewinnt wieder Zuversicht zu Gott und wird in der Stille zum Glauben an ihn wiedergeboren, der ihm aus der Erkenntniß der Menschwerdung Gottes hervorbricht.

Nachdem nun der Held innerlich dem Ziele des Heiles näher, als je gekommen, geht der Dichter, den Ernst des Vorhergehenden parodirend, wieder zur Darstellung der weltlichen Ritterschaft über, und abermals wird nun Gawein mit seinen schillernden Abenteuern der Hauptgegenstand. Derselbe Klingsor, den wir bei dem Sängerkriege auf der Wartburg kennen lernten, der hier aber als Neffe des Zauberers Virgilius auftritt, hat ein Schloß Chateau merveil gebaut, worin er vier Königinnen und vierhundert Jungfrauen durch Zauber hält. Die Lösung dieses Zaubers und die Besitznahme die-

Digitized by Google

ses Schlosses bildet hier den Mittelpunct von Gawein's Abenteuern. An all diesen weltlichen Thaten zieht Parcival theilnahmlos vorbei; er hat zwar Kunde von dem Ruhme, der hier zu gewinnen ist, aber ohne nur einen Blick auf das Kampffeld zu werfen, zieht er ruhig seinen Pfad, und kaum können es die Helden von Chateau merveil begreifen, als sie hören, Parcival sei vorbeigezogen. Später erst tritt er, wenn auch ohne Absicht, dem gleichfalls nach dem Gral suchenden weltlichen Gawein entgegen und besiegt ihn, denn weltliche Ritterschaft kann den Gral nicht gewinnen. Auch das freieste, kräftigste Streben, soweit es nur weltlich ist, muß dem göttlichen Amte unterliegen. Wiederum kann aber dies göttliche Amt nicht nur durch innere Läuterung der Gedanken erworben werden; nein, es muß sich auch weltlich mit dem Weltlichen messen können, und wer die Hut und Pflege göttlicher Dinge übernehmen will, muß ebenso starker Thaten fähig, wie sittlich untadelhaft sein. Deßhalb wird denn auch Parcival nach diesem Kampfe mit Gawein in die weltliche Ritterschaft der Tafelrunde aufgenommen. Doch verweilt er nicht lange in diesem Kreise irdischer Interessen, da er noch nicht gefunden hat, was er sucht. Er zieht weiter und hat noch einen Kampf mit einem Heidenkönig zu bestehen, in welchem er seinen Halbbruder Feirefiz erkennt. Dieser Kampf und ihr gegenseitiges Erkennen ist wieder ein überaus schönes Stück des Gedichts. Man kann nicht anmuthiger und rührender schildern, als Wolfram hier gethan. Mit diesem Kampfe aber, worin er, der zum Höchsten Berufene, auch zuletzt noch das Heidenthum besiegt, ist seine innerlich längst vollbrachte Reinigung auch äußerlich völlig bewährt, und das Gedicht eilt deßhalb zum Ende. Als Parcival und Feirefiz nach dem Kampfe heiter an der Abendtafel sitzen, kommt Kundrie, die Gesandtin des Grals und bringt die Botschaft, daß Parcival zum Hüter des Grals erkoren sei und verklärt damit vollends die allgemeine Freude. Darum eilt nun auch der Held, ausgesöhnt mit der Welt, mit sich und mit Gott, nach der Gralsburg Montsalvatsch, den theuren bekehrten Halbbruder mit sich nehmend. Freudig wird er von den Templeisen und von dem auf Montsalvatsch anwesenden Trevrizent empfangen. Amfortas, der eben die heftigsten Schmerzen erduldet, wird durch seine Frage von seinem Leid erlöst. Weinend spricht dann Parcival: „Sagt mir, wo der Gral liegt?“ und als man ihn zeigt, betet er knieend drei Stunden zur Ehre der Trinität und lobpreist Gott, den Höchsten, der solche Wunder an ihm gethan.

Digitized by Google

Aber nun will Parcival auch sein Glück ganz auskosten. Nachdem er Sigune neben ihrem Schionatulander begraben, eilt er zur geliebten Condwiramur, welche ihm in seiner Abwesenheit zwei Knaben, Kardeiß und Lohengrin geboren. Er kommt am Morgen in ihr Zelt, welches an derselben Stelle steht, wo ihn einst die drei Blutstropfen im Schnee an sie erinnert. Die schönen Zwillinge liegen schlummernd in einem Lager beisammen. Condwiramur liegt daneben in einem Bette und erwacht unter Parcival's Küssen zum seligsten Bewußtsein. Gerade hier endet das meisterhafte Gedicht, wo Parcival als Vater und Gatte in seiner Familie ein himmlisches Genügen findet und zwar mit Recht, da nicht der Gral unmittelbar, sondern Parcival sein Gegenstand ist, insofern sich dieser zum Königthum des Grals oder, was dasselbe ist, zum vollen Erfassen des christlichen Heils ausbilden soll.

So stellt also der Parcival, das weltliche und geistliche Ritterthum umfassend, das gesammte nur im Ritterstande athmende Leben seiner Zeit, und zwar das äußere wie das innere, mit solcher Treue und Gewissenhaftigkeit dar, als wenn es darauf angelegt wäre, die Trachten, Sitten und Gebräuche nicht minder, als den Glauben, die Gesinnung und die höchsten Ideen einer schnell vorübergegangenen Glanzperiode der Nachwelt in einem dauernden Spiegelbilde zu überliefern. Doch all dieser Reichthum der Begebenheiten und Schilderungen, den ich nicht ein Mal in einer Analyse der Kürze der Zeit wegen völlig entfalten konnte, alle Herrlichkeit des Grals, alle Pracht der Tafelrunde wäre verschwendet, wenn sie der Gedanke des Dichters nicht beherrschte und durchdränge. Was den Parcival zu einem unvergänglichen Kunstwerke stempelt, ist eben das dichterische Bewußtsein, womit Wolfram alle diese Aeußerlichkeiten auf das innere Leben seines Helden bezieht, dessen geistige Entwicklung er uns in all ihren Phasen offen darlegt, indem er ihn aus der kindlichen und kindischen Einfalt in die Entzweiung seines Innern, ja in die Verzweiflung führt, um ihn aus dieser durch harte innere und äußere Prüfungen geläutert zur Versöhnung mit Gott und zur Heiligung gelangen zu lassen.

So ist es denn die Seelengeschichte Parcival's, die zugleich auch die Seelengeschichte aller tieferen Naturen ist, welche diesem Gedichte das große Interesse gibt. Wer diese in der ungeheuern Masse des Stoffs, in der Unzahl von Personen und Begebenheiten, die der Dichter eingefügt hat, um die weltliche Ritterschaft zu schildern, zu

Digitized by Google

verfolgen versteht, der wird sich achtungsvoll beugen vor dem Dichter, der hier der psychologischen Dichtkunst der modernen Zeit so weit vorgegriffen. Freilich gehört aber dazu ein öfteres Lesen und Studiren des Gedichts; denn bei einem einmaligen flüchtigen Anblick desselben kommt man nicht leicht zu einer Anschauung und Bewunderung des Ganzen, wenn auch einzelne Stellen durch ihre Zartheit und Gedankentiefe augenblicklich fesseln. Wer aber dieses Studium nicht scheut, und gebildete Männer sollten dies nicht thun, dem kann man eine tiefe, moralische und intellectuelle Befriedigung versprechen, ähnlich der, die man genießt, wenn man zum Verständniß des Dante gekommen ist.

Weil nun der Parcival der Tiefe seiner Auffassung, des Reichthums seiner Erfindung und seiner dunklen Sprache wegen selbst von Wolfram's Zeitgenossen nicht allgemein gefaßt werden konnte, weil auch sie, wie noch jetzt gar viele, mehr Genuß als tiefere Befriedigung suchend, keine rechte Empfänglichkeit für dasselbe hatten, so mußte natürlich Wolfram von seinen dichtenden Zeitgenossen neben dem Lobe auch viele Angriffe erleiden.

Dennoch blieb der Parcival mehrere Jahrhunderte hindurch als das Hauptwerk der ritterlichen Poesie hochberühmt, freilich ohne daß man ihn las, gerade so wie Klopstock's Messias auch jetzt nach mehr als hundert Jahren als ein großartiges Epos von vielen gepriesen wird, von denen es kaum einer gelesen. Wie hoch aber die deutsche Nation diesen Parcival ehrte, ersehen wir schon daraus, daß er im Jahre **1477** schon gedruckt wurde, also nächst dem Psalter und der Bibel zu den ersten Büchern gehörte, die aus der neuerfundenen Presse hervorgiengen. Seitdem ist er, nachdem das Studium der altdeutschen Poesie durch die Gebrüder Grimm geweckt war, vielmals aufgelegt und übersetzt worden. Die beste Ausgabe des Originals ist die von Lachmann, die beste Uebersetzung aber neben der Simrock'schen ist die des preußischen Regierungsraths A. Schulz, der unter dem Namen San-Marte schreibt.

Das sei denn genug über den Parcival, ein Werk, von dem man wünschen muß, daß es mehr und mehr durch immer gediegnere Uebersetzungen in Fleisch und Blut unserer Nation übergehe. Mit ihm schließen wir aber auch mit Wolfram von Eschenbach ab. Wie der Adler höher als alle Vögel fliegt, so überflügelte er an innerem Werthe alle Dichter seiner Zeit, und sein Ruhm würde sich gewiß schon damals über sein Vaterland hinaus ausgebreitet haben, wenn jene Kämpfe zwischen Kaiserthum und Papstthum mit dem Siege des er-

Digitized by Google

ſteren, ſtatt mit Deutſchlands Erniedrigung geſchloſſen hätten. Indem das Reich ſank, welkte auch unſere Poeſie, und wie ſich Italien hob, ließ ſich auch der dichteriſche Geiſt jenſeit der Alpen nieder und auf Wolfram von Eſchenbach folgte Dante der Florentiner. Noch drei Jahrhunderte währte Wolfram's Anſehen; erſt die Reformation mit ihrem Widerwillen gegen alles, was an das katholiſche Mittelalter erinnerte, ſtellte auch ihn ins Dunkel. Aber gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts gedieh die deutſche Sprache und Literatur in Goethe und Schiller zu abermaliger Blüthe, aus welcher wir den Samen eines neuen Volksbewußtſeins reifen ſahen. Wenn dieſer völlig aufgeht und daneben zugleich auch wieder größere Ehrfurcht vor der chriſtlichen Wahrheit erwacht und eine tiefere Würdigung alles deſſen ſich verbreitet, was im Glauben und aus dem Glauben herausgeſchaffen iſt, dann wird dieſer Wolfram von Eſchenbach, der deutſcheſte und chriſtlichſte unſerer alten Sänger, das nächſte Recht auf unſere Liebe und Bewunderung geltend machen, und die Nation wird ihn im Geiſte unter ihre ehrwürdigſten Ahnenbilder einreihen.

Digitized by Google

Siebente Vorlesung.

Die Epik.

Fortsetzung.

Gottfried von Straßburg.

Wir haben in der letzten Vorlesung den Parcival, dieses ideenreichste, tiefsinnigste und christlichste Epos des deutschen Mittelalters, besprochen und damit die Betrachtung Wolfram's von Eschenbach geschlossen.

Dieser Wolfram von Eschenbach hatte zuerst, wie wir das öfter angedeutet haben, die Zauberformel ausgesprochen, welche aus dem Chaos der welschen Fabelwelt einen Geist heraufbeschwor, wie er nie vorher erschienen war und vor dessen imposanter Gegenwart alles, was ihm nicht diente, wie dürrer Zunder in Staub und Asche zerfiel. Dieser Blitz in die Finsterniß hat gezündet und einen Genius berührt, der in künstlerischer Beziehung nicht minder groß, nicht minder originell wie Wolfram, sich aufgerufen fühlte zu gleichem Zauberwerk.

Es ist **Gottfried von Straßburg**; über dessen Leben wir weiter nichts wissen, als daß er aller Wahrscheinlichkeit nach aus dem oberen Rheinlande und zwar aus der Stadt, deren Namen er trägt, herstammt, und daß er am Ende des zwölften und am Anfange des dreizehnten Jahrhunderts gelebt hat. Daß er das Leben der höheren Stände und „was des Hofes sei" aus eigener Erfahrung kannte, läßt sich aus seinem Gedichte folgern; dagegen hat er niemals weder als fahrender Sänger die Welt durchwandert, noch irgendwie sich um die Gunst und Gnade der Großen beworben. Er war nicht von Adel, sondern wie aus dem ihm beigelegten Titel, „Meister" hervorgeht, bürgerlichen Standes; trotzdem aber überragte er viele seiner

Digitized by Google

Zeitgenossen so sehr an vielseitiger Bildung und an Gelehrsamkeit (er verstand französisch und lateinisch), daß man mit Recht vermuthet, er sei früher Mönch gewesen.

Frei von Nachahmung, selbständigen Geistes, ausgerüstet mit der tiefsten Kenntniß des menschlichen Herzens, mit feingebildetem Geschmacke und einer Herrschaft über die Sprache, wie kein anderer des Mittelalters, ergriff er die bretonische Sage von „Tristan und Isolde," aus der er ein Epos gleichen Namens schuf. Geleitet von derselben Kunstansicht, wie Wolfram, daß der Stoff nur ein Todtes, die vergeistigende Behandlung aber das Lebendige und Belebende in der Dichtung und das Ziel des wahren Dichters sei, wich er doch in Form und Stoff, in Gesinnung und Ausführung so weit von ihm ab, daß er und Wolfram, sein Tristan und dessen Parcival in unversöhnbarem Gegensatze sich wie Nord- und Südpol einander gegenüberstehen.

Ich habe schon in einer früheren Vorlesung auf diesen diametralen Gegensatz zwischen beiden aufmerksam gemacht und muß hier nothwendig noch ein Mal darauf zurückkommen.

Es sind von jeher in der menschlichen Natur, vor allem aber in der Zeit höherer Cultur zwei deutlich zu unterscheidende Richtungen hervorgetreten: die eine mehr der Welt der Ideale, dem tieferen Ernste, der Belehrung und Erkenntniß und dem Ringen nach dem Höheren, nach dem Ewigen zugewandt und einer strengeren Lebensansicht huldigend; die andere hingegen mehr der Welt der Phantasie, der heiteren Freude, der zerstreuenden Unterhaltung und dem Genusse des Lebens, d. i. mit einem Wort — einer leichteren gefälligern Lebensansicht zugeneigt. Beide Richtungen, wenn sie zu ihrem Extrem gediehen sind, schließen nothwendig einander aus, während sie sich einander ergänzen, sobald sie mehr in den Schranken ihrer Berechtigung sich verlaufen. So ergänzen sich z. B. der ideale Schiller, und der reale Goethe, während der überschwenglich-ernste Klopstock und der geflissentlich-üppigleichte Wieland sich überall polar einander entgegenstehen. Und gerade wie diese beiden neueren Dichter, verhielten sich jene älteren, Wolfram und Gottfried, zu einander. Wenn einerseits Wolfram, wie Klopstock, einen Stoff ergriff, der tiefere moralische Befriedigung gewährte, so wählte andererseits Gottfried, wie Wieland, einen Stoff, der ein gefährlich-süßes Gift in sich barg, und nur auf sinnlichen Genuß hinauslief, wenn Wolfram, wie Klopstock, streng, hart und dunkel in seiner Form war, so war Gottfried, ge-

Digitized by Google

rade wie Wieland, in derselben leicht, glatt und anmuthig; wenn Wolfram, wie Klopstock, die Nation mit seinem christlich kirchlichen Sinne über das irdische Streben emporheben wollte zum Idealen, Himmlischen und Ewigen, so war es Gottfried dagegen, der, wie Wieland, sie am Irdischen und Sinnlichen festhielt, indem er den heitern Lebensgenuß als das höchste Ziel des menschlichen Lebens darstellte.

Der Gegensatz, der zwischen zwei großen gleichzeitigen Dichtern nicht schneidender sein konnte, als er hier war, entwickelte sich auch in beiden zum klarsten Bewußtsein; denn wir finden nicht nur im Parcival Anspielungen auf Gottfried's leichtfertige Dichtung, sondern sehen besonders Gottfried in seinem Tristan ganz offen gegen Wolfram als seinen Antipoden auftreten. Tadelnd nennt er ihn einen „Jäger seltsamer Geschichten," einen „Seltsamkeitenritter," der mit seinen Sagen zugleich die Deutung ausgehen lassen müsse, wenn man ihn verstehen solle, und anderwärts spricht er, indem er vorzüglich dessen Form und Darstellung ins Auge faßt, etwa so: „Du verlierst dich in unpassende, verworrene Gebiete, du zerstörst die Einheit, die der Poesie Noth thut, du wirst schwülstig in deiner Rede, statt in schlichter und einfacher Rede zu sprechen, in der ein Mann mit geradem Sinne nicht strauchelt." Keine Forderung kann allerdings gerechter sein als diese, kein Fehler aber verzeihlicher und natürlicher als der gerügte an einem Manne, wie Wolfram, der wie Schiller voll tiefer Einsicht in dem Widerspruch der innern idealen Welt mit dem äußeren Leben diese Einsicht auch in seiner Darstellung abspiegeln mußte. Dem Meister Gottfried, der mit dem Strome der Welt schwamm und der ohne jene tiefere Natur Wolfram's den Zwiespalt des Idealen und Realen gar nicht empfand, wurde es freilich leichter, seinem Stoffe und seiner Gesinnung poetische Gestaltung zu geben, und darum ist denn auch dieser Gottfried so sehr Herr und Meister der Form, daß ihn niemand im ganzen Mittelalter darin übertroffen hat.

Das ist nun eben sein Hauptverdienst, um dessen willen man gegen das zudringlich sinnliche Element seiner Dichtung leider das Auge zudrückte, die Schönheit der poetischen Form, der Farbenreichthum der Darstellung, in der er sich als Meister des Geschmacks im Mittelalter beurkundet. Von dem Zauber seiner Sprache, von dem Reize des poetischen Außenwerks bei ihm kann man sich nur einen Begriff machen, wenn man ihn im Originale zu lesen vermag. Bei ihm findet man nichts von der Unbeholfenheit, von dem strengen ern-

Digitized by Google

sten und oft dunklen Gedankengange Wolfram's, da ist alles klar und geschmackvoll. Fast nirgends läßt uns Gottfried Raum, zwischen den Zeilen zu lesen, außer wo er uns dazu anweist; jeden Gedanken spielt er, wie einen Ball, oft überlästig hin und her, bis uns keine Seite desselben verborgen geblieben. Und wie ungehemmt fließt nicht seine Rede gleich einem immer lebendigen Springquell mit den schimmerndsten Farben in zierlichster Geschwätzigkeit dahin! wie leicht und geistreich weiß er nicht seine Verse und Reime ineinanderzuschlingen und mit seinen künstlich und kühn zugleich gebauten Perioden das Beschwerliche seiner Versart fast zu vertilgen, so daß der Fluß seiner Gedanken gleichsam wie durch Felsgewinde dieser Satzverschlingungen hindurchbrechend überall in dem Thale klarster Anschauung sich sammelt! So hat er nichts von dem Zwang, der Aengstlichkeit oder dem erkünstelten Schwunge der anderen Dichter, sondern im Gegentheil, die größte und leichteste Redseligkeit und Weichheit, die seinem Stoffe so sehr anpaßt. Nicht unerwähnt darf bleiben, daß er trotz der Gefährlichkeit des behandelten Stoffs doch die Gesetze des höfischen Anstandes niemals verletzt; er weiß vielmehr selbst die sinnlichsten Verhältnisse mit bewunderungswürdiger Zartheit zu behandeln. Auch trifft man bei ihm keineswegs jenen Ballast von Stoff, der in den übrigen Rittergedichten belästigt und der selbst bei Wolfram noch nicht ganz aus dem Wege geräumt ist; bei Gottfried concentrirt sich alles nur auf einen Punct, auf die Liebe der beiden Hauptpersonen, und sonnenheitre Bilder, lachende Schilderungen, wie ein heller grüner Mai des Lebens, begleiten uns durch die Lectüre; und wo der Dichter von einer Stufe seiner Erzählung zur andern übergeht, da flicht er zierliche schalkhafte Reflexionen ein, auf deren flüssigen Redewellen er uns gleichsam von einem Ufer zum andern hinüberschaukelt. So flicht er z. B. an der Stelle, wo er erzählt, daß dem betrogenen Gatten Marke die Augen aufgegangen seien und er der ungetreuen Isolde künftig besser zu hüten beschlossen, diese aber seiner Hut zu spotten verstanden habe, — eine Betrachtung ein über die bei der Minne übel angewandte Hut, in der er mit dem spitzigsten Tadel das zarteste Lob der Frauen höchst geistreich verknüpft. Und über das alles, so kunstreich es auch ist, breitet er den Schein eines leichten, heiteren Spiels; das alles scheint er so im Griffe zu haben, wie kein anderer, weßhalb er denn auch in wahrer Siegesgewißheit mit Goethe'scher Behaglichkeit und mit heiterem Humor seiner Manier sich bedient.

So mag und muß er denn auch als Meister der poetischen Form

Digitized by Google

und Behandlung wohl schon seiner Zeit eine ebenso imposante Erscheinung gewesen sein, wie Goethe es uns war: er ist wie dieser vollendet plastisch, ist wie dieser weich, während Wolfram mit seiner strengen und harten Form, mit seiner Gedankengluth und Gedankentiefe nicht minder an Goethe's Ergänzung, an Schiller erinnert. Jedoch seine Darstellung allein würde ihn offenbar nicht als so bedeutend erscheinen lassen, wenn nicht hinzukäme, daß Gottfried mit einem bestimmten künstlerischen Bewußtsein der ganzen herkömmlichen Poetenmanier damaliger Zeit entgegengetreten und überall oft den piquantesten Spott über die süße und oft erheuchelte Ritterlichkeit ausgegossen hätte. Bekanntlich ist jene Art der beschreibenden Dichtkunst, welche prächtige Gegenstände oder glänzende Anzüge und Waffen oder die schöne Körperbildung eines Menschen bis ins Einzelste zu schildern sucht, eine Manier, welche die beabsichtigte Wirkung durchaus verfehlt, eine Manier, welcher Homer, wie Lessing in seinem Laokoon gezeigt hat, mit merkwürdiger Consequenz aus dem Wege geht. Diese Manier herrschte nun in allen mittelalterlichen Dichtungen in übertriebener Weise. Gottfried aber sieht noch mehr als Wolfram diese Uebertreibungen ein und umgeht sie absichtlich. Wo er z. B. seinen Tristan zur Schwertleite, d. h. zu jener Festlichkeit, wo er zum Ritter geschlagen werden soll, kleiden und festlich schmücken läßt, so reizte die gebotene Gelegenheit selbst dazu, sich in eine breite haarkleine Schilderung einzulassen, allein er umgeht dies Herkommen, indem er nur Tristan's innere geistige Zierde zeichnet, dann aber alle die besten und berühmtesten Dichter seiner Zeit, die würdiger als er Tristan's Schwertleite verherrlichen könnten, namentlich aufführt und sie gewissermaßen zu dem Feste einladet. Dieser kleinen Abschweifung bedient er sich aber nur als einer feinen absichtlichen Wendung, um nun nebenbei zu einer Charakteristik der zeitgenössischen Dichterwelt überzugehen, deren außerordentliche Feinheit und Bestimmtheit wir bewundern müssen und aus der noch heutzutage die Literaturhistoriker ihre treffendsten Bemerkungen über Hartmann von Aue, Walther von der Vogelweide, Wolfram von Eschenbach u. a. entnahmen. Ich selbst habe auch aus dieser Charakteristik bei den betreffenden Dichtern hie und da Verse angeführt. Ganz so wie an dieser berühmten Stelle, die von mehreren Dichtern seiner Folgezeit nachgeahmt wurde, die Festbeschreibung, so schiebt er sogleich auch die Beschreibung des Turniers bei Seite; wie viele Speere sie zerbrochen hätten, das möchten die Knappen sagen, die sie zusammenlasen; wieder anderwärts, wo der Irländer

Digitized by Google

Mevolt unter Tristan's Streichen gefallen ist, lehnt er es ab, viele Worte über den Gram seiner Leute zu machen. Aus diesem allen wird man ersehen, welch selbständiger Kunstsinn und welche feine Begriffe von den Wirkungen der Poesie diesem Meister Gottfried innewohnt und wie bei ihm die bewußte Richtung auf Seelen-Schilderung vorherrscht, die auf alles Aeußerliche, was damit nicht in engster Verbindung steht, einzugehn verschmäht.

Und eben in Hinsicht seiner reichen Seelenkenntniß, in Hinsicht seiner Meisterschaft, Seelenzustände zu schildern, überragt er ebenfalls seine Zeitgenossen so sehr, daß er auch hier, wie in der Form, an Goethe erinnert. Wo sich ihm nur die Gelegenheit darbietet, ein Seelengemälde zu entwerfen, da ergreift er sie gern und malt dann mit einem Zauber, der etwas Ueberwältigendes hat. Den tiefsten Seelenschmerz vermag er ebenso treffend und schön zu schildern, wie die Wonne der Liebe und den süßen Frieden der Waldeinsamkeit. Meisterhaft malt er das Jugendleben in seiner harmlosen Sehnsucht, die redselige Fröhlichkeit, die leutselige Theilnahme des Jünglings an Leid und Freud, unnachahmlich aber das Erwachen, den Ausbruch, die Allgewalt und die Qual der Liebe. Welch ein Wechsel von Stimmungen und Seelenzuständen ist nicht in seinem Tristan dargestellt, welch unerschöpflicher Wechsel von Innigkeit und Flüchtigkeit der Empfindung, von Thatkraft und Liebesträumerei, von Mannesfestigkeit und leidenschaftlicher Rücksichts- und Grundsatzlosigkeit, von Treue und Leichtsinn bis zur unseligsten Selbsttäuschung und tadelnswürdigsten Lüge! Und wie eminent zeigt sich nicht überall Gottfried's Kunst, mit Sicherheit und überraschender Wahrheit innere Charakterformen zu zeichnen, so daß er darin an die Griechen streift, insofern er es, wie kein anderer versteht, an der äußeren Gestalt seiner Helden die innere erkennen zu lassen.

So steht Gottfried im Mittelalter da nicht allein als der Meister des Geschmacks, sondern auch als der vollendetste Darsteller der innern Gemüthswelt.

Aber gerade dieser poetischen Meisterschaft, dieser reizvollen Darstellung und hohen Kunstvollendung wegen mochte er auch, wie Goethe und Wieland, auf seine Zeitgenossen in sittlicher Beziehung einen um so gefährlicheren Einfluß ausüben, je mehr der Geist, der seine farben- und formenreiche Richtung durchweht, die allerschärfste Rüge verdient.

Mitten aus dem vom Christenthum durchdrungenen dreizehnten Jahrhundert heraus tritt Gottfried in seiner Dichtung, wenn auch nicht

Digitized by Google

in Gegensatz zum christlichen Dogma, so doch, was noch schlimmer ist, in die schroffste Opposition gegen das christliche Leben. In keinem Gedichte unserer Literatur, es sei denn in einigen Wieland'schen, wird so alle Moral, alle konventionelle Satzung mit Füßen getreten; in keinem Gedichte toben und glühen so die seelenverderblichsten Elemente durcheinander, wie hier. Denn was ist Tristan und Isolde anders als eine schändliche Verhöhnung der Heiligkeit der Ehe, wie sie dem Stoffe nach nur in der neuesten französischen Romantik oder in den Schilderungen unseres sogenannten jungen Deuschlands vorkommt! Und was hat der Dichter hier anders zu seinem Gegenstande gemacht, als das Bedenklichste, was es gibt, die sinnliche Liebe, die lodernde, den Menschen in seinen innersten und besten Elementen aufzehrende und sich selbst als einzigen Lebensinhalt darstellende Liebesgluth! Er selbst sagt, der Minne Ziel, die Darstellung des vollen Reizes und Genusses irdischer Liebe, die nichts achtet, nichts hört noch sieht, als sich selbst, sei das Ziel und die Aufgabe seiner Dichtung und diese Aufgabe eben hat er, man möchte fast sagen: leider, — auf eine meisterhafte Weise gelöst. Das völlige Aufgehen der weiblichen Seele in diesem verzehrenden Liebesbrande, ihr Hinschmelzen in trunkener Selbstvergessenheit, in der sie nur noch so viel, aber das um desto besser weiß, den unheilvollen Brand der männlichen Seele zu schüren und zu erhalten, das hat Gottfried überaus treffend und wahr, aber auch, was um so schlimmer und vergiftender ist, überaus naiv, unbefangen und einschmeichelnd dargestellt. Denn man erwarte in Tristan und Isolde ja nicht ein Bild des sittlichen Kampfes zwischen Pflicht und Leidenschaft, nicht ein Bild der Zerrissenheit und Selbstzerstörung, wie es uns doch Goethe wenigstens in seinem Werther und seinen Wahlverwandtschaften gibt, nein, hier ist gerade das Bild des vollsten ungetrübtesten Genusses gezeichnet, es ist ein heiteres sorgloses Behagen, mit dem sich der Dichter geberdet und worin er den Leser, wenn er zum Widerstande nicht sittliche Kraft genug hat, wie in einer lauen Badefluth wonnig und wohlgemuth schwimmen läßt. So ist denn Gottfried in seiner Dichtung leider ein Weltkind im eminentesten Sinne des Worts, ja ein Verfechter der Freiheit des Gelüstes und des Sinnengenusses, wie ein anderer im ganzen Mittelalter nicht wieder zu finden ist, und wenn wir in der geschichtlichen Entwickelung den Faden des innersten Zusammenhangs zurückverfolgen, so finden wir, daß dieser Gottfried das Anfangsglied in der langen Kette fri-

Digitized by Google

voler deutscher Dichtungen ist, dem Hoffmann von Hoffmannswaldau, Wieland, Heinrich Heine u. a. sich anschließen.

Sehen wir uns nun nach diesen allgemeinen Betrachtungen über Gottfried und seinen Tristan letzteres selbst an.

Gleich im Eingange spricht sich die Lebensansicht des Dichters aus, welche dem Ernste einer tieferen Weltanschauung entgegengesetzt alles flieht, was von dem heiteren Genusse der Gegenwart abzieht und das Diesseits dem Jenseits gegenüber als bedeutungslos und nichtig erscheinen lassen könnte. Sein Lied soll, wie er sagt, den Traurigen froh stimmen und mit der Gegenwart versöhnen. Auch er wolle von Freud und Leid singen, aber er sage davon nicht wie andere (womit er offenbar auf Wolfram anspielt), daß Jammer unser Beginnen sei und wir mit Jammern ins Grab kommen, sondern er kenne nur Freude; denn selbst das Leid der Liebe sei eine Süßigkeit und Würze der Freude. Diese Ansicht durchdringt denn sein Gedicht bis in seine kleinsten Theile.

Tristan, sein Hauptheld, wird geboren von einem Verführer und einer Verführten: sein Vater Rivalin, König von Parmenien, fällt vor seiner Geburt, und seine Mutter, König Marke's Schwester, Blancheflur, stirbt bald nachher. Dies ist das Vorspiel zu seinem eigenen Schicksal und der Keim seiner Natur. Rual, ein Diener seines Vaters, erzieht nun den verwaisten Knaben und zwar durchweg in der damalig modernen Weise. Er lernt alle üblichen feinen Künste, fremde Sprachen, die man an den Höfen braucht, lernt sich einer falschen Meinung fügen, eine grobe Wahrheit verbergen, kurz alles, was zu einem ritterlichen Elegant, zu einem Gentleman oder Routinier gehört. Gewandt in adliger Sitte und ausgestattet mit all den liebenswürdigen Schwächen, die die Welt, wie sie nun einmal ist, am bereitwilligsten tolerirt, die jeden, der sie besitzt, zum Liebling aller, wenn auch nicht gerade zum Gegenstand der Achtung macht, wird er einst von norwegischen Kaufleuten, denen der Knabe gefiel, entführt und, als ein heftiger Sturm ihr Gewissen rege macht, in Cornwallis ans Land gesetzt. Hier kommt er auf der Jagd zu König Marke, der den redseligen, flinken und in jeder Lage gleich gerechten Jüngling an seinen Hof nimmt. Tristan war längst der Liebling des Königs und seiner ganzen Umgebung, als der treue Rual, der nach jahrelangem Forschen und Suchen den schmerzlich Vermißten endlich findet und das verwandtschaftliche Verhältniß desselben mit dem königlichen Blute offenbart.

Digitized by Google

Hier in Cornwallis erhielt nun Triſtan den Ritterſchlag und zeichnete er ſich als Held aus, indem er Morolt von Irland, der von Marke Zins fordert, beſiegt. Doch wird er bei dieſer Gelegenheit ſchwer verwundet und nur die zauberkundige Iſolde kann ihn heilen; dieſe aber liebt ſeinen Stamm durchaus nicht, da Morolt, den Triſtan erſchlagen, ihr Oheim iſt. Darum muß er ſich unter falſchem Namen zu ihr einſchleichen; er lehrt ſie Muſik und ſie heilt ihn dafür, ohne daß eine gegenſeitige Neigung ſich einſtellte. Ja, nach Hauſe zurückgekehrt, räth er ſogar ſeinem Oheim Marke, die blonde Iſold zu heirathen und unternimmt ſelbſt die für ihn als Feind Irlands ſo gefahrvolle Werbung. Als er vom Schiffe zum zweiten Male auf iriſchem Boden ausſteigt, verheert gerade ein Drache das Land. Er erlegt das Unthier und ſteckt ſich als Siegeszeichen die Zunge deſſelben ins Wams, von deren Peſtgeruch betäubt er aber wie leblos niederfällt. Die Frauen, welche ihn auf dem Kampfplatze finden, bringen ihn zu ſich. Iſolde erkennt ihn an den Scharten ſeines Schwerts — und hier entwickelt Gottfried ſeinen feinen Spott über die Unwahrſcheinlichkeiten der Ritterſagen, — da dieſe Scharten gerade in den zerſchlagenen Schädel ihres Oheims paſſen. Sie ſtürzt gehobenen Schwertes auf ihn zu, um des Oheims Tod an ihm zu rächen, wird aber abgehalten und ſpäter mit ihm verſöhnt. Triſtan führt ſie endlich wirklich als die Braut Marke's heim.

Aber nun kommt der Wendepunct. Beim Abſchied nämlich übergibt die Mutter Iſolde's einer Begleiterin derſelben, Namens Brangäne, einen Liebestrank, den Marke und Iſolde am Hochzeitstage trinken ſollen, um gegenſeitiger Liebe gewiß zu werden, mit der Warnung, keinen anderen davon trinken zu laſſen. Dieſer Trank indeß führt in der Folge alles Unheil herbei. Als nämlich Triſtan und Iſolde während der Fahrt ans Ufer ſteigen, um Raſt zu halten, verlangt Triſtan zu trinken. Das Gefäß mit dem Liebestranke wird verwechſelt und dem Triſtan gereicht; dieſer trinkt daraus und theilt auch Iſolden davon mit. Von nun an entbrennen beide, die früher ſo befeindet waren, in flammender Liebe zu einander:

Sie wurden eins und einerlei,
Die vor geweſen waren zwei,
Sie trugen nicht mehr geſpaltnen Sinn:
Iſoldens Haß, der war dahin.
Die ſtarke Sühnerin Minne
Die hatte ihre Sinne

Digitized by Google

Von Haß also gereinet,
Mit Liebe also vereinet,
Daß jegliches dem andern war
Vollkommen wie ein Spiegel klar.
Sie hatten beide ein Herze,
Sein Schmerze war ihr Schmerze,
Ihr Schmerze war der seine,
Sie waren eine Gemeine
An Liebe und an Leide,
Und bargen sich's doch beide;
Das that der Zweifel und die Scham.
Sie schämten sich, er war sich gram,
Sie zweifelt an ihm, und er an ihr.
Wie blind auch ihre Herzensgier
Zusammenfloß in einer Gluth,
So hatten sie doch keinen Muth
Zum ersten Wort und zum Beginn.
Das heimlichte ihnen ihren Sinn.

(Hermann Kurtz.)

Obgleich nun der Dichter durch den Zaubertrank, der in der Sage sich vorfindet, eigentlich aller Mühe überhoben gewesen wäre, die allmählige Entstehung der Liebe beider zu schildern, so thut er dies doch noch nachträglich und zwar so unübertrefflich schön, mit so feiner Kenntniß des Unterschieds zwischen dem weiblichen und männlichen Charakter, daß sich gerade hier die hohe Meisterschaft Gottfried's in der Seelenmalerei am meisten beurkundet, weßwegen wir denn auch diese Stelle hier mittheilen wollen:

Die Kiele stießen vom Gestad
Und fuhren fröhlich ihren Pfad,
Nur daß die blinde Minne,
Hatte zwei Herzen drinne
Von ihrer Straßen abgelenkt,
Die in Gedanken tief versenkt
Waren bekümmert beide
Von jenem lieben Leide,
Das solche Wunder stellet,
Den Honigschmack vergället,
Die Süßigkeiten säuert,
Was da will thauen, feuert,
Das Sänftende durchschmerzet,
Alle Herzen entherzet,

Digitized by Google

Und alle die Welt verkehret, —
Das hatte sie versehret,
Tristanden und Isolden,
Mit einer Noth, die Holden,
Und in seltsamer Weise:
Sie hatten auf der Reise
Nicht Ruhe, weder hie noch da,
Bis eines je das andere sah.
Wenn aber das geschahe
Giengs ihnen aber nahe:
Sie konnten unter sich, die zwei,
Den Willen nicht vereinen frei;
Das schuf die Fremde und die Scham,
Die ihnen ihre Lust benahm,
So sie mit stillen Blicken,
Mit Blicken in Minnestricken,
Einander sollten nehmen wahr:
Da ward ihre Farbe wunderbar
Dem Herzen gleich und gleich dem Sinn.
Minne, die werthe Färberin,
Die deuchte es nicht damit genug,
Daß man's im edlen Herzen trug
Verborgen und verstohlen:
Sie wollte unverhohlen
Vor Augen zeigen ihre Gewalt:
Die war an den Zweien mannigfalt.
Ihre Farbe sich nicht lange glich,
Nicht lange glich ihre Farbe sich:
Sie wechselten oft und allzugleich
Bleich wider Roth, Roth wider Bleich;
Sie wurden bleich, sie wurden roth,
Wie ihnen Minne die Farben bot.
Daran erkannte jedwedes wohl,
Wie man an solchen muß und soll,
Daß etwas wohl von Minne
In seinem Herz und Sinne
Auf das Andere gewendet war,
Und begannen auch wonnebar
Einander zu betrachten,
Nach Zeit und Fug zu trachten
Daß sie sich raunend gesellten.
Der Minne Jäger stellten
Einander mit manchem Blicke
Ihre Netze und Stricke,
Ihre Warte und Lage
Mit Antwort und Frage
Sie trieben viel Redens zusammen hin.

Digitized by Google

Isoldens Rede und ihr Beginn'
War recht nach magdlicher Weise:
Sie kam ihren Trauten leise
All ringsherum von Weitem an;
Von Anfang mahnte sie ihn dran,
Wie er zuerst gen Develin
In einem kleinen Schifflein hin
Geflossen wund und alleine kam,
Wie ihre Mutter ihn zu sich nahm
Und wie er auch genas durch sie,
An alles, was sich zutrug hie,
Und wie sie selbst in seiner Hut
Alle Wege lernte schreiben gut
Latein, und lernte Saitenspiel.
Des Umschweifs war und der Rede viel,
Die sie ihm sagte weit und breit
Von seiner Kraft und Mannhaftigkeit,
Auch vom Serpant in jenem Thal,
Und wie sie ihn erkannte beide Mal
So in dem Bad als in dem Teich.
Die Rede war unter ihnen gleich:
Sie sprach zu ihm und er sprach zu ihr.
Ah, sprach Isolde, da sich's mir
Doch darbot mit so gutem Fug,
Daß ich Euch da nicht im Bade schlug!
Gott Herre, wie konnt' ich also thun!
Hätt' ich gewußt, was mir kund ist nun,
Das wäre gewesen euer Tod. —
Warum denn? sprach er, schöne Isot?
Was wirret Euch, was wisset Ihr? —
Was ich weiß, ja, das wirret mir,
Was ich sehe, das thut mir weh;
Mich mühet der Himmel und die See,
Leib und Leben beschweren mich. —
Da stützte sie und lehnte sich
Mit dem Ellbogen an ihn hin:
Das war der Kühnheit ein Beginn.
Die Augen licht und spiegelklar,
Die füllten sich verhohlen gar,
Ihr Herz begann zu quellen,
Ihr süßer Mund zu schwellen,
Ihr Haupt, das sank darnieder.
Ihr Freund begann herwieder
Mit Armen sie zu umfahen,
Doch ihr nicht dreist zu nahen,
Nicht mehr als in Gastes Weise.
Er sprach gar süß und leise:

Digitized by Google

Ei, Schöne, Süße, saget mir,
Was wirret Euch, was klaget Ihr?

Der Minne Federspiel, Isot,
Lameir, sprach sie, das ist meine Noth,
Lameir beschweret mir den Muth,
Lameir ist, was mir wehe thut. —
Nun sie so ofte sprach das Wort,
Da bedachte er fort und fort,
Besah nach allen Seiten hin
Desselben Wortes Laut und Sinn.
Er begann sich zu entsinnen,
Ameir das hieße Minnen
Ameir bitter, la meir das Meer:
Der Sinn, der däucht ihm ein ganzes Heer.
Er ließ eins von den Dreien
Und fragte nach den Zweien:
Die Minne, die verschwieg es gar,
Die doch ihrer beider Herrin war,
Ihr beider Trost, Ziel und Begehr
Und sprach von Nebelluft und Meer.
Ich wähne, sprach er, schöne Isot,
Meer und Nebel sind Eure Noth,
Euch widern Meer und Nebelwind,
Ich wähne, die zwei Euch bitter sind. —
Nein Herr, nein, was saget Ihr?
Keines von beiden wirret mir,
Mir dunstet weder Luft noch See,
Lameir alleine thut mir weh!

Nun er auf den Grund dem Worte kam
Lameir, und Minne drin vernahm,
Gar heimlich sprach er da zu ihr:
In Treuen, Schöne, so ist auch mir:
Lameir und Ihr, Ihr seid meine Noth.
Herzefraue, liebe Isot,
Ihr Eine und Eure Minne,
Ihr habt mir meine Sinne
Verkehret und benommen,
Ich bin vom Weg gekommen
So ganz und gar, so irr und blind,
Daß ich mich nimmer zurechte find'.
Mich mühet und mich irret,
Mir ekelt und mir wirret
Alles, worauf mein Auge fällt,
Ja, ist in dieser ganzen Welt
Nichts meinem Herzen lieb denn Ihr. —
Isold sprach: Herre, so seid Ihr mir.

Digitized by Google

Nun Triſtan und die Königin
In ihnen erkannten einen Sinn,
Ein Herze und einen Willen,
Begann das ihnen zu ſtillen
Und auch zu eröffnen ihr Ungemach.
Jedwedes ſah, jedwedes ſprach
Das andre freier und kühner an,
Der Mann die Magd, die Magd den Mann.
Die Fremde war unter ihnen hin,
Er küßte ſie und ſie küßte ihn
Mit ſüßem Herzensgruße.
Das war der Minnenbuße
Ein Anfang und ein ſeliger Schank.
Jedwedes ſchenkte, jedwedes trank
Die Herzensſüße mit geizigem Zug.

(Hermann Kurz.)

Man ſieht, Gottfried verſteht es, pſychologiſch treffend und wahr zu malen; denn, wie hier die Iſot, die zuerſt von der Empfindung ergriffen wird, dem Triſtan im Worträthſel ein halbes Bekenntniß gibt, und Triſtan dann mit abſichtlich falſcher Auslegung ihrer Worte ſie ſo lange quält, daß ſie zum vollen Geſtändniß kommt, das alles zeugt von vortrefflicher Kenntniß der weiblichen ſowohl wie der männlichen Natur.

Nach dieſem meiſterhaften Seelengemälde erzählt uns dann der Dichter, wie ſie an Marke's Hof kommen. Iſolde wird Marke's Gemahlin, und nun beginnt der dunkle Schatten der Lüge, die ſich darſtellt in einer Reihe von Intriguen und Täuſchungen des gutmüthigen Ehemanns, welche der Dichter zu unſerem Abſcheu mit der größten Feinheit und Behaglichkeit ausmalt, nachdem er zum voraus geſagt hat, daß Iſolde begonnen habe, Tadel und Spott mehr als Gott zu fürchten. Die Vermählung alſo wird mit aller Pracht vollzogen, aber die heimliche Liebesgunſt mit Triſtan dauert fort, und Iſolde macht nun in den Künſten der Schlangenliſt und des Betrugs die raſcheſten Fortſchritte und läßt, wie der Dichter ſagt, die Kunſt der Weiber ſpielen, vermöge deren ſie weinen kann ohne Anlaß und Ernſt und zu jeder beliebigen Zeit. Bald bedarf ſie der Belehrung nicht mehr, den gelegten Fallen zu entgehen; ſchnell weiß ſie mit eigener Kunſt die Lauſcher und Späher zu täuſchen, und bereits überbietet die gelehrige Schülerin in ſolcher Meiſterſchaft die Zofe Brangäne und Triſtan, den Mann. Sie weiß mit Winken und Lächeln,

Digitized by Google

mit Achselzucken und Seufzen den ängstlich schwankenden, betrogenen Ehemann in Zweifel und Pein zu erhalten, auf ihren Kummer anzuspielen und doch jeder Frage auszuweichen, sie weiß vor ihm sich so zu stellen, daß er, der Betrogene, sich vor ihr schämen und ihr Abbitte thun muß; kurz es stellt sich in ihr die von sich selber abgefallene und in ihr Kehrbild umgewandelte weibliche Natur in den allerfeinsten Zügen dar. Aber trotz all ihrer Kunst weiß die Welt doch um ihre Trautschaft mit Tristan; denn ihre Leidenschaft ist wie ein lärmender Bergstrom. Als der arme Marke sie endlich überrascht, gibt er dem Geschrei des Hofes nach und ordnet ein Gottesgericht an.

An dieser Stelle wird nun Gottfried, der Mönch, der schon alles mittelalterlichen Glaubens los und ledig ist, auch zum förmlichen Verräther am Mittelalter. Das officielle Institut des Gottesgerichts, dem man damals mit allem Glauben ohne Weiteres zugethan war, wird hier von ihm auf das raffinirteste verspottet und Glaube selbst muß zum Spotte das Mittel hergeben. Der heilige Christ, sagt der Dichter, habe Isolden bei Fasten und Gebet ein Mittel eingegeben, wie man das glühende Eisen halten und das Gottesgericht ganz wohl bestehen könne und widerlich-mönchisch lächelt Gottfried hinter dem alten Verse hervor, „daß der heilige Christ windschaffen sei, wie ein Aermel.“ — Auch in Bezug des zu leistenden Eidschwures zog sich das listige Weib durch ein jesuitisches Spiel gut genug aus der gelegten Schlinge. Tristan nämlich verkleidete sich als Pilgrim, trug sie einer vorher getroffenen Verabredung gemäß vom Schiff ans Land und fiel mit ihr hin, so daß sie mit einem gewissen Schein von Wahrheit schwören konnte, es habe ihr niemals ein Mann zur Seite gelegen, als ihr Gemahl und der Pilgrim. Die Richter mußten sie nun von aller Schuld freisprechen. Aber die Schleichpläne des Paares bleiben doch nicht verborgen und Marke, welcher nunmehr der Täuschungen und des Betrugs müde ist, verbannt sie von Hof und Land und überläßt sie ihrem Geschicke. Da ziehen sie in einen einsamen Wald und finden ihre Stätte in einer schönen und geräumigen Höhle, wo sie in Freude und Glück ein idyllisches Leben führen. Die Schilderung dieses ihres Zusammenlebens, die mit dem reizendsten Schmucke bekleidet und mit Arioſt'scher Laune ausgeführt ist, wetteifert in künstlerischer Beziehung mit den gelungensten Leistungen der romantischen Poesie. Wollte man dies einsame Leben der Liebenden herausreißen und ganz für sich nur von Seiten poetischer Kunst be-

Digitized by Google

trachten, so würde man finden, daß jene ähnliche Scene von Medor und Angelica in Arioſt's „Raſendem Roland" an Naturleben, an Innigkeit und Zauber des Colorits weit zurückſteht hinter dieſer. Denn es durchweht dieſe Scene ein ſo zarter Hauch der Naivetät und es iſt über dieſes Stück eine ſo friſche, geſunde Freude am Leben der Natur verbreitet, daß es kein Wunder iſt, wenn damals in Deutſchland dieſe Schilderung der ſogenannten „Minnegrotte" allberühmt wurde.

Auch aus dieſem Paſſus des Gedichts hebe ich nachfolgendes Stück hervor. Nachdem der Dichter die Höhle, in der ſie ſich aufhalten, und ihre grüne, ſchattige Waldumgebung aufs lieblichſte geſchildert hat, fährt er fort:

Das treue Paar, das holde,
Triſtan und Iſolde,
Sie hatten in der Wilde,
Im Wald und im Gefilde
Muße und Unmuße
Genug der Luſt zur Buße:
Sie waren alle Zeiten
Einander an der Seiten.
Des Morgens in dem Thaue
Schon giengen ſie zur Aue,
Wo Gras mit Blumen gemiſcht
Stand vom kühlen Thau erfriſcht.
Die kühlen Prärieen
Entlang ſah man ſie ziehen,
Da wandelten ſie hin und her
Und ſagten ſich viel holde Mär
Und lauſchten bei dem Gange
Dem ſüßen Vogelſange.
Dann wandten ſie wohl auch den Gang
Hin, wo der kühle Bronne klang,
Und lauſchten ſeinem Klange,
Seinem ſchleichenden Gange,
Und wo er in die Pläne ſchlich,
Da ſaßen ſie und ruhten ſich
Und horchten auf ſein Gießen
Und lauſchten ſeinem Fließen
Und war das ihre Wonne.

Wenn dann die lichte Sonne
Begann den Blick zu blenden
Und Glut herab zu ſenden,

Digitized by Google

Da giengen sie zu Linden
Und ihren linden Winden:
Die labte sie mit neuer Luft
Außen und auch in der Bruft,
Sie erfreuten Sinn und Augen da;
Die süße Linde süßte ja
Luft und Schatten mit dem Blatte.
Den Winden gab ihr süßer Schatte
Kühlung, süß und linde.
Die Ruhebank der Linde
Von Blumen war's und Grase
Der beftgemalte Rase,
Der je um eine Linde ftand.

Da saßen beide Hand in Hand,
Die sehnenden Gelieben,
Die ihre Mären trieben
Von Sehnenden, die vor Jahren
Vor Sehnen verdorben waren.
Sie beredeten, besagten,
Betrauerten, beklagten
Der thraziſchen Phillis Weh
Und der armen Kanace
Leidig Liebesungemach,
Und der Biblis, der das Herz zerbrach
Von ihres Bruders Minne.
Sie wurden schmerzlich inne
Der Schmerzen, die Didone,
Die Kön'gin von Sidone,
Erlitt im Liebesleide.
Mit den Mären waren beide
Unmüßig manche Stunden.

Wenn solcher Liebeskunden
Dann vergessen wollt' ihr Sinn,
So giengen sie zur Klause hin
Und nahmen da zu Handen
Woran sie Freude fanden.
So ließen sie erklingen
Ihr Harfen und ihr Singen
Sehnlich, voll und kräftig.
Sie wechselten geschäftig
Mit Handen und mit Zungen.
Gespielt ward und gesungen
Da mancher Leich von Minnen.
Sie wandelten mit Sinnen
Ihr Wonnenspiel mit freier Luft.

Digitized by Google

Harfete der Eine just,
So war's dem Andern nie zu viel,
Die Noten wollt' er zu dem Spiel
Immer süß und sehnlich singen.
Da stimmte beider Klingen,
Der Harfe zu der Zungen
Gepaart und verschlungen
So süß und lieblich überein,
Daß ihre Klause wohl und fein
Die Minnegrotte ward genannt,
La fossure a la gent amant.

(Simrock.)

In diesem Leben der Wonne, welches der Dichter übrigens noch weiter ausführt, stört sie nun Marke wieder. Er fährt, weil er in seiner Schwachheit von Neue über sein Verfahren gegen Isolde geplagt ist, um sich auf der Jagd zu zerstreuen, im Walde umher, trifft sie dort an und nimmt sie, da sie auch hier den Schein der Treue retten, wieder an seinen Hof.

Im Verfolg der Geschichte wird dann Tristan aufs neue überführt, weßhalb er sich nun vom Hofe fort macht und von Isolde unter den zartesten Zusagen unverbrüchlicher Treue scheidet. Aber sieh da, er kommt nach Arundel und sieht die schöne Tochter des Herzogs Jovelin, welche ebenfalls Isolde heißt. Von ihrer Schönheit angezogen, beginnt er sogleich mit seinem Herzen zu spielen und sich sophistisch hinter dem Namen zu verkriechen, um seine Treue zu betäuben. Als er sieht, daß es ihr Ernst wird, kommt er wieder zur Besinnung, und nun hält er sich zurück; er sieht aber ihren Schmerz und ihre Liebe, und nun treibt ihn das Mitleid, sie mit Gesang und allem Möglichen zu unterhalten. Dennoch bringt ihn aber ihre immer entschiedner werdende Liebe zum Wanken. Drei Mal zieht ihn seine Treue ab, aber drei Mal zieht ihn die Lust, die ihm alle Stunden lachend unter dem Augen liegt und seine Sinne blendet, wieder an. Er kämpft nun zwar noch mit sich, aber schon ist es ihm nicht mehr Ernst mit dem Kampf, und so wächst denn die neue Leidenschaft zur zweiten Isolde mit den weißen Händen, wie der Dichter sie nennt, zu immer größerer Macht heran, so daß er endlich anfängt, die erste zu vergessen.

Gerade hier nun, wo uns der Dichter überrascht mit neuer, unerwarteter Feinheit der Beobachtung, mit einer Kunst, des Menschen

Digitized by Google

Inneres zu durchforschen, und darzustellen, die man jener Zeit kaum zutrauen sollte, gerade hier, wo es sich überdies um die eigentliche Idee des Gedichts handelt, bricht Gottfried, der wahrscheinlich 1250 darüber hinstarb, sein Gedicht ab. Zwei mittelmäßige Dichter: Ulrich von Türheim und Heinrich von Freiberg, haben es zu vollenden versucht, sind darin aber ebenso unglücklich gewesen, wie Herr Pustkuchen-Glanzow mit seinen Fortsetzungen Goethe'scher Romane. Bei ihnen wird Tristan, indem er seinem Schwager bei einer unerlaubten Liebe dienstfertig ist, tödtlich verwundet. Er sendet einen Boten nach England, um die echte Isolde zu seiner Heilung oder zu seinem Sterben zu entbieten; diesem Boten befahl er, ein weißes Segel aufzuspannen, falls er Isolde mitbringe. Es kommt auch endlich ein Schiff und er fragt nach Farbe des Segels; Isolde mit den weißen Händen sagt aus Scherz, es sei ein schwarzes, da kehrt er sich um und stirbt. Die blonde Isold ist's aber wirklich; sie stürzt auf ihn hin und stirbt ebenfalls. Als nun Marke erfährt, daß die Liebe der Todten durch den Zaubertrank hervorgerufen worden, baut er für sie ein Kloster und läßt auf ihr Grab einen Rosenstrauch und eine Weinrebe pflanzen, die wunderbarer Weise zusammenwuchsen und ihre Zweige in einander verflochten.

Sehen wir nun auf das Gottfried'sche Werk zurück, so müssen wir sagen: Beides, Verdammen und Bewundern, ist hier am rechten Orte. Wie Goethe in seinem Werther uns ein künstlerisch-schönes, aber moralisch-gefährliches Seelengemälde entwarf, so Gottfried in seinem Tristan. Schon dem Stoffe nach sind beide Werke verwandt, da sie das gemeinsame Thema, die unbedingte Hingabe des Subjectes an seine Leidenschaft behandeln, noch mehr aber durch die Kunst der Charakteristik, welche beide Dichter in der Darstellung männlicher Schwächlinge zeigen. Ob nun dieser Tristan bei den damaligen Ansichten von Moral verwerflicher erschien, als der Werther in unsern Zeiten, ob Gottfried wie Goethe die Ueberzeugung hegte, ein Kunstwerk müsse unabhängig sein von den Forderungen der Moral, wissen wir nicht, aber das wissen wir, was wir trotz aller Vertheidigungen dieses Tristan nach unseren Begriffen von Sittlichkeit davon zu halten haben.

An Vertheidigungen desselben nämlich hat es eben so wenig gefehlt, wie an solchen von Goethe's Wahlverwandtschaften. Man hat vor allem, um die Ehre des Dichters zu retten, gemeint, es sei bei

Digitized by Google

der Unvollendetheit des Gedichts ja ungewiß, was der Dichter mit diesem erschreckenden Gemälde, das aller Treue und Sitte Hohn zu sprechen scheine, gewollt habe, ob er selber leichtsinnig im Tristan einen noch Schlimmeren, noch Ohnmächtigeren als den Wilhelm Meister habe malen wollen, oder ob er uns zum Schlusse eine höhere Versöhnung des Sittengesetzes, eine Rache oder Strafe solcher Entmännlichung und Entweiblichung vorbehalten habe. Wer indeß die weltmännische Gesinnung dieses Gottfried aus der Lectüre seiner Dichtung kennt, wer da sieht, wie er der sinnlichen Leidenschaft dem Sittengesetze gegenüber überall Recht gibt, der wird sich schwerlich davon überzeugen können, daß er im Sinne hatte, am Ende seines Gedichts das christlich-sittliche Gefühl zu versöhnen; im Gegentheil er wird vielmehr vermuthen müssen, daß der Ausgang der Dichtung, wenn er durch Gottfried noch zu Stande gekommen wäre, ebenso schief und unbefriedigend ausgefallen wäre, wie etwa der Schluß der Wahlverwandtschaften, wo in dem Untergange der an der Disharmonie des Ganzen Betheiligten zwar eine sittliche Weltansicht ausgesprochen ist, aber dennoch ein Etwas in uns zurückbleibt, was uns gegen diese sonst so reiche Dichtung verstimmt.

So bleibt es denn wohl gewiß, dieses Gottfried'sche Gedicht ist eine Ausgeburt des heillosesten Leichtsinns und der frivolsten Weltlichkeit, die eben um so gefährlicher und verderbendrohender ist, als hier das Laster in dem reizendsten Zaubergewande der Poesie erscheint und der Teufel sich hier in die Gestalt des Lichtengels kleidet. So enthusiastisch es daher die Preiser des Mittelalters angeführt haben, so sehr sie sich auch, bezaubert von den schönen Versen und der glänzenden Darstellung, über den Inhalt und Geist haben verblenden lassen, so kann der ernstere christliche Sinn in diesem Gedichte nur einen sittlichen Gräuel finden und wird bei aller Bewunderung der künstlerischen Vollendung desselben es dennoch nur mit einer gewissen innern Empörung betrachten können. Es macht daher denjenigen, welche die Verdammer dieser Dichtung, einen Cornelius Agrippa von Nettesheim, den Engländer Southey, den Kritiker Lachmann und den Theologen Tholuck eben um ihres Verdammungsurtheiles willen als Pietisten belächelt haben, wenig Ehre und legen dieselben ein bedauerliches Zeugniß ab über ihren eigenen Standpunct. Diese Männer haben die Schönheit der Dichtung wohl ebensogut empfunden, wie ihre Gegner; aber sie haben auch mit Schrecken wahrgenommen, daß in ihr eine fast dämonische Macht lauert, welche die

Digitized by Google

Seelen der Schwachen gar leicht besiegen und verheeren könnte, und weil ihnen eben das Heil der Seele höher stand, als alle Schönheit der Kunst, die vor der sittlichen Idee doch zuletzt Spreu und Stoppel ist, so haben sie vor keiner Dichtung der deutschen Literatur mehr gewarnt als vor dieser, und haben sie mit vollem Recht eine „Schlange unter Blumen" genannt.

Trotz aller dieser Warnungen, trotz aller dieser Verdammungsurtheile hat man sich neuerdings, angezogen vom Schmelz der Sprache und der ganzen Darstellung Gottfried's, dennoch wieder der Sage vom Tristan und Isolde zugewandt, so daß sie nun, wenn wir die von einem Herrn Eilhart von Oberg schon vor Gottfried herrührende Bearbeitung und die beiden Fortsetzer Gottfried's, sowie die drei neuesten Dichter, die sich ihr zugewandt haben, zusammenrechnen, im Laufe unserer Literatur eine siebenmalige Bearbeitung stattgefunden hat.

Auch in der neusten Zeit ist von verschiedenen Seiten „Tristan und Isolde" gedichtet, zuerst von dem Magdeburger Karl Immermann und dann von dem Schwaben Hermann Kurtz. Merkwürdiger Weise starb auch Immermann wie einst Gottfried über dieses Gedicht dahin, nachdem er es eben bis zu jenem Puncte geführt hatte, wo die Wirkung des Liebestranks eintritt und die in Tristan's und Isolde's Herzen heimlich brütende Liebe zum vollen Ausbruch kommt. Hätte er diese übrigens freie Umdichtung des Gottfried'schen Werkes fortsetzen können, so würde auch er mit der hohen Kunstvollendung, die er in seinem Fragmente an den Tag legt, die ganze Reihe jener ehebrecherischen Intriguen geschildert haben, die wir bei Gottfried finden. Doch sollte dies nach höherem Rathschlusse nicht geschehen. Dem Dichter, dem wir ein so herrliches Werk, wie den „Münchhausen", zu verdanken haben, zerschlug der Tod das Saitenspiel, das er eben gestimmt hatte, um sündliche Liebe zu verherrlichen.

Erst Hermann Kurtz und Karl Simrock haben das Gottfried'sche Gedicht selbst vollständig übersetzt und damit ein wahres Meisterstück der Uebersetzungskunst geliefert, insofern die Gottfried'sche Darstellung, ohne uns Neueren unverständlich zu werden, so treffend wiedergegeben ist, wie es bei keinem andern altdeutschen Dichtwerke gelang; aber diese Uebersetzungen werden eben als solche, gottlob, der Nation im Großen und Ganzen nicht bekannt werden.

Das sei denn genug über Tristan und Isolde und über Gottfried von Straßburg. Müssen wir auch seiner Worte Zauberkraft,

Digitized by Google

seine dichterische Meisterschaft bewundern, er wird doch eben nur diejenigen völlig und dauernd fesseln, welche die zweideutige Geistesstärke besitzen, bei künstlerischer Schönheit sich über die Anforderungen des sittlichen Gefühls hinwegzusetzen und wird nie die Achtung genießen können, die sein ernster Antipode Wolfram uns abgewinnt.

Mit Gottfried von Straßburg haben wir nun aber auch die Betrachtung jener merkwürdigen Sängertrias des deutschen Mittelalters beendet, jener Sängertrias, durch welche das Höchste, was die Kunstepik damals leistete, ins Leben trat; es ist nun an der Zeit, auch die nationale Epik ins Auge zu fassen.

Digitized by Google

Achte Vorlesung.

Die Epik.

Fortsetzung.

Das Nibelungenlied.

Wir haben in der letzten Vorlesung, wo wir Gottfried von Straßburg und sein Gedicht „Tristan und Isolde" besprochen, mit der Betrachtung der mittelalterlichen deutschen Kunstepik abgeschlossen.

Wir könnten nun freilich noch viele andere Kunstdichter des dreizehnten Jahrhunderts aufführen und ihre nicht unbedeutenden Erzeugnisse betrachten; wir könnten vor allem reden von dem überaus productiven und sprachgewandten Meister Konrad von Würzburg, dem Verfasser der lieblichen Erzählung „Engelhart und Engeltrut", in der uns die rührendste Freundestreue geschildert ist, oder auch von dem ebenso anmuthigen Rudolf von Ems, der uns in seiner Cölnischen Sage, dem „Guten Gerhard", ein treffliches Bild der Demuth und Bescheidenheit aufstellt und aus dessen „Barlaam und Josaphat" Rückert und Herder zwei ihrer schönsten Parabeln entlehnt haben; aber theils gehören diese Dichter doch mehr der Spätzeit jener mittelalterlichen Blüthenperiode an und stehen den bereits besprochenen Dichterheroen durch Mangel an schöpferischer Kraft und ursprünglicher Begeisterung weit nach, theils gestattet es auch der Zweck dieser Vorlesungen nicht, noch auf diese Dichter zweiten Rangs einzugehen.

Digitized by Google

Wir wenden uns deßhalb sogleich zu der andern Richtung der nationalen Epik, welche wir die Epik volksthümlichen Charakters genannt haben. Wie das hellenische, so war auch von jeher das deutsche Volk überaus reich an Heldensagen, an Sagen von den gemeinsamen Ahnen und Helden der verschiedenen Volksstämme, an Sagen*) von den alten geliebten Königen und Heroen und den glänzenden Thaten, die sie mit ihren Getreuen vollbracht. Alle diese Sagen nun pflanzten sich durch mündliche Ueberlieferung von Geschlecht zu Geschlecht fort, und wurden so, indem sie den Gemüthern sich immer tiefer einprägten, das wahrhafte Eigenthum nicht nur der Gebildeten oder des gemeinen Haufens, sondern der ganzen Nation. Aber eben, weil sie jedermann bekannt waren, die Kunstdichter des deutschen Mittelalters aber doch etwas Neues geben wollten; ferner weil sie zudem als Reste unserer nationalen Urzeit eine stark heidnische Färbung trugen, diese Kunstdichter aber ganz von christlicher Anschauung beseelt waren, eben aus diesen beiden Gründen ließen dieselben diese nationale deutsche Heldensage bei Seite liegen und griffen lieber nach ausländischen Stoffen. Aber es war doch zu viel von dem eignen Fleisch und Blut in diesen Sagen, als daß sie ganz und gar von unsern Vorfahren poetisch hätten vernachlässigt werden können. Die sogenannten fahrenden Leute, meist blinde Rhapsoden, die vor dem Volke auf der Gasse sangen, bemächtigten sich anfangs derselben und gaben ihnen eine rohe, ungefüge, poetische Form, so daß der gebildete Adel und die Kunstdichter sich nun auch aus Gründen des Geschmacks immer mehr und mehr von ihnen abwandten. Indessen blieb unter der Schale der rohen Form der poetische Kern unversehrt, und als nun gebildete Männer denselben wieder erkannten, machten sie sich daran, die von solchen fahrenden Rhapsoden herrührenden Volksromanzen mit künstlerischem Bewußtsein zu ordnen, zu sichten, zu einem harmonischen Ganzen zusammenzufügen und stark zu überarbeiten. Auf diese Weise sind unsere berühmtesten Volksepen, das Nibelungenlied und die Gudrun entstanden.

Ehe ich nun zur Betrachtung dieser beiden Epen übergehe, muß ich wohl auf den gemeinsamen Charakter des Inhalts sowohl dieser als auch aller übrigen deutschen Volksepen aufmerksam machen. Schon in meiner allererſten Vorlesung wies ich darauf hin, daß in der altdeutschen Poesie die ursprünglichen Grundzüge unserer Nation

*) Vgl. Seite 16 die Anmerkung über die verschiedenen Sagenkreise.

Digitized by Google

uns in der größesten Reinheit entgegentreten und alle ihre Tugenden uns anschaulich werden, durch die sie über alle andern Völker der Christenheit hervorstrahlte. Das gilt nun ganz insbesondere von diesen deutschen Volksepen. Sie eben sind die ruhmvollsten Zeugnisse für die angestammte Vortrefflichkeit unseres Volkes und viel redendere Beweise für seine alte Zucht und Ehrbarkeit, für seine tiefe Gemüthsinnigkeit, für seine Biederkeit, als alle dürren Aussagen der Chronisten und Geschichtsschreiber, weil diese Tugenden selbst das innerste Lebenselement dieser Dichtungen ausmachen. Vor allem aber (und dadurch werden diese Epen vorzüglich unserer Zeit ein beschämendes Spiegelbild), vor allem leuchtet aus ihnen als tiefster Charakterzug unserer Vorzeit die Treue hervor. Mit unauslöschlicher Anhänglichkeit, sehen wir, ist hier das Stammeshaupt, der König seinen Gliedern, mit gleich unverbrüchlicher Anhänglichkeit sind die Stammesglieder dem Stammesoberhaupte zugethan. Milde, d. h. wohlwollende Freigiebigkeit, so lange er zu geben hat, beweist der König, während dagegen die Mannen die aufopferungsvollste Dankbarkeit gegen ihn an den Tag legen. Für den geliebten König und Herrn wird alles gethan, wird muthig gekämpft, wird willig geblutet, wird freudig in den Tod gegangen, ja was noch mehr ist, es wird das Liebste, Weib und Kind, geopfert. Und umgekehrt von dem treuen Dienstmanne lassen wiederum die Könige nicht, und wenn sie sollten darüber zu Grunde gehen. So kämpft Rüdiger von Bechelaren im Nibelungenliede mit seinem liebsten Freunde Gernot den Todeskampf, weil er Feind seiner Herrin, der Kriemhilde ist. Sie fallen beide, aber die Treue ist doch gehalten bis in den Tod. Und als die Feinde von den Burgunderkönigen Hagen, den Stifter alles Unheils, ausgeliefert wissen wollen, so liefert ihn König Gunther doch nicht aus, ob gleich dadurch sein ganzes Königshaus vom Untergang gerettet werden könnte. Wie die Treue im Vasallenverhältnisse, so ist es auch die Treue auf dem Gebiete der Familie, die in diesen Epen aufs schönste zu Tage tritt. Die ein Mal sich in Liebe verbunden und einander, wie die alte Sprache das so schön ausdrückt, angefestet sind durch Verlöbniß oder Ehegelübde, die lassen nicht von einander, und wenn sich auch die größten Hindernisse ihnen entgegenstellen, wenn auch die bittersten Feinde ihren Bund zu zerreißen drohen; ja selbst, wenn der Tod sie trennte, so gehören sie sich doch dem Herzen nach nah an. Als Siegfried ermordet ist, heirathet Kriemhilde zwar den Etzel, aber im Innern denkt sie nur an den todten

Digitized by Google

Gatten und sinnt, wie sie mit Etzel's Macht die nach damaligen Zeitbegriffen pflichtmäßige Rache ausführe. Und welch hehres Bild weiblicher Treue ist die Gudrun! Dem Herbig verlobt, wird sie von einem andern Fürsten entführt und von dessen teuflischer Mutter gequält, sich mit ihm zu vermählen. Aber sieben Jahre lang thut sie, die Königstochter, lieber die schmachvollsten Aschenbrödel-Dienste und erträgt die schändlichsten Mißhandlungen, ehe sie ihr dem Herbig gegebenes Gelübde bricht.

Diese Züge, von denen ich hier nur einige hervorhob, machen das eigentlich schlagende Herz des deutschen Volksepos aus, und für diese unerschütterliche Treue und Verlässigkeit muß man durchaus Sinn haben, wenn man unsere Volksepen recht begreifen und würdigen will, denn ohne das Eingehen auf diese echtdeutsche Gesinnung der Treue, die überall das poetische Motiv dieser Epen ausmacht, wird unsere nationale Epik freilich weniger aussprechen, als z. B. die hellenische, weil es ihr im Vergleich mit dieser so sehr an äußerer Kunstvollendung fehlt, während sie dagegen jedem, der die darin ausgesprochene Gesinnung zu schätzen weiß, ein viel tieferes und rein menschlicheres Interesse abgewinnt, als jene, in der die Heroen mehr nur durch ihre äußere Erscheinung als durch ihre Gesinnung fesseln.

Das mußte ich vorausschicken, um im allgemeinen auf den rechten Standpunct zu versetzen, von welchem aus allein alle unsere Volksepen, vorzüglich aber das Nibelungenlied und die Gudrun anzuschauen sind.

Wenn ich nun jetzt zuerst zu dem **Nibelungenliede** selbst übergehe, so darf ich ja wohl freilich mehr, als bei allen früher besprochenen Gedichten eine Bekanntschaft mit demselben voraussetzen, aber dennoch wird man es nicht unstatthaft finden, wenn ich bei diesem Gedichte länger verweilen werde, als bei allen andern, da es an historischem, wie praktischem Werthe doch immer die bedeutendste Dichtung unserer Vorzeit bleibt.

Was zuerst seinen historischen Werth betrifft, so beruht derselbe nicht etwa darin, daß es überhaupt ein Denkmal unserer Vorzeit, eine Alterthumsreliquie ist, ja auch nicht etwa allein darin, daß es uns das treueste Spiegelbild unserer Vergangenheit bietet; denn in ersterer Beziehung haben alle andere alten Dichtungen, in letzterer aber wenigstens die Gudrun gleichen historischen Werth, sondern er beruht vor allem darin, daß dieses Epos wie kein anderes

Digitized by Google

den Mittelpunct und die Krone aller deutschen Heldendichtung bildet.

Alle jene Sagen deutscher Heldenzeit, von denen ich früherhin eine kurze Uebersicht gab, alle jene Sagen mit Ausnahme der beiden letztern, der friesischen und lombardischen, sind wie Bäche in das große und weite Strombett dieses Liedes von der „Nibelungen Not" zusammengeflossen, so daß in ihm die ostgothische Dietrich- wie die fränkische Siegfried-, die Gunther- wie die Etzel-Sage eine einzige, womöglich in sich abgerundete Gestalt erhalten hat und das Lied selbst gleichsam eine Schatzkammer des ganzen Sagenreichthums unserer Vorzeit ist. Wie das eigentlich zugegangen ist, das weiß freilich niemand genau anzugeben, aber es mag wohl sein, daß es so gekommen ist: Die Erinnerung des Volkes rettete aus den Zeiten des Untergangs des römischen Reichs und der kommenden Jahrhunderte einzelne besonders merkwürdige Personen und Begebenheiten, und die Phantasie der Erzähler gab ihnen ihr eigenes Gewand, die historischen Lücken durch selbst geschaffene Mittelglieder ausfüllend. Wie im Gedächtniß des Einzelnen die vergangenen Zeiten zusammenrücken und auf einem Bild erscheint, was in der Wirklichkeit weit auseinander lag, so noch mehr in der Sagenbildung ganzer Völker, weil die Erinnerung hier nicht Jahre, sondern gleich ganze Jahrhunderte umfaßt und die Ueberlieferung immer neue Wandlungen durchmacht, je mehr sie von Mund zu Mund gegangen. Erst pries wohl jeder Stamm seine Helden, dann brachte die Folgezeit die hervorragendsten Helden verschiedner Stämme und Zeiten mit einander zusammen, die einzelen Sagenkreise verschmolzen mit einander und aus dem Zusammenfassen vieler Lieder entstand endlich das Epos. Doch sei dem, wie ihm wolle, genug es liegt ein Mal vor uns, dies Wunder unserer Nation, von dessen Boden uns anderthalb Jahrtausende scheiden und auf welches alle Forscher unseres Alterthums zurückgehen müssen, wenn sie über die Sagen der Urzeit das rechte Licht erhalten und ihre Geschichte und Fortentwickelung begreifen wollen.

So ist das Nibelungenlied für die Geschichtsforschung von der höchsten Bedeutung. Wie es nun noch außerdem in anderer Beziehung für dieselben wichtig werden könnte, wenn man es recht benutzte, wie durch dieses Lied, das uns die kräftigsten Züge aufbewahrt hat aus der Zeit der Völkerwanderung, vermischt mit andern Zügen aus der Hohenstaufischen Vergangenheit, wie durch dieses Lied der Geschichte unseres Alterthums die rechte Seele eingehaucht werden könnte,

Digitized by Google

nachzuweisen, wie es das treueste Charakterbild von den Gesinnungen und der Denkweise unserer Altväter gibt, das alles muß ich wohl hier, wo ich es scheuen muß, wissenschaftlich zu Werke zu gehen, unberücksichtigt lassen.

Eins aber darf ich hier nicht übergehen, ehe ich das Gedicht selbst analysire, nämlich seinen poetischen Werth.

Nachdem es Jahrhunderte lang im Staube völliger Vergessenheit gelegen, ist seit jener für alles Vaterländische begeisterten Zeit von 1813, seit Johannes von Müller, die Anerkennung des Nibelungenlieds eine allgemeine und fast ein Gemeinplatz geworden, dasselbe die deutsche Ilias zu nennen. Man hat es nicht allein mit Homer verglichen, sondern ihm sogar gleichgestellt. Darin liegt je nach der Auffassung viel Wahres und auch wiederum viel Schiefes und Unwahres. Will man damit sagen, daß das Nibelungenlied für uns Deutsche denselben nationalen Werth hat, als für die Hellenen der Homer, will man damit sagen, daß es seinem epischen Grundcharakter nach an Homer als den Repräsentanten aller echten Epik erinnert, so hat man damit völlig Recht; will man es aber in Bezug auf die Darstellung, die Ausführung im Einzelnen, kurz in Bezug auf die poetische Kunst mit Homer vergleichen, so greift man gewiß fehl, da es hierin, wie es auch nicht anders möglich ist, diesem bei weitem nachsteht. Der hellenische Himmel war viel reiner und milder und das hellenische Leben und Culturſystem viel feiner, als es in unserer nordischen Heimath der Fall sein konnte; — wie hätten demnach auf so verschiedenem Boden und unter so verschiedenen Atmosphären zwei Gewächse von gleicher Farbe, gleichem Duft und gleicher Blätterfülle hervorgehen können! — Daß uns indessen im Nibelungenliede überraschende Aehnlichkeiten mit der Iliade entgegentreten, kann nicht in Abrede gestellt werden. Doch sind die Unterschiede noch größer. Homer z. B. verfolgt in der Schilderung einer Handlung alle einzelnen Momente, das Nibelungenlied begnügt sich dagegen mit einem mehr zusammengesetzten kurzen Hinstellen, oft durch einen einzigen inhaltsvollen Zug; bei Homer wird das Gleichniß verschwenderisch gebraucht, so, daß seine Gedichte fast ein Sternenmantel von Gleichnissen sind, im Nibelungenliede herrscht Sparsamkeit aufs höchste, und doch wird die Phantasie oft aufs tiefste und vielseitigste angeregt. — Sagen wir es kurz, den Vergleich mit Homer hält das Nibelungenlied nicht in allen Stücken aus, aber das thut auch eigentlich nichts zur Sache; denn es ist trotzdem in seiner Art, an sich ein Werk von so hohem

Digitized by Google

poetischen Werth, daß es gar keiner Vergleichung bedarf. Was vor allem jeden Leser am Nibelungenliede fesselt, ja wodurch dasselbe selbst alle uns bekannten Epen der Erde, nicht weniger also auch den Homer überragt, das ist der kolossale Stoff, die grandiose Anlage und der bis in die feinste Faser kunstvoll angelegte Plan. Welch mächtiges Drängen, welche rasche Folge der Begebenheiten hält uns hier nicht in Spannung, welch eine tragisch große Handlung eröffnet sich hier nicht vor uns in allen ihren Theilen! Es ist hier ja nichts Geringeres dargestellt, als die Rache eines Weibes, in der sich aus den schönsten sanftesten Anfängen durch rein menschliche Anregung die enormste Leidenschaft entwickelt, eine Leidenschaft, die wie eine Lawine sich heranwälzt und ebensowohl die Rächende selbst wie ein ganzes großes Heldengeschlecht unter ihrem Sturze begräbt. Und dieser Untergang des heldhaften Burgunderstammes ist nicht etwa geschildert als eine Folge planloser Abenteuer, sondern als die Erfüllung eines großartigen Verhängnisses, er ist eine Folge des Fluchs, der auf dem Nibelungenhorte lastet, der jeden seiner Besitzer ins Verderben unabwendbar hineinzieht und der nicht eher zu wirken aufhört, bis Siegfried ermordet, das ganze Königsgeschlecht der Burgunder vernichtet und der Hort selbst unauffindbar im Rhein versenkt ist. Und wie fein sind alle einzelnen Motive auf die furchtbare Katastrophe hin angelegt, wie entspringt hier ein Ereigniß so einfach und nothwendig aus dem andern, wie ergibt sich hier jede Verschlingung und Lösung so ganz von selbst aus den handelnden Charakteren und dem Gegenstande, der sich in der großartigsten Ruhe vor uns entwickelt, wie vollgewichtig wird hier nicht das große nie ausgesungene Thema, daß Liebe nothwendig Leid mit sich bringt, durchgeführt! Wenn man nun bei diesem großartigen Stoffe, diesem überall einheitlichen Plane gemäß eine ebenso großartige und kunstvolle Darstellung erwartete, so würde man sich täuschen. Wie kolossal auch die Handlung hier ist, das Gedicht leiht ihm doch demüthig ein nur allzu bescheidenes Gewand. Während der Inhalt uns mächtig ergreift und fesselt, beugt uns die Eintönigkeit des Vortrags, die wortkarge Haltung und der Mangel an Ausführlichkeit darnieder. Während die ungeheuren Gegenstände uns begeistern, erscheinen uns die Worte, die ihnen geliehen sind, bisweilen dürftig und unbeholfen und die Form breit und gedehnt. Einfach, ja trocken, kurz bis zur Undeutlichkeit, sinnig bis zum Räthselhaften, fest und kraftvoll, im Uebermaße gigantischer Kraft voll karger, spröder Gemessenheit, mit durchblickender Absichtlichkeit

Digitized by Google

an dem Gewöhnlichen festhaltend, wo die Empfindung den höchsten Ausdruck zu verlangen scheint, übertreibend nur in fast eigensinniger Zurückhaltung ernste Sachlichkeit und bei allem Ernste zur Schalkhaftigkeit, zur Ironie, zum beißenden Spotte aufgelegt, zart, doch nie zimperlich, sinnlich, doch selten gemein, gemüthvoll, doch nie empfindungsselig, wenig bilderreich, doch stets treffend und wo möglich statt aller Worte thatsächlich durch Zeichen, Mienen, Schweigen, Handlung: — so ist der Stil des Nibelungenliedes. Kurz wir befinden uns beim Lesen bis zum Ende in einem gewissen Zwiespalt zwischen Stoff und Form. Sobald wir aber nach der Lesung das Ganze überschauen und überdenken, sobald wir über das oft zu einfache Gewand der Dichtung hinwegsehen, dann werden wir aufs tiefste befriedigt durch die Gewalt und Größe des Stoffes und tragen einen reinen Eindruck davon, und selbst die Darstellung, deren einzelne Schwächen überwunden sind, gewinnt uns dann in vielen Stücken unsere höchste Achtung ab. Denn wie roh und uneben sie uns auch anfangs vorgekommen sein mag, wenn wir nach der Lectüre auf sie zurückschauen, werden wir doch zur dankbaren Anerkennung getrieben werden für ihren eigenthümlichen, ahnungsvollen Ernst, wodurch sie vor der Abschweifung einer exaltirten Phantasie bewahrt, für ihre fast karge Sparsamkeit in Gleichnissen und Sentenzen, die den Leser vor aller Zerstreuung behütet, für die unendliche Ruhe, die über allen diesen furchtbaren Kämpfen und Kräften schwebte und nichts Subjectives, nichts dem Charakter des Epos Störendes zuließ, und für den oft doch so eindringlichen und zutraulichen Ton, der hie und da auch in der lieblichsten Anmuth hervortrat.

So ist denn, um es kurz zu sagen, der Stoff des Liedes so großartig, daß es uns fast gänzlich mit der an sich ärmlich scheinenden Form *) aussöhnt und alles vergessen läßt, was an dieser weniger befriedigte.

Mit diesem Vorzuge hängt aber noch ein anderer Vorzug des Nibelungenliedes zusammen, der nicht hoch genug angeschlagen werden kann. Kein Epos der christlich-germanischen Welt zeigt die rein plastische objective Kunst der Alten in dem Maaße als das Nibelungenlied. Wir sehen hier die markigen heldenhaften Personen, von de-

*) Allen, welche sich über das Nibelungenlied näher unterrichten wollen, mag die treffliche Schrift von Dr. H. Timm: »Das Nibelungenlied nach Darstellung und Sprache, ein Urbild deutscher Poesie. Halle, 1852.« empfohlen sein. J. G. F.

Digitized by Google

nen jede eine Welt ist, leibhaftig und in bestimmten Umrissen vor uns. Hier ist nichts Nebelhaftes und Duftiges, wie bei Ossian, hier ist alles in derben und scharfen Conturen gezeichnet und wirkt auf das reinste auf die Sinne und die Phantasie. Hier ist auch, wie in unserer modernen Epik und wie es selbst schon im Virgil vorkommt, keine lyrische Einmischung der Persönlichkeit des Dichters zu finden. Rein und ununterbrochen von Anspielungen, Reflexionen und Raisonnements tritt das Bild der ungeheuren Ereignisse vor uns, und wenn auch hie und da ein Mal eine Hindeutung auf Sagenquellen hervorbricht, wie sogleich im Anfangsverse:

Uns ist in alten mæren wunders vil geseit

wenn auch hie und da das bewegte Gemüth des Dichters in einzelnen kurzen Sprüchen sich Luft macht, so erscheint der Dichter doch an solchen Stellen mehr wie ein Chor, wie der Geist der Nation, der über dem Ganzen schwebt und innig Antheil nimmt, denn als einzelne Persönlichkeit. In Beziehung also auf seine Plastik und Objectivität steht denn das Nibelungenlied ganz allein neben dem griechischen Epos und hat daher auch wie dieses der bildenden Kunst, vor allem der Malerei für alle Zeiten Stoff zur Darstellung gegeben, wovon unter andern besonders die Schöpfungen eines Cornelius und Schnorr Zeugniß ablegen.

Das wäre das, was ich zuerst über den poetischen Werth des Nibelungenliedes zu sagen hätte. Der Beweis für das Gesagte wird sich nun von selbst herausstellen, wenn wir den Gang der Handlung in einer Analyse des Gedichts selbst verfolgen. Das Gedicht zerfällt in zwei Hälften, die beide einen tiefbegründeten Parallelismus der Handlungen, aber eine dem Stoffe gemäß verschiedene Physiognomie haben. Während in dem ersten Theil, der Kriemhildens Liebe behandelt, alles episch ruhig dahinschreitet, zeigt sich in dem zweiten Theile, der Kriemhilde's Rache gewidmet ist und immer lebhafter zu der gewaltigen Katastrophe hindrängt, eine größere Lebendigkeit, die fast ans Dramatische anstreift.

Wir müssen uns wohl für diese Vorlesung begnügen, den ersten Theil wiederzuerzählen, während wir den zweiten Theil sowie die weiteren Erörterungen über den Verfasser, die Entstehung des Liedes und anderes Allgemeines auf die nächste Vorlesung versparen, weil das alles erst besser verstanden werden kann, wenn man das Gedicht in seinem Zusammenhange überschaut hat. Wir beginnen also nun das Nibelungenlied in einem Abriß uns zu vergegenwärtigen,

Digitized by Google

und zwar nach Vilmar, der die beste Analyse des Nibelungenliedes gegeben hat, die existirt und die nicht übertroffen wird.

Gleich im Anfange kündigt unser Lied mit Berufung auf seine Quellen, seinen Inhalt in kurzen festen Zügen an, indem es heißt:

Uns ist in alten mæren wunders vil geseit
von heleden lobebæren, von grôzer arebeit:
von freude und hôchgezîten, von weinen unde klagen,
von küener recken strîten muget ir nu wunder hœren sagen.

Nach dieser kurzen Einleitung hebt es sogleich seine Erzählung an:

Im Burgunderlande auf der alten Königsburg zu Worms am Rheine wächst nach des Vaters frühem Tode in der Hut ihrer Mutter und ihrer drei Brüder, der Könige Gunther, Giselher und Gernot, die edle Kriemhilde zur blühenden Jungfrau heran, alle Weiber an Tugend und Schönheit überstrahlend. In der stillen Abgeschiedenheit, in der sie ihre Kindheit und Jugend verlebt, umschweben ahnungsvoll sinnige Träume ihr Haupt. Einen Falken, hatte sie geträumt, habe sie sorgsam aufgezogen und manchen Tag als ihren Liebling gepflegt, da wären plötzlich zwei Adler gekommen und hätten das starke und schöne Thier mit ihren grimmen Klauen vor ihren Augen erwürgt. Sie erzählt dies beängstigende Traumgesicht der Mutter Ute und diese im mütterlichen Verständniß jungfräulicher Ahnung deutet es aus:

Der Falke, den du ziehest, das ist ein edler Mann;
Ihn wolle Gott behüten, sonst ist es bald um ihn gethan.

Die Tochter aber erwidert überrascht und voll kindlicher Naivetät:

Was sagt ihr mir vom Manne, vielliebe Mutter mein?
Ohne Reckenminne will ich immer sein;
So schön will ich verbleiben bis an meinen Tod,
Daß ich von keinem Manne je gewinnen möge Noth.

„Verred' es nicht so völlig," die Mutter sprach da so;
„Willst du je von Herzen auf Erden werden freh,
Das kommt von Mannesminne: du wirst ein schönes Weib,
So Gott dir noch vergönnet eines guten Ritters Leib."

Digitized by Google

Die Rede lasset bleiben, sprach sie, Fraue mein.
Es mag an manchen Weibern genug erwiesen sein,
Wie Liebe mit Leide am Ende lohnen kann.
Ich will sie meiden beide, nie übel geht es mir dann.
(Simrock.)

So klingt schon aus diesem Traumgesicht, das bedeutungsvoll das Lied eröffnet, die erste leise Ahnung von dem schweren Weh hervor, das über das Leben und die Liebe der zarten Jungfrau verhängt ist, denn alles Folgende ist nur eine episch-ruhige Enthüllung des einfachen Traumbildes von dem durch die Aare erwürgten Falken, das gleichsam wie ein langer finsterer Schatten dem Kommenden vorausgeht.

Heiter in fröhlicher Jugend, stark im frischen Mannesmuth und gewaltig in kühner Kraft war in den Niederlanden zu Santen am Rhein Siegfried, des Königs Sigmund und Sigelinde's Sohn, zum Helden herangewachsen und durch viele Länder gezogen, um seines Leibes riesenhafte Stärke und Unverwundbarkeit zu erproben. Dieser hörte die Kunde von der schönen Kriemhilde, der vielgefreiten Jungfrau, die doch keinen der um sie Werbenden zum Manne nehmen wollte, und er, der kräftigste, schönste und gepriesenste Heldenjüngling seiner Zeit, entschließt sich mit seinen Mannen nach Worms zu ziehen und um die minnigliche Jungfrau zu werben. Freilich spricht der alte Vater Sigmund seine warnenden Ahnungen aus, freilich weint Sigelinde bitterlich um das liebe Kind, das sie zu verlieren meint, aber der Sohn erklärt, er wolle entweder diese haben, nach der sein Herz Verlangen trüge, oder gar keine; er kennt keine Furcht, vielmehr will er sie nöthigenfalls erobern. Die Eltern geben endlich nach, und so zieht er mit reichen Gaben ausgestattet von dannen. Als er mit seinem Gefolge am siebenten Tage seiner Reise in Worms ankommt, erstaunt alles über seine herrliche, kräftige Gestalt und über seinen und seiner Mannen nie gesehenen Waffenschmuck, aber keiner der Helden, die da vor der Königsburg am Rhein halten, kennt ihn und weiß dem König Auskunft über ihn zu geben. Da sendet man zu Hagen von Troneck, dem alle Reiche und alles fremde Land bekannt waren; er werde wohl sichere Kunde über den Helden und seine Schaar geben können. Als aber Hagen vom Fenster der Burg auf die Gäste niederschaut, bekennt auch er, daß sie ihm fremd seien, doch schienen sie ihm der Kleidung nach entweder Fürsten oder Fürstenboten und, woher sie auch kämen, hochgemuthe Helden zu sein. Er habe, fügt er dann hinzu, zwar niemals Siegfried gesehen, aber wenn

Digitized by Google

er den kühnen Recken, den er dort so stattlich einhergehen sehe, betrachte, so müsse er glauben, daß nur er es sein könne. Und nun hebt er an, die Jugendabenteuer zu erzählen, wie er dem finstern Geschlecht der Könige Nibelung und Schilbung einen unerschöpflichen Schatz, den Nibelungenhort und das köstliche Schwert Balmung und dem Zwerge Alberich dabei die unsichtbarmachende Tarnkappe abgewonnen, und sodann einen Lindwurm getödtet und durch ein Bad in dessen Blute eine unverwundbare Hornhaut erhalten habe. Solchen Helden, meint er, müsse man freundlich empfahen, damit man seinen Haß nicht auf sich lade.

Der König geht ihm nun mit seinen Leuten entgegen und empfängt ihn aufs freundlichste. Fröhliche Kampfspiele werden auf dem Hofe des Königspalastes gehalten und überall zeichnet sich Siegfried durch seine ritterliche Gewandtheit aus.

Kriemhilde aber sieht verstohlen aus ihrem Fenster auf den Hof, sobald die Spiele beginnen, und im Anschauen des Heldenjünglings vergißt sie alle andere Kurzweil, alle Spiele mit den Jugendgenossinnen, alle Erlebnisse der jungfräulichen Einsamkeit. Aber ein ganzes Jahr blieb Siegfried in Worms, ohne die Jungfrau, die sein Herz erfüllte, mit Augen zu sehen. Da bricht plötzlich ein Krieg mit den Sachsen aus. Siegfried, obwohl ein Königssohn, zieht wie ein Vasall der Könige von Burgund mit in den Streit und führt den Sieg herbei, indem er den König Lüdegast von Dänemark gefangen nimmt und dessen Bruder Lüdger von Sachsen sich unterthänig macht. Die Boten kommen vom Heer nach dem Rhein, den fröhlichen Sieg zu verkünden, und einen derselben sendet man auch zu Kriemhilden, da man wohl weiß, wie ihr Herz sich sehnt, von den Geliebten Kunde zu haben.

Als sie in ihre Kammer den Boten kommen sah,
Kriemhild, die schöne, gar gütlich sprach sie da:
Nun, sag mir liebe Märe, so geb ich dir mein Gold.
Und thust du's ohne Lügen, will ich dir immer bleiben hold.

Wie schied aus dem Streite mein Bruder Gernot
Und andre meiner Freunde? Blieb uns jemand todt?
Oder wer that das Beste? das sollst du mir sagen.
Da sprach der Bote balde: „Wir hatten nirgend einen Zagen."

Digitized by Google

„Zu des Streites Ernste ritt niemand so wohl,
Viel edle Königstochter, weil ich es sagen soll,
Als der edle Fremdling aus dem Niederland.
Da wirkte große Wunder des kühnen Siegfriedes Hand."

„Was die Recken alle im Streite da gethan,
Dankwart und Hagen und des Königs ganzer Bann,
Wie herrlich sie auch stritten, das war doch gar ein Wind
Gegen Siegfrieden, des Königs Siegmundes Kind."
(Simrock.)

Da ward ihr schönes Antlitz vor Freude rosenroth und zehn Mark Goldes und reiche Kleider läßt sie dem Boten geben, der ihr so willkommene Botschaft gebracht. Seitdem aber denkt sie an nichts weiter, als wie sie sich schmücken will, um vor ihm zu erscheinen, wenn er heimgezogen kommt, und geht des Tages viele Mal auf die Zinne, hinaus schauend auf den Heerweg, ob sie den lieben Freund noch nicht erspähen könne. Endlich erscheint das Heer, und die Jungfrau sieht das Getümmel vor den Pforten der Burg auf der Rheinebene, sieht auch den Ersehnten, sieht, wie er von Allen angestaunt und gefeiert wird, aber noch immer hält sie sich still zurück in ihrer Kemenate, ohne sich vor ihm blicken zu lassen. Da wird denn endlich eine Siegesfeier veranstaltet und in der fröhlichen Pfingstzeit kommen die Besten und Höchsten von Fern und Nah zu dem Feste darunter nicht weniger als zweiunddreißig Fürsten. Und nun erst nach jahrelangem Warten, nach langer Zeit stiller aber wachsender Sehnsucht darf Kriemhilde an der Seite der Mutter Ute und im Geleit von hundert schwertragenden Kämmerern und hundert geschmückten Edelfrauen und Fräulein zum ersten Male öffentlich erscheinen, und erst jetzt stellt auch das Lied die Jungfrau in ihrer ganzen reichen Schönheit dar. Alles drängt sich nach dem Zuge, um Kriemhilde zu sehen.

Da kam die Minnigliche: so tritt das Morgenroth
Hervor aus trüben Wolken. Da schied von mancher Noth,
Der sie im Herzen hegte, was lange war geschehn.
Er sah die Minnigliche nun gar herrlich vor sich stehn.

Wie der lichte Vollmond vor den Sternen schwebt,
Deß Schein so hell und lauter sich aus den Wolken hebt,
So glänzte sie in Wahrheit vor andern Frauen gut:
Das mochte wohl erhöhen den zieren Helden den Muth.
(Simrock.)

Digitized by Google

Beim Anblick dieser wunderherrlichen Maid wird Siegfried, dem Helden, „beide liep und leit“; es überkommen ihn die Zweifel des liebenden Herzens, die das größte Glück in schwindelnde Höhe rücken, so daß der Liebende kaum hinanzublicken, geschweige denn es zu erringen wagt. Da geht sie nun vor ihm, die Herrliche, der er nicht entsagen, um die er nicht werben und die er nur anschauen und bewundern kann.

Er sprach in seinem Sinne: Wie dacht' ich je daran,
Daß ich dich minnen sollte? das ist ein eitler Wahn.
Soll ich dich aber meiden, so wär' ich sanfter todt.
Er ward von Gedanken oft bleich und oft wieder roth.

Da sah man den Sieglinden-Sohn so minniglich da stehn,
Als ob er wär' entworfen auf einem Pergamen
Von guten Meisters Händen: gern man ihm gestand,
Daß man nie im Leben so schönen Helden noch fand.
(Simrock.)

Aber Gunther, der König, fordert ihn nun auf seines Bruders Gernot's Anrathen auf, die Schwester zu begrüßen.

Er neigte sich ihr minniglich, als er Dank ihr bot;
Da zwang sie zu einander sehnender Minne Noth;
Mit liebem Blick der Augen sahn einander an
Der Held und auch das Mägdlein, das ward verstohlen gethan.

Und dann fügt der Dichter schalkhaft hinzu:

Ward freundlich da geliebkost ihre weiße Hand
In rechter Herzensminne, das ist mir nicht bekannt.
Doch kann ich auch nicht glauben, sie hätten's nicht gethan:
Zwei liebende Herzen thäten unrecht daran.
(Simrock.)

Noch aber wird kein Wort gewechselt, bis nach der Messe, womit das Fest beginnt, wo dann die Jungfrau dem Helden Dank sagt für seinen Beistand, den er den Brüdern geleistet. „Das ist euch zu Dienst geschehn, Frau Kriemhild,“ antwortet Siegfried; „ich will mein Haupt nicht eher zur Ruhe legen, bis ihr mir wohlwollt. Stets in meinem ganzen Leben bleib' ich Kriemhild nur euch und eurem Dienst ergeben.“ Und nun die Liebe ihnen den Mund geöffnet hat, bleibt Siegfried auch noch zwölf Tage während des Festes in der Nähe

Digitized by Google

des minniglichen Mägdleins. Dann ziehen die Gäste heim, und auch Siegfried rüstet sich, weil er sich ja doch nicht getrauet, zu erwerben, worauf sein Sinn gerichtet war. Doch läßt er sich durch Zureden des jungen Giselher bestimmen, noch länger zu verweilen, und das Lied setzt ahnungsvoll hinzu:

Nur zwang ihn ihre Minne, die schuf ihm oftmals Noth:
Darum hernach der Kühne lag zu großem Jammer todt.

Nun drang zu Gunther's Ohren der Ruf von der Schönheit und wunderbaren Kraft einer Königin, die weit jenseit des Meeres auf Island lebte. Diese hatte es feierlich gelobt, keinem Manne ihre Hand als Gattin zu reichen, bevor er ihr nicht im Speerwerfen, im Steinschleudern und im Springen den Sieg abgewonnen. Wer sie aber in diesen drei Spielen nicht übertraf, der verlor sein Haupt. So war es schon manchem Ritter ergangen, der seine Sinne auf sie gewandt hatte, und keiner wagte deshalb die gefährliche Werbung um diese Kampfesjungfrau Brunhilde. Nur Gunther, der König vom Burgunderlande, will es noch ein Mal versuchen. Weil er sich aber selbst für zu schwach dazu hält, fordert er Siegfried auf, ihm bei der Werbung zu helfen. Siegfried verheißt ihm auch seinen Beistand, aber nur unter der Bedingung, daß er ihm seine Schwester Kriemhilde zum Weibe gebe, und Gunther gelobt freudig, dies zu thun, sobald die schöne Brunhilde mit in sein Land komme. Mit einem Eid wird der Vertrag bekräftigt und das Schiff zur Abfahrt gerüstet. Aber Kriemhilde, bangend um Siegfried's und ihres Bruders Leben, will sie von dem Zuge zurückhalten; doch sind ihre Thränen vergebens. Schon trägt man die goldfarbenen Schilde und die reichen Gewande zum Gestade und der Zug beginnt. Aus den Fenstern aber schauen die thränennassen Augen minniglicher Kinder den Helden nach, die unter dem schwellenden Segel am Ruder des Rheinschiffes sitzen. Siegfried, der die rechten Wasserstraßen kennt, lenkt das Steuerruder, während Gunther selbst eine Ruderstange ergreift. So fuhren sie rheinabwärts nach der See und kamen endlich nach zwölftägiger Fahrt bei Isenstein an, wo Brunhild ihr Hoflager hat. Sechsundachtzig Thürme ragen da in unheimlicher Pracht am Meeresgestade empor und schließen drei Paläste und einen Herrensaal ein, die alle von grünem Marmor erbaut sind. Nur Siegfried ist dies Land und seine stolze Beherrscherin bekannt. Auch ihn kennt die hehre Maid, sobald er sich ihr naht, so wohl, daß man vermuthen muß, beide hätten sich schon ein Mal im

Digitized by Google

Leben gesehen. Als sie ihn fragte, was sein und seiner Genossen Begehr sei, antwortete er ihr, er sei als dessen Dienstmann mit König Gunther vom Rhein gekommen; dieser wolle um ihre Minne werben. Daß sich Siegfried für einen Dienstmann Gunther's ausgibt, ist eine schon unterwegs von ihm ersonnene List, auf welche die ganze Katastrophe des Nibelungenliedes gegründet ist. Brunhilde machte nun Gunther auf den bevorstehenden Wettkampf aufmerksam:

Ihr könnt hier leicht verlieren die Ehr' und auch den Leib:
Das geb' ich zu bedenken, sprach das minnigliche Weib.

Als die Bedingung angenommen ward, veranstaltete sie ihre drei Kampfspiele. Gunther — befürchtend, er werde der dämonischen Kraft der Jungfrau gegenüber Leib und Leben verlieren, läßt sich von Siegfried vertreten, der sich in seine Tarnkappe gehüllt und dadurch nicht allein unsichtbar gemacht, sondern auch die Kraft von zwölf Männern erhalten hat. Zuerst läßt sich nun Brunhilde einen ungeheuren übergroßen Wurfspieß bringen, zu dem ganze Eisenmassen verschlagen waren, an dem drei Männer zu tragen hatten, und dann einen ungeheuern runden Stein, den kaum zwölf Helden tragen können und der selbst den grimmen Hagen zu dem Ausruf zwingt, Brunhilde müsse des bösen Teufels Braut sein. Nachdem sie die Aermel sich aufgewunden und den Schild erfaßt hat, zuckt sie den Wurfspieß in die Höhe und der Streit beginnt. Gunther zagt; aber schon naht sich ihm und allen unsichtbar Siegfried, erfaßt seinen Schild und raunt ihm zu, er wolle das Werk schon bestehen, er solle nur die Gebärde machen, als ob er kämpfe. Jetzt schleudert die Walkyre den Spieß und trifft des Gegners Schild, daß das Feuer davon entstob, als ob es der Wind wehte, und beide, Siegfried und Gunther, strauchelu. Aber bald ermannt sich Siegfried, nimmt den abgeschossenen Speer und wirft ihn zurück, so daß Brunhilde nicht vor dem Schuß zu stehen vermag und niederfällt. Da ruft sie:

Edler Ritter Gunther, des Schusses habe Dank!

Aber zornig über diese Besiegung, erhebt sie sich, eilt zu dem Stein, schleudert ihn weit hinweg und springt in fliegender Hast ihm nach und über ihn hinaus, daß laut ihr Eisengewand erklingt. Zwölf Klafter lang war der Stein gefallen; aber Siegfried übertrifft sie doch. Flugs erfaßt auch er den hingeworfenen Stein, wirft ihn über die Kämpferin hinweg, und, den König Gunther noch obendrein unter

Digitized by Google

den Armen tragend, thut er den ungeheuren Sprung weiter noch, als Brunhilde gesprungen war. So ist das Wagniß glücklich überstanden, Brunhilde erklärt sich für Gunther's Weib und übergibt ihm Land und Leute.

Es wird nun zur Heimfahrt gerüstet und fahren die Helden, nachdem Siegfried erst noch sein Nibelungenreich besucht und von dort tausend Mannen und reiche Schätze mitgenommen hat, mit Brunhilden über die See und rheinaufwärts nach Worms. Siegfried zieht als Botschafter des Sieges voran, und ein festlicher Empfang wird den Kommenden bereitet. Der ganze Hof zieht ihnen entgegen und die Frauen umarmen und küssen sich nach geschehener Ueberfahrt, die Ritter aber, welche zusahen, mußten sich fragen, wem sie den Preis der Schönheit zuerkennen sollten, und sich fast für Kriemhilde entscheiden.

Als nun Gunther mit Brunhilde vermählt war, erinnert ihn Siegfried an das ihm gegebene Versprechen. Dieser ließ die Schwester vor sich kommen und fragt sie, ob sie den zum Manne wolle, dem er sie zugesagt. Zwar schämt sie sich des Geständnisses, aber sie bejaht gleichwohl die Frage und wird sofort mit Siegfried verlobt, der nun die edle Königin vor den Helden umarmt und küßt.

Der Minne Ziel ist nun erreicht; die Liebenden sind glücklich vereint und ihre Sehnsucht ist gestillt. Während sie aber minniglich kosend an der Tafel sitzen und ihres Glückes sich freun, sieht Brunhilde finster drein und weint heimliche Thränen. Gunther, darüber bestürzt, fragt nach der Ursache ihrer Traurigkeit, und Brunhilde gibt ihm zur Antwort: „Um Kriemhilden, deine Schwester, thut's mir leid, daß du sie deinem Dienstmanne zum Weibe gegeben und sie dadurch zu einer Eigenholdin erniedrigt hast." Gunther vertröstet sie, um sich nicht bloszustellen, auf ein andermal, da wolle er ihr erzählen, warum er das gethan; er sei indeß überzeugt, daß sie mit dem Recken stets in Freuden leben werde.

Schon hiemit hebt das Leid an, die geheimnißvollen Fäden zu spinnen, die sich zum unheilvollsten Knoten schürzen, aber noch merken wir kaum, wo sie hinauslaufen und wie sie sich verschlingen werden. Es mußte uns schon vorhin auffallen, daß Siegfried und Brunhild gleich einander bekannt waren, als sie auf Isenstein zusammentreffen; noch mehr muß es uns auffallen, warum Brunhilde hier über das Glück Siegfried's und Kriemhilde's scheel sieht, da wir wohl ahnen, daß ihre Aussage nur Vorwand ist. Aber auch hier zieht uns die Bekanntschaft mit der nordischen Sage, die im Nibelungenliede hie

Digitized by Google

und da durchlugt, aus aller Verwunderung. Nach ihr ist Brunhild eine Walkyrie, ein halb geisterhaftes, halb menschliches Wesen, deren Geschäft es ist, im Dienste Odin's, d. h. Gottes, das Menschenschicksal durch Krieg zu lenken. Weil nun Brunhild den Anordnungen Odin's widerstrebt, so habe sie, erzählt die nordische Sage, der Gott durch einen Stich mit dem s. g. Schlafdorn in Schlaf versenkt und sie mit einem Walle von Feuerflammen eingeschlossen. Aber der Sonnengott Sigurd oder Siegfried habe diesen Wall durchbrochen, sie erweckt und sich mit ihr vermählt, sie aber nach kurzer Frist wieder verlassen. Nach dieser Sage, die ihren Nachklang in unserm deutschen Märchen vom Dornröschen hat, hat also Siegfried früher mit Brunhilde in einem engern Verhältniß gestanden; sie hat frühere Ansprüche an ihn und hier, wo sie scheel sieht auf seine Liebe zu Kriemhilde, erkennen wir also im Lichte der nordischen Sage die glühendste Eifersucht in ihr, die das deutsche Lied aber abschwächt und nur ahnen läßt, wie es denn überhaupt unter dem Einflusse des Christenthums alle jene herben, rauhen Elemente der nordischen Götter- und Natursagen in die Elemente des Menschlichen, in die menschliche Leidenschaft des Neides, des Hasses, der Mordlust und Rachsucht und in die edleren Regungen der Liebe, des Dankes und der Treue verwandelt hat und damit dem menschlichen Gemüthe näher tritt, als die nordische Sigurdsage.

Doch wir kehren zu dem deutschen Liede zurück, das nun immer ahnungsvoller weiter schreitet. Der erste Schritt zur Erfüllung jenes Traumes der Kriemhilde, womit das Leid begann, ist geschehen. Brunhilde's Eifersucht ist erweckt, und rasch folgt nun der zweite Schritt. Brunhilde, wenn schon besiegt, kehrt noch ein Mal ihre herbe mannhafte Jungfräulichkeit und Kampfeslust hervor. In der Hochzeitsnacht erwehrt sie sich ihres Neuvermählten und erklärt, sie wolle Jungfrau bleiben, bis sie erfahre, warum er Kriemhilde an Siegfried verlobt. Da Gunther jetzt ohne Siegfried's Hilfe ist, so wird er von ihr im Ringkampfe schmählich besiegt, und siegesfroh bindet sie ihn mit ihrem Gürtel an Händen und Füßen und hängt ihn so an einen Nagel an die Wand, wo sie ihn die ganze Nacht hängen läßt. Erst als er sie um Gnade und Befreiung anfleht, bindet sie ihn wieder los. Am andern Morgen klagt Gunther dem Siegfried seine Noth, und dieser schlüpft abermals in seine Tarnkappe, ringt unsichtbar mit dem unbändigen Mannweibe und bezwingt sie abermals. Erst jetzt ergibt sie sich Gunther; denn sie habe nun

Digitized by Google

wohl erfunden, daß er einer Frauen Meister sein kann, und fortan war ihre Kraft dahin, sie ward nicht stärker mehr als andre Frauen auch. Siegfried aber zieht ihr, bevor er verschwindet, einen Ring vom Finger, nimmt ihr den Gürtel und schenkt beides zu seinem und aller Verderben seiner Gemahlin Kriemhilde.

Nachdem die Festlichkeiten zu Ende waren, zog Siegfried fröhlich mit seinem Weibe heim in sein Reich. Kriemhilde schenkte ihm dort einen Sohn, nach Oheim Gunther genannt, wie auch Brunhild einen Sohn gebiert, der den Namen Siegfried empfängt. — Zehn Jahr leben beide in süßem Frieden und ungetrübtem Glücke in den Niederlanden.

Allein Brunhilde hat keine Ruhe; ihre Eifersucht hat sich auch im Laufe der zehn Jahre nicht gelegt. Oft fragt sie ihren Gemahl, wie das zugehe, daß Siegfried, trotzdem er doch ihr Vasall sei, ihrem Lande bisher noch keinen Dienst gethan habe, und um sich zu überzeugen, was an der Sache sei, treibt sie Gunther an, seinen Schwager zu einem Feste einzuladen. Siegfried und Kriemhilde kommen denn auch in Begleitung des alten Sigmund und mit einem Heergefolge von tausend Edlen an; nur Siegfried's kleiner Sohn blieb daheim. Glänzender Empfang wartet der Gäste zu Worms. Mit großer Pracht und lautem Jubel wird das Fest begonnen und bis zum elften Tage fortgesetzt; denn alle waren Siegfried und seiner Gattin noch so hold gesinnt, wie ehedem. Aber alsbald klang mitten durch die Töne der Festfreude die heisere Stimme des Hasses und Zankes hindurch; denn in Brunhilde erwacht der Stolz, und ein dunkles Gefühl, daß man sie in Bezug auf das Verhältniß Siegfried's zu Gunther hintergangen habe.

Als die beiden Königinnen bei einem Turniere beisammensitzen, spricht Kriemhilde ihre Freude aus über ihren Mann: „Ich habe einen Mann," sagt sie, „dem alle diese Reiche billig unterthan sein sollten." Das zündet in Brunhilde's Herzen. „Wie," erwidert sie, „wie könnte das geschehen, so lange Gunther lebt, dem alle diese Reiche gehören." Kriemhilde versunken im Anschauen des herrlichen Gatten, überhört das fliegende Wort und fährt noch unbefangener fort:

— — — — „Siehst du, wie er steht,
Wie er da so herrlich vor allen Recken geht,
Wie der lichte Vollmond vor den Sternen thut!
Darob mag ich wohl immer tragen fröhlichen Muth."

Digitized by Google

Brunhild entgegnete, Gunther gebühre der Vorrang vor allen Königen, und Kriemhild antwortet: Siegfried komme doch wohl Gunther gleich. Da bricht Brunhild's Zorn aus: „Als dein Bruder um mich warb, hat Siegfried selbst gesagt, er sei ein Vasall Gunther's, und darum halt ich ihn auch seitdem für einen solchen." Freundlich bittet Krimhilde diese Rede zu lassen, ihr Bruder hätte sie keinem Dienstmann verlobt. „Ich lasse die Rede nicht," entgegnete Brunhilde trotzend, „ich will ihm nicht entsagen, er ist uns unterthan." Da bricht auch Kriemhilde's gerechter Zorn aus: „Dem mußt du wohl entsagen, denn viel werther ist er als Gunther, und wenn er wirklich sein Dienstmann wäre, warum hat er ihm denn so lange keinen Zins gegeben?" „Wohlan," antwortet Brunhild, „ich will doch sehen, ob man dich künftig auch so in Ehren hält, als mich." „Ja, wir werden's sehen," ruft Kriemhild, „ob ich nicht heute beim Kirchengange vor dir, dem Königsweibe, vorangehen werde." „Wenn du nicht mein eigen sein willst," erwiedert Brunhilde, „so mußt du dich mit deinen Frauen von den meinigen scheiden. „Das soll auch geschehen," entgegnet Kriemhilde, und läßt die ihrigen nun aufs kostbarste kleiden. Diese stand bereits vor dem Münster mit den ihren. Als nun Kriemhilde ankommt, richtet Brunhilde in barschem Tone an sie die Aufforderung stehen zu bleiben, denn eine Eigenholdin dürfe nicht vor der Königin hergehen. Da flammt der ganze Zorn der bis dahin sanften Kriemhilde auf: „Wisse, du bist von Siegfried geminnet, er hat dich bezwungen, und nicht Gunther, du selbst also hast dich einem Dienstmann ergeben."

Das Wort ist zu arg, beim Herausgange aus der Kirche tritt Brunhild der Kriemhild abermals entgegen und fordert von ihr, das Gesagte zu beweisen. Da hält Kriemhilde nicht lange an sich, erzählt ihr das Geheimniß ihrer Besiegung und zeigt zur Bekräftigung dieser Aussage den Ring und den Gürtel vor. Mit einem Schlage ist nun all ihr Stolz gebrochen, aber statt dessen wuchert um so schärfer die Rachsucht in ihrem Herzen. Es ist nun unzweifelhaft, daß sich Siegfried des Sieges über sie gerühmt hat: sie ist öffentlich bis auf den Tod beleidigt, und wie nun auch der hinzutretende Siegfried sie zu besänftigen sucht, — es ist umsonst, — sie hat seinen Tod beschlossen.

Untröstlich und Rache brütend sitzt sie in ihrem Gemache. Da findet sie Hagen von Troneck und hört von ihr, wie sie gekränkt sei. Ihre Thränen, die Thränen seiner Herrin, bewegen ihn aufs tiefste und er verspricht ihr beizustehen, ihre Schmach an Siegfried zu rächen, wozu denn auch Gunther, obwohl wider Willen, weil die Dank-

Digitized by Google

barkeit gegen Siegfried noch nicht ganz in ihm erloschen ist, seine Einwilligung gibt. Hagen spiegelt nun einen neuen Sachsenkrieg vor und Siegfried erbietet sich, seinen Schwager zu schützen. Da schleicht der untreue grimme Hagen zu Krienthilde, um der Sitte gemäß von ihr Abschied zu nehmen und entlockt ihr unter dem Vorgeben, ihren Gemahl im bevorstehenden Kampfe schützen zu wollen, das Geheimniß jener Stelle, wo Siegfried verwundbar sei. Als er sich im Drachenblute badete, erzählte sie ihm in der vollsten Arglosigkeit, da ist ihm ein Lindenblatt zwischen die Schulterblätter gefallen, und hier, wo ihn das Blut nicht benetzt hat, ist er verwundbar. Wohl, sagte der Tückische, nähe mir ein Zeichen auf diese Stelle seines Gewandes, damit ich genau wisse, wie und wo ich ihn zu schirmen habe. Und wirklich näht sie nun ein Kreuz mit Seide auf das Gewand, ohne zu wissen, daß sie damit sein blutiges Todeszeichen näht. Siegfried will eben mit seinen Mannen dem Feind entgegenziehen, wie früher, da verkündet man, der Sachsenkrieg sei zurückgegangen; man wolle aber statt dessen eine Pirschjagd im Odenwalde anstellen, und dazu wird auch Siegfried eingeladen. Sorglos nimmt er Abschied von seiner Gattin, er weiß nicht, daß er sie zum letzten Male sieht; aber sie, wie es des Weibes Art ist, ahnt Böses, und will ihn deßhalb zurückhalten. Schwere, bedeutungsvolle Träume, erzählt sie ihm, hätten sie die vergangene Nacht geängstigt. Es habe ihr geträumt, wie zwei Eber ihn verfolgten und dann zwei Berge über ihn umgestürzt seien. Aber Siegfried tröstet sie; niemand könne ja Haß gegen ihn tragen, denn er habe ja allen Gutes erwiesen und in wenigen Tagen komme er zurück. So scheidet er von ihr mit großer Herzlichkeit; aber wie wenig sie getröstet ist, sieht man aus den Worten, die sie ihm nachruft: „Daß du dennoch scheidest, das geht mir in der Seele nah."

Auf der Jagd, die zwischen dem Oden- und Vogesenwald gehalten wird, zeichnet sich Siegfried vor allen aus. Er jagt einen Bären, der von den Hunden in die Enge getrieben, sich an die Stelle verirrt, wo die Jäger ihre Küche aufgeschlagen haben, und hier große Verwüstung anrichtet zwischen den Feuerbränden und Kesseln, bis er ihn endlich erlegt und an sein Roß gebunden zurückbringt. Nach diesem Abenteuer, das fast ins Komische hineinspielt, hebt nun in desto schärferem Contrast dagegen die volle Tragik des Liedes an.

Die Jagd ist zu Ende. Matt von der Anstrengung setzten sich die Helden zum Essen, und Siegfried empfindet brennenden Durst. Aber es ist kein Wein da, denn Hagen hat ihn im Spessartwalde

Digitized by Google

zurückgelassen. Aber dafür weiß er in der Nähe einen kühlen Quell und räth dorthin zu gehen. Man bricht dahin auf, und schon sehen sie die breite Linde aus der Ferne, an der der Quell sprudelt (eine Linde, beiläufig gesagt, die noch jetzt die Bauern im Odenwalde kennen wollen), da spricht Hagen: „Es sagen die Leute, Siegfried könne niemand folgen, wenn er läuft; wie wär's, wenn er uns das einmal sehen lassen wollte?“ Siegfried geht darauf ein und der Wettlauf beginnt. Wie wilde Panther springen Gunther und Hagen durch den Waldklee, aber Siegfried ist doch noch eher zur Stelle. Ruhig lehnt er dann sein Waffengeräthe an einen Ast der Linde und wartet, bis Gunther gekommen; aber plötzlich springt Hagen, der in der Schnelle Siegfried's Waffen bei Seite geschafft hat, hinzu und durchstößt ihn rücklings an der mit dem Kreuze bezeichneten Stelle, daß des edlen Helden Gewand mit seinem Herzblut überströmt wird.*) Noch ragt die lange Gerstange zwischen seinen Schulterblättern hervor, aber, obwohl todtwund, springt er doch wild tobend vom Brunnen auf, ergreift den Schild, der neben ihm liegen geblieben war, und schlägt mit diesem so grimmig auf den Mörder los, daß der Wald von den Schlägen erdröhnt, aus dem Schilde die Edelsteine springen, mit welchen er geziert war, und Hagen zu Boden stürzt. Dann aber erbleicht seine Farbe, die Füße wanken ihm, seines Leibes Heldenstärke zerrinnt, und er sinkt in die Waldblumen, die er mit seinem Blute rothfärbt. Noch mit der letzten Kraft wendet er sich zu seinen Mördern und wirft ihnen ihre Untreue vor. Die Ritter alle liefen hin, wo er erschlagen lag und alle beweinten ihn; Gunther aber stand beschämt dabei und klagt. Da spricht der Todeswunde: Das ist ohne Noth, daß der nach Schaden weinet, der ihn da hat gethan, das wäre besser unterlassen. Dann gedenkt er seiner Gattin und spricht zu Gunther: „Wollt ihr noch einmal in eurem Leben an jemand Treue beweisen, so laßt euch meine liebe Traute empfohlen sein; laßt es sie genießen, daß sie eure Schwester ist.“ Darauf ringt er mit dem Tode und stirbt nach kurzem Kampfe. Da tragen die Herrn den Todten auf einem goldrothen Schilde heim nach Worms und berathen sich unterwegs, wie sie den Meuchelmord verhehlen wollen, aber Hagen meint, es kümmere ihn nicht, ob auch Kriemhilde erfahre, daß er der Mör-

*) Siegfried soll beim Dorfe Grasellnbach anderthalb Stunden von Fürth im Odenwalde erschlagen sein. An diesem Orte ist ein steinernes Denkmal errichtet, das am 22. Juni 1851 enthüllt wurde. J. G. F.

Digitized by Google

der sei, sie habe ja Brunhilde so schwer gekränkt, daß er es gering achte, wie viel sie auch weine.

Und um die Rache an Kriemhilde aufs grausamste zu vollenden, läßt der entsetzliche Hagen den Leichnam des Nachts ihr vor die Kammerthür legen. Als sie nun Morgens zur Messe gehen will, erkennt sie im Schein der Fackel, die ihr ein Kämmerer voranträgt, die erstarrten Züge ihres lieben, ihres süßen Gemahls. Ihr Jammer hat kein Maaß; ihr Klagegeschrei tönt durch die weiten Säle, so daß ihre Getreuen erwachen. Alle wollen sogleich Rache nehmen, aber trotz ihres grimmigen Schmerzes hält sie sie davon ab und verspricht die Blutrache auf gelegenere Zeit aufzuschieben. Nun wird der Todte auf einer Bahre ausgestellt, und alle Helden müssen vorüberziehen, damit das s. g. Bahrrecht geübt werde, wonach man glaubte, daß, wenn der Mörder einer Leiche nahe trete, sich die Wunden öffneten und das Blut von Neuem hervorströme. Eben will Gunther im Vorübergehen ihr noch einreden, daß Räuber ihn erschlagen hätten, da tritt Hagen heran und die Wunden bluten. „Ich kenne den Räuber wohl," ruft die Arme, „und Gott wird die That an ihm rächen."

Der Leichnam wird eingesargt und unter allgemeiner Theilnahme zu Grabe getragen. Kriemhilde schwankt hinterher.

„Laßt mir nach meinem Leide eine kleine Gunst geschehn,
Daß ich sein schönes Angesicht noch ein Mal möge sehn."
Sie bat mit Jammerssinnen so lang und so stark,
Daß man erbrechen mußte den schön geschmiedeten Sarg.

Da brachte man die Frau, wo sie ihn liegen fand;
Sie erhob sein schönes Angesicht mit ihrer weißen Hand
Und küßte so den Todten, den edlen Ritter gut:
Ihre lichten Augen vor Leide weinten sie Blut.

Ein jammervolles Scheiden sah man da geschehn.
Da trug man sie von dannen, sie vermochte nicht zu gehn.
Da fand man ohne Sinne das herrliche Weib:
Vor Leide wollt ersterben ihr viel wonniglicher Leib.

(Simrock.)

Siegmund, Siegfried's Vater, zieht nun gebrochenen Herzens in seine Heimath zurück. Kriemhilde aber will bleiben; an der Stätte, wo ihre Liebe begonnen und im grimmen Leid geendet, will sie auch ihre Tage vertrauern. Ihr Leben war ja völlig aufgegangen in dem

Digitized by Google

herrlichen Helden, nach seinem Tode hat sie nur noch zwei Gedanken: — Leid und Rache. Erst überwältigt das Leid die Rache und sie leidet still. So weilt sie dreizehn Jahre in Worms. Ueber drei Jahre würdigt sie ihren blutbefleckten Bruder Gunther keines Worts, Hagen keines Blickes. Um die Schwester wieder auszusöhnen, lassen die Brüder den unermeßlichen Schatz, den sie von Siegfried zur Morgengabe erhalten, den Nibelungenhort aus dem Nibelungenlande herbeiführen. Zwölf Wagen fahren vier Tage und vier Nächte an den glänzenden Kleinodien, um sie aus dem hohlen Berg, wo sie der Zwerg Alberich hütet, zu Schiffe zu bringen. Endlich langt der Schatz an, wird Kriemhilden übergeben, und sie versöhnt sich mit ihren Brüdern, nicht aber mit Hagen. Der verhängnißvolle Schatz, auf dem der Fluch ruht, weckt in ihr von neuem den Schmerz auf, und sie athmet im Stillen Rache. Weil sie nun aber von dem Schatz an Reiche und Arme austheilt und Hagen fürchtet, sie wolle sich damit Leute zu ihrem Dienste gewinnen, bemächtigt er sich der Schlüssel zu dem Nibelungenhorte und versenkt ihn bei Loche in den Rhein, wo er der Sage nach noch jetzt ruhen soll. Seitdem heißen die Burgunder wegen des Besitzes dieses Schatzes die Nibelungen, unter welchen Namen sie nun immer im zweiten Theil des Lieds vorkommen.

So sind wir denn mit dem ersten Theile desselben zu Ende und vermögen nun, wenn wir das Ganze auch noch nicht kennen, zu ahnen, daß nun, nachdem der Liebe Leid ausgesungen ist, des Leides blutige Rache folge. Und sie folgt in einem Bilde von Riesenleidenschaften, von denen wir uns kaum einen Begriff machen können. Aber das versparen wir auf die nächste Vorlesung. So viel jedoch wird schon unsere heutige Betrachtung gezeigt haben, daß es wahr sei, was wir im Anfange behaupteten: Kein Epos der Erde hat einen so kolossalen Stoff und einen so compact zusammenhangenden Plan, als dieses Nibelungenlied. Wie aus Quadern gebaut, von denen einer sich genau in den anderen fügt, steht des Liedes Wunderbau vor uns da, mit dem Gipfel in die Wolken reichend, mit der Wurzel in den Grüften der Todten ruhend. Thränen und Blutstropfen quellen hie und da aus den Spalten, aber im Innern wird die flammende Zunge des Schwerts zum Glockenhammer, der mit ernster eherner Stimme Freud und Leid, Noth und Tod ausruft und an die Zukunft und den Gottesfrieden mahnt, der aller Kämpfe letzte Frucht sein soll.

Digitized by Google

Neunte Vorlesung.

Die Epik.

Fortsetzung.

Das Nibelungenlied.

Wir haben in der letzten Vorlesung angefangen, unser größtes Nationalepos, das Nibelungenlied, zu betrachten. Da wir vorher den historischen und poetischen Werth ins Auge faßten, ließ es die Zeit nicht zu, mehr durchzugehen, als den ersten Theil des Gedichts, welcher der Liebe Glück und Leid, die aufblühende und zuletzt mit Glück gekrönte Liebe zwischen Kriemhilde und Siegfried, aber auch den durch Brunhilde's Neid und Rache herbeigeführten Mord Siegfried's besingt.

Wir vergegenwärtigen uns heute vorerst den zweiten Theil des Liedes, der, wie ich schon andeutete, an Großartigkeit des Stoffes, an dramatisch-lebendiger Entwickelung der ungeheuer lavinenartig sich überstürzenden Begebenheiten, an markiger Kraft der Darstellung und an einer Fülle der erschütterndsten Contraste kaum seines Gleichen in der Epik hat. Hatte der erste Theil die Zeit der Liebe und des Wittwenleides geschildert, so schildert dieser vorherrschend die Rache, die nicht ruht, bis der Mord des Geliebten blutig vergolten ist.

Dreizehn Jahre hatte Kriemhilde zu Worms um ihren Siegfried getrauert, als im Ungarlande, das damals die Hunnen inne hatten, Frau Helche, die Gemahlin des Hunnenkönigs Etzel starb. Da Etzel sich aufs neue vermählen wollte, riethen ihm seine Freunde, um Sieg-

Digitized by Google

fried's Wittwe, um die schöne Kriemhilde von Burgund zu werben. — Anfangs zweifelt er zwar, ob es wohlgethan sei, daß er, ein Heide, sich mit einer Christin vermähle, aber auf Anrathen seines getreuesten Dienstmannes, Rüdiger von Bechlaren, der Kriemhilde kennt, entscheidet er sich und überträgt diesem die Werbung.

So zieht denn Rüdiger von der Etzelburg aus und gelangt, nachdem er in seiner Heimath in Bechlaren in Oestreich seine treue Gattin Gotelinde und seine blühende Tochter Dietelinde besucht hat, glücklich nach Worms. — Allen ist er dort im Hoflager unbekannt, nur Hagen erkennt ihn, denn er hat mit ihm, wie mit Walter von Waschenstein, an Etzel's Hofe zusammengelebt, und es folgt große Freude des Wiedersehns, gastlicher Empfang und von Rüdiger's Seite stattliche Werbung. Gunther und alle seine Freunde waren der Meinung, daß er Etzel's Werbung begünstigen solle, nur Hagen widerräth es:

Wenn euch wie mir Herr Etzel kund sollte sein,
Und ließt ihr sie ihn minnen, wie ich euch höre sagen,
Das müßtet ihr vor allen mit vollem Rechte beklagen.

Darauf antwortet Giselher:

Nun mögt ihr, Freund Hagen, noch der Treue pflegen:
Entschädigt sie des Leides, das ihr ihr habt gethan.
Was ihr noch mag gelingen, das säht ihr billig neidlos an.

Aber Hagen bleibt unbeweglich:

— — — — Das mag mir niemand sagen,
Und soll die edle Kriemhild Helken's Krone tragen.
Viel Leid wird sie uns schaffen, wie sie's nur fügen kann;
Ihr sollt es bleiben lassen, das ständ' euch Recken besser an.
(Simrock.)

So hebt denn auch hier das Lied wieder mit banger Ahnung kommenden Unheils an, eine Ahnung, die nun immer zudringlicher an uns herantritt, bis sie sich aufs entsetzlichste erfüllt. Aber nicht die Burgunderkönige, nur Hagen, der Mörder, der die Rache zu fürchten hat, ist der Träger dieser finsteren Ahnung und bleibt es bis ans Ende.

Die Könige, die in Hagen nur Neid um Kriemhilde's neu angehendes Glück vermuthen, kehren sich nicht daran und tragen ihr die Werbung vor. Aber die Jammerreiche hält es für Spott und weint

Digitized by Google

die ganze Nacht bis an den Tag, wo denn Rüdiger vor ihr erscheint und seine Werbung selbst anbringt. Aber Kriemhilde weigert sich auch jetzt und bricht in Thränen aus, bis ihr endlich Rüdiger unter vier Augen verheißt:

Hättet ihr bei den Hunnen niemand, als mich allein,
Meine lieben Freunde und die mir unterthan,
Er sollt' es schwer entgelten, hätt' euch jemand Leid gethan

Da wuchert schnell der Gedanke der Rache in der Leidtragenden auf und hastig spricht sie: „So schwört mir einen Eid, daß, so jemand mir ein Leids zufügt, ihr der Nächste sein wollt, der es räche." Und Rüdiger schwört, ohne zu ahnen, daß er damit seines Kindes Herzeleid, und seinen, wie seiner Mannen Untergang geschworen hat, den verlangten Eid. Da läßt denn Kriemhilde's Trauer nach, sie willigt ein und zieht mit Rüdiger fort nach dem fernen Osten ins Hunnenland. Ihre Brüder geben ihr das Gebiet bis an die Donaustadt Veringen, dann zieht sie allein mit Rüdiger immer weiter, sich losreißend von der geliebten Heimath, von all den Stätten, wo sie der Liebe Glück genossen, aber immer tiefer sich hineinlebend in die Erinnerung an den theuren Gatten, nach Bechlaren an der Donau, wo sie von Frau Gotelinde liebreich empfangen wird. Nach kurzer Rast geht es dann weiter unter immer zahlreicherem Gefolge, das sie schon als ihre Königin begrüßt, bis sie jenseits des deutschen Reichs, in Tulna, anlangt, wo sie Etzel, von zwanzig Königen umgeben, empfängt. Da nahen ihr denn alle Vasallen Etzel's, Blödel, Etzel's Bruder, Iring der Dänenkönig, Landgraf Irnfried von Thüringen, die Sachsenherzoge Gibeke und Hornbog, der Walachenfürst Ramung, und bringen ihr ihre Huldigungen dar. Zuletzt erscheint noch ein Held an der Spitze einer großen Schaar, riesig von Wuchs, mit einem Antlitz voll tiefen Mannesernstes und hoher königlicher Stirn: — der Gothenkönig Dietrich von Bern, neben Siegfried der größte Sagenheld unseres Volks, der Heerführer der Amelungen mit seinem alten weisen Waffenmeister Hildebrand. Alle diese Schaaren zusammen, ein unermeßliches Völkerheer, ziehen nun hinab nach Wien, wo die Hochzeit gefeiert wird, die siebenzehn Tage dauert und mit großer Pracht und tosendem Jubel vollzogen wird. Aber Kriemhilde nimmt keinen Antheil an diesem Völkerjubel und dieser Herrlichkeit, deren Mittelpunct sie ist; sie denkt nur an den fernen, fernen Rhein, wie sie da mit ihrem edlen Manne saß, und verstohlen füllen sich ihre Augen mit Thrä-

Digitized by Google

nen. Ach wie froh ist sie, als am achtzehnten Tage der Festlärm ein Ende hat, denn nun zieht sie mit Etzel in die Etzelburg, wo sie im Stillen ihren Gedanken nachhängen kann. Dort leben sie beisammen bis ins siebente Jahr. Da gebärt Kriemhilde ihrem Gemahl einen Sohn, der Ortlieb geheißen wird. Dann gehen nochmals sechs Jahre ruhig hin. Aber in ihrem Innern ist keine Ruhe. Nur mit Widerstreben nimmt sie den heidnischen Etzel, die Liebe zu Siegfried, den Gedanken an Rache kann sie nicht verwinden.

Es ist nun schon lange her, spricht sie einst, als sie die Zeit für reif hält zur Ausführung ihres Racheplans, zu Etzel, daß ich hier in der Fremde bin, ohne daß mich einer der Meinigen besucht hat; länger darf ich die Entfernung von meinen Verwandten nicht tragen, denn schon sagt man hier, da niemand der Meinigen mich aufsucht, ich sei eine Verwaiste, ohne Heimath, ohne Verwandte. Gerne gewährt Etzel, der nichts Arges vermuthet, ihren Wunsch, die Ihrigen zu einem Feste herbeirufen zu lassen und sendet ohne Verzug die sangskundigen Helden Werbel und Swemlin als Boten nach Worms, um die Burgunderkönige mit ihrem Mannengefolge auf die kommende Sonnenwende nach Etzelburg in Ungarn einzuladen. Als sie abziehen, schärft ihnen Kriemhilde noch ein, daß ja alle Verwandten ohne Ausnahme kommen sollten.

Sie langen in Worms an, aber siebenzehn Tage lang bedenkt man sich dort, ob man die Einladung annehmen darf. Gunther sagt endlich zu, nicht ohne Abrathen Hagen's, der sagt: „Ihr wißt doch, was wir Kriemhilden gethan haben; daß ich ihren Mann erschlug. Wie dürfen wir es wagen, in Etzel's Land zu reisen? Ehre und Leben verlieren wir dort, denn wisset Etzel's Weib trägt lange nach." Aber man überhört seine Warnung. „Fürchtet ihr den Tod im Hunnenlande, Hagen, so wollen wir doch wenigstens dahinziehen," sagt Gernot, und nun da Hagen sich nicht für einen Feigling halten lassen will, entschließt auch er sich zur Fahrt, räth aber, daß man sie nicht unbewehrt unternehmen möge. So werden denn nun alle Dienstleute der Burgunderkönige aufgeboten und fröhlich ziehen sie heran, unter ihnen auch Volker von Alzeye, der Spielmann, kundig des Gesangs und gewandt im Spiel der Fiedel, so wie auch Dankwart, Hagen's Bruder. Etzel's Boten ziehen dann ins Hunnenland zurück und berichten freudig, daß die Einladung angenommen sei. Kriemhilde in der entsetzlichen Freude, ihr Racheziel bald erreicht zu haben, spricht zu Etzel:

Digitized by Google

Wie gefallen euch die Mären, viel lieber Herre mein?
Was mich je verlangte, das soll nun bald vollendet sein.

Und Etzel antwortet arglos: „Dein Wille ist meine Freude."

In Worms regt sich indessen noch ein Mal die dunkle Ahnung entsetzlichen und nahen Leides. Die alte Mutter Ute, die noch lebt, hat nämlich drohende Träume und sieht des Nachts im Schlafe, daß im Lande auf Feld und Haide alles Gevögel todt liegt. Aber gerade das verleitet jetzt den Hagen für die Abreise zu stimmen, denn er glaubt nicht an Träume, und so wird denn die Fahrt angetreten. Man zieht durch Ostfranken den Main hinauf und dann nach der Donau hinab. Hagen, weil er der Völkerstraßen kundig ist, reitet allen voran und zeigt ihnen den Weg. Da ist die Donau ausgetreten und auch keine Fährte vorhanden, um die Heldenschaaren hinüber zu schaffen. Hagen steigt deßhalb ab und sucht an dem Ufer hin und her, ob er nicht einen Fährmann finde. Plötzlich hört er im wilden Donauwalde ein Wasser rauschen und siehe da, es sind zwei Meerweiber, die sich dort baden, und Hagen, der wohl weiß, daß solche Weiber der Zukunft kundig sind, und wie man sie von ihnen erfahre, nimmt ihnen ihr Gewand. Da schweben sie wie Seevögel über die Fluthen hin auf ihn zu und die eine, um ihr Gewand wieder zu erhalten, ruft ihm zu: „Zu hohen Ehren reitet ihr in Etzel's Land." Die List gelingt; er gibt ihnen ihr Gewand zurück. Aber alsbald erhebt sich das andere Meerweib aus der Tiefe und verkündet ihm Unheil:

Da sprach das andre Meerweib mit Namen Siegelind:
„Ich will dich warnen, Hagen, Adrianens Kind,
Es hat der Kleider willen meine Muhme dir gelogen:
Und kommst du zu den Hunnen, so bist du schmählich betrogen.

Wieder umzukehren, wohl wär' es an der Zeit,
Dieweil ihr kühnen Helden also geladen seid,
Daß ihr müßt ersterben in König Etzel's Land:
Die da hinreiten, haben den Tod an der Hand."

Da sprach wieder Hagen: „Ihr trügt mich ohne Noth:
Wie sollte das sich fügen, daß wir alle todt
Bei den Hunnen blieben durch jemandes Groll?"
Da sagten sie die Märe dem Degen deutlich und voll.

Da sprach die Eine wieder: „Wohl muß es so geschehn:
Keiner von euch Degen wird die Heimath wiedersehn
Als der Kaplan des Königs, das ist uns wohl bekannt,
Der kommt geborgen wieder heim in König Gunther's Land."

(Simrock.)

Digitized by Google

Diese von Neureuther so trefflich gezeichnete Scene ist abermals eine von denen, in welcher die heidnischnordische Sage aus unserm Liede herausschaut, denn diese Meerweiber, die wie Vögel über die Fluth schweben, sind jene mythischen Gestalten, die nach der skandinavischen Sage ein Schwanenhemd tragen und deshalb auch Schwanenjungfrauen genannt werden.

Nach der Unterredung Hagen's mit diesen Schwanenjungfrauen besteht er nun noch einen grimmen Kampf mit dem Fährmann, der, weil er von Hagen getäuscht wurde, sich weigert, die Schaaren überzusetzen, erschlägt ihn und schleudert den Leichnam in die Fluth und fährt auf dessen Schiffe die Burgunder selbst über. Als er aber den Kaplan, von dem die Meerweiber sagten, er entrinne allein dem Verderben, in dem letzten Schiffe hat, ergreift er ihn und wirft ihn, um die Prophezeihung zu Schande zu machen, ins Wasser. Aber der Priester gelangt schwimmend glücklich an das eben verlassene Ufer. Aus dem unglücklichen Erfolge seiner That erkannte Hagen, daß der Meerweiber Vorhersage sich erfüllen werde und der Untergang ihnen gewiß sei; trotzig zerschlägt er darum das Schiff, auf welchen doch niemand zurückkehren werde.

Nach mancherlei andern Abenteuern, wie den von Dankwart bestandenen Kampf mit dem Baiernfürsten Gelfrat, kamen sie nun endlich an die Marken Rüdiger's von Bechlaren, der alle die Burgunder mit ihren Heerschaaren fast eine Woche lang köstlich bewirthet. Wie es wohl auch im Leben geschieht, daß ehe schweres Leid über eine Familie hereinbricht, ehe der Tod durch ihre Kreise schreitet, noch kurz vorher zum letzten Mal die heiterste Freude und innigste Liebe solchen Kreis enger und traulicher als je zusammenschließt, so auch hier in unserm Liede. Unmittelbar vor der Schilderung des gräßlichen Unterganges stellt es uns hier in dem Aufenthalte der Burgunder bei Rüdiger von Bechlaren ein schönes Bild des lieblichsten deutschen Familienthums auf. Hausfrau und Tochter empfangen die lieben Gäste mit wirthlichem Kusse. In kindlicher Unschuld geht die blühende Dietelinde die Reihen der Helden hindurch, um ihnen den Kuß des Willkommens darzubringen. Doch als sie an Hagen gelangt, schaudert sie zurück vor dessen grauenhaftem Aussehen, und nur auf des Vaters Zureden reicht sie ihm die erbleichende Wange. Heiterkeit herrschten an der fröhlichen Tafel, an der die Hausfrau Gotelinde selbst waltet; noch lauter wird die Lust nach dem Mahle, wo die Tochter Dietelinde den Volker zum Saitenspiel auffordert; den Höhe-

Digitized by Google

punct aber erreicht die allgemeine Freude, als die Burgunder für ihren jüngsten König, den Giselher, um die liebliche Dietelinde werben und die Verlobung zu Stande kommt. Wenn die Burgunder zurückkehrten, so verspricht Rüdiger, dann solle sein liebes Kind dem Verlobten mit an den Rhein folgen. Noch einmal läßt dann Volker sein Saitenspiel ertönen und entzückt alles. Dann naht die Stunde des Abschieds, Rüdiger beschenkt seine Gäste aufs reichlichste, und unter andern gibt er auch dem Gernot als Zeichen seiner Freundschaft und künftigen Verwandtschaft sein altes, in manchen Kämpfen erprobtes Schwert, ohne zu ahnen, daß er ihm damit das Werkzeug seines eignen Todes in die Hände gibt. Genug, die Heldenschaaren ziehen von dannen und in süßer Rückerinnerung an den Aufenthalt in Bechlaren, wo sie sich zum letzten Male gesonnt haben, gelangen sie endlich im Hunnenlande an, um dem unvermeidlichen Verhängnisse in die Hände zu fallen.

Als man am Hofe Etzel's ihre nahe Ankunft erfuhr, ritt ihnen Dietrich von Bern entgegen; verhehlte ihnen aber auch nicht, daß ihm ihre Ankunft leid sei; denn Kriemhilde weine noch sehr um den Helden von Nibelungenland.

„Sie mag noch lange weinen," sprach dawider Hagen:
„Er liegt seit manchem Jahre schon zu Tod erschlagen.
Den König von den Hunnen mag sie nun lieber haben:
Siegfried ersteht so leicht nicht mehr, er ist nun lange begraben."

Und Volker entgegnete: „Es läßt sich nun nicht ändern, lasset uns hinreiten zu Etzel's Hofe und erwarten, was uns bei den Hunnen geschieht!"

Jetzt wird auch an das Hoflager des Hunnenkönigs die Botschaft gebracht, daß das Burgunderheer ankomme. Etzel und Kriemhilde treten ans Fenster und sehen die Schaaren einziehen: „Das sind meine Verwandten, ruft Kriemhilde, wer mir nun hold sein will, der denke meines Leids." Alles drängt sich nun heran, um Hagen zu sehen, von dem bekannt ist, daß er Siegfried von Niederland erschlagen.

Der Held war wohlgewachsen, das ist sicher wahr,
Von Schultern breit und Brüsten, gemischt war sein Haar
Mit einer greisen Farbe, von Beinen war er lang,
Und schrecklich vom Gesichte, er hatte herrlichen Gang.

Digitized by Google

Etzel seiner Jugendzeit gedenkend, wo er an seinem Hofe gewesen und mit ihm fröhliche Ritterspiele geübt, erkennt ihn augenblicklich wieder. Kriemhilde empfieng die Nibelungen mit falschem Muthe, nur den jüngsten Bruder Giselher küßt sie. Als Hagen dies bemerkt, bindet er zornig seinen Helm fester und:

„Nach so gethanem Gruße," sprach Hagen deßwegen,
„Mögen sich bedenken diese schnellen Degen;
Man empfängt die Fürsten ungleich und der Fürsten Bann;
Keine gute Reise haben wir zu dieser Hochzeit gethan."
(Simrock.)

Nun lud sie die andern Gäste ein, ihr die Waffen zum Aufbewahren anzuvertrauen; doch Hagen weigert sich dessen, er wolle schon selber sein Kämmerer sein. Wehe, ruft die Königin, sie sind gewarnet; wüßte ich, wer dies gethan hat, ich riethe ihm immer seinen Tod.

Der niedere Adel mit den Knechten wird nun in einer Herberge untergebracht und unter Dankwart's Hut gestellt, während der hohe Adel in dem Pallast des Hunnenkönigs aufgenommen wird. Da drängt sich denn alles zusammen und nimmt die Gemächer ein, die dazu angewiesen sind. Aber mitten in diesem Gedränge schließen sich in dem Bewußtsein, daß es zu einem schlimmen Ende gehe, die beiden kühnsten Burgunderhelden, Hagen und Volker, zu einem Treubund zusammen. Auf einer Steinbank im innern Hofe der Burg sitzen sie, und Kriemhild, die aus dem Fenster schauend, ihren Todfeind jetzt in der nächsten Nähe sieht, bricht in Thränen des Zorns aus und ruft ihre Mannen an, ihr Leid an ihm zu rächen. Sechzig Hunnen brechen nun auf, um den Hagen zu erschlagen und an der Spitze dieser Schaar geht Kriemhilde selbst, die Königskrone auf dem Haupte, hinab in den Hof, um aus Hagen's eignem Munde das Geständniß seiner Mordthat zu hören. Als Hagen die Schaar kommen sieht, spricht er zu Volker: „Ich weiß dies alles gilt mir; doch vor denen da reite ich noch unversehrt zurück in das Burgunderland. Aber sagt mir, Volker, ob ihr mir im heißen Streite beistehen wollt mit treuer Liebe, wie auch ich euch nicht verlassen werde?" Und alsbald antwortet Volker: „So lang ich lebe und wenn alle Hunnenrecken auf euch losstürmten, ich weiche nicht ein Haar breit von eurer Seite." „Nun lohn' es euch Gott im Himmel," entgegnete Hagen, „dann fürchte ich sie alle nicht, und kämen sie in Haufen." So ist der Freundes-

Digitized by Google

bund unter den beiden geschlossen, den sie nun auch halten bis in den Tod und der uns mit dem erschrecklichen Hagen einigermaßen wieder aussöhnt.

Kriemhild tritt nun heran. Volker mahnt den Hagen, vor der Königin sich von der Bank zu erheben, aber im ruhigen Trotze bleibt er sitzen und mit dieser übermüthigen Verhöhnung der Sitte noch nicht zufrieden, fügt er noch grausamen Hohn hinzu. Quer über seine Knie legt er ein glänzendes Schwerdt, Siegfried's Waffe, den Balmung, um Kriemhilde recht absichtlich an Siegfried zu erinnern. Sie erkennt die Waffe gleich, und nun reißt vollends ihre alte Herzenswunde auf. „Wer hat nach euch gesandt, ruft sie ihm entgegen, daß ihr waget hieher zu reiten? Wisset ihr nicht, was ihr mir gethan?" Hagen antwortet: „Nach mir hat niemand gesandt, aber drei Könige hat man hieher geladen, sie sind meine Herren, ich ihr Mann, wo sie sind, bin ich auch." — „Ihr wißt doch," fährt Kriemhilde fort, „weshalb ich euch hasse? Ihr habt Siegfried erschlagen, darum habe ich zu weinen bis ans Ende." „Ei wozu noch länger das Gerede," wirft ihr Hagen entgegen, „ja ich erschlug den Siegfried darum, daß Frau Kriemhilde meine Herrin Brunhilde schalt. Räche es nun, wer da will; ja ich gestehe es, viel Leids habe ich euch gethan.

Damit ist denn der Kampf auf Leben und Tod angekündigt, aber noch bricht er nicht aus, denn die Hunnenschaar, erschreckt vor dem Blicke der beiden Helden, zieht sich zurück. Hagen und Volker aber gehen ruhig in den Königssaal, um ihren Herren, wenn es Noth thue, beizustehn.

Der König wußte nichts von der treulosen Absicht seiner Gattin; mit ungeheuchelter Freundlichkeit saß er mit den Gästen des Abends zu Tische und entließ sie schlafen. Ein weiter Saal war ihre Ruhestätte.

Das Grausen, das schon über den ersten Tag des Empfangs gelegen, preßt den jüngsten unter allen Helden, dem neuverlobten Giselher, als er in den weiten Schlafsaal eintritt, einen Wehruf aus über ihren bevorstehenden Untergang. Noch aber ist es nicht so weit. Hagen, dem sich sein treuer Lebens- und Todesgefährte Volker zugesellt, versagt sich den Schlaf und hält Wache vor dem Schlafsaal seiner Herren. Da stehen die beiden Heldengestalten im tiefen Dunkel der Nacht stumm und regungslos. Doch noch ein Mal ergreift Volker sein Saitenspiel und läßt es heiter erklingen in die Nacht hinaus:

Digitized by Google

Unter des Hauſes Thüre ſetzt' er ſich auf den Stein,
Kühnere Fiedelſpieler ſah nie der Sonne Schein.
Als der Saiten Tönen ihm ſo ſüß erklang,
Die ſtolzen Heimathloſen, die ſagten deß Volkern Dank.

Da klangen ſeine Saiten, das ganze Haus erſcholl.
Seine Kraft und ſein Geſchicke, die waren beide voll,
Süßer, immer ſüßer zu geigen hub er an:
So ſpielt' er in den Schlummer gar manchen ſorgenden Mann.

(Simrock.)

So führt das Lied uns hier noch ein Mal, aber jetzt zum letzten Male eine Scene vor, die durch ihre liebliche Milde und die heimliche auf ihr ruhende Stille der Nacht den ſchärfſten Contraſt bildet gegen die unheilvollen Ereigniſſe des folgenden Tags.

Noch in derſelben Nacht aber verſucht eine Hunnenſchaar die Schlafenden zu überfallen, doch Hagen's furchtbare Stimme ſchreckt ſie zurück; ſie weichen, da ſie die Wachen ſehen.

Am andern Tage, da die Ritterſpiele geübt werden, droht ſchon das Wetter des Kampfes auszubrechen, als Volker aus dem Turnierſpiele Ernſt macht und einen Hunnen erſchlägt; aber Etzel dämpft noch den Ausbruch auf kräftige und entſchiedene Weiſe.

Jetzt verſucht es nun Kriemhilde, erſt den alten Hildebrand, dann den Dietrich zur Rache an Hagen zu gewinnen, aber beide verweigern ihre dringende Bitte. „Wer die Nibelungen ſchlägt," ſagt Hildebrand, „der thut es ohne mich," und Dietrich erinnert Kriemhild, daß ihre Verwandten in guter Zuverſicht hergekommen ſeien, er ſelbſt habe kein Leid von ihnen erfahren, und er werde alſo Siegfried's Mord ungerächt laſſen.

Da wendet ſich Kriemhild endlich an Blödel, ihres Gemahls Bruder, und nimmt dieſem das Verſprechen ab, den niedern Adel, der unter Dankwart in der Herberge ſitzt, zu überfallen. Der Ueberfall ſoll bald geſchehen, aber ruhig geht indeß Kriemhild zu der ſchon bereiteten Mittagstafel im Herrenhauſe, wo ihre Verwandten bereits verſammelt ſind. Auch ihren jungen erſt fünfjährigen Sohn Ortlieb läßt ſie dort hinbringen, um ihn ſeinen Oheimen vorzuſtellen und der Liebe wie der künftigen Erziehung derſelben zu empfehlen. Da bricht der unbändige Hagen in ungezähmter Wuth los: „Der junge Königsſohn ſieht nicht aus, als ob er lange lebe; mich ſoll man gewiß nimmermehr nach Ortlieb zu Hofe gehen ſehen." Beſtürzt hört alles

Digitized by Google

diese Trotzrede des Entsetzlichen an, aber ehe man sich noch besinnen kann, wie solch ein Frevel gegen die Gastfreundschaft zu strafen sei, entladet sich das lange drohende Wetter im ersten schrecklichen Schlage.

Blödel, der Verabredung gemäß, bricht mit einer bewaffneten Schaar in die Herberge ein und verkündet dem Dankwart, daß er gekommen sei, um den von Hagen an Siegfried verübten Mord zu rächen. Als Antwort schlägt ihm Dankwart mit einem Schwertschlage das Haupt ab. Nun entsteht ein allgemeines Gemetzel; die Hunnen dringen auf die Burgunder ein, und da zu den ersteren immer neue Hilfsschaaren kommen, so werden nach und nach alle Dienstmannen erschlagen, und nur Dankwart schlägt sich mit Verlust seines Schildes durch, eilt nach dem Königssaal, stößt die Truchsesse, die ihm den Eingang verwehren wollen, zurück und kommt zur innern Thür.

Von Blut befleckt, das bloße Schwert in der Hand, ruft er mit mächtiger Stimme in den Saal: „Wie sitzet ihr hier so lange, Bruder Hagen, euch und Gott im Himmel klage ich unsere Noth; Ritter und Knechte liegen allesammt in der Herberge todt.“ — „Hüte die Thür,“ ruft ihm Hagen entgegen, „daß niemand von hier entfliehen kann, und flugs springt der Entsetzliche in schäumendem Grimm von seinem Sitze auf: „Nun trinken wir die Minne,“ ruft er, „und opfern des Königs Blutwein!“ und dann rast er mit seinem Schwerte auf Kriemhilde's Kind los; ein Schlag von ihm, und es rollt des Kindes Haupt in der Mutter Schooß. Wüthend erhebt sich nun auch Volker, dann Gunther, Gernot und endlich Giselher, und vereint fallen sie über die Hunnen her, um den Mord ihrer Mannen in der Herberge zu rächen. Einer nach dem Andern fällt in sein Blut, und der Saal ist mit Leichen bedeckt. Volker stellt sich neben Dankwart an die Thür, um den Andrang derer da draußen Widerstand zu leisten, und ruft zu Hagen zurück: „Der Helden Hände verschließen diese Thüre stärker, als wäre sie mit tausend Riegeln verschlossen.“ Das Gemetzel dauert fort. Blut spritzt über die Tafel. Da schreit Kriemhilde nach Dietrich, und er, der früher nicht bereit war zum Kampf, wo er die Herrin bedroht sieht, springt auf den Tisch und ruft mit der Stimme eines Auerochsen durch das wogende Gewühl. Da schweigt das Waffengetöse auf Augenblicke, und Dietrich begehrt für sich, der bei dem Kampfe nicht betheiligt sei, so wie für seine Mannen Frieden und freien Abzug. Der wird ihm denn gestattet, und Etzel mit Kriemhild, Rüdiger und Dietrich mit ihren Mannen verlassen den Saal. Kaum aber sind sie fort, so bricht der

Digitized by Google

Kampf von neuem los. Vorzüglich Volker's Schwert ist hier geschäftig, das in einen höchst wirksamen Bilde, mit einen Fidelbogen, blutrothen Anstriches verglichen wird, und alsbald sind Etzel's Mannen alle erschlagen. Da warfen die Burgunder im Saale die Leichname die Stiege herab, vor die Thür.

Siegesübermüthig höhnt nun Hagen den greisen Etzel, daß er sich dem Kampfe entzogen, höhnt Kriemhilde, daß sie sich zum zweiten Mal vermählt, und Volker einstimmend schimpft die Hunnen Feiglinge. Da gelobt Kriemhilde, Etzel's Schild dem mit Golde zu füllen, der Hagen erschlüge, und ihr sein Haupt brächte und die Kampfeswuth lodert von neuem auf in den Herzen der Helden, die vor dem Saale stehen.

Der Erste, der es versucht in den Saal zu dringen, und Hagen zu bekämpfen ist Iring, Markgraf im Dänenlande, der schon viel des Besten in Volkes Stürmen gethan hatte. Hoch zückte er den Speer und läuft im Sturm auf Hagen los; aber vergeblich schießt er den Speer ab, denn Hagen deckt sich mit dem Schilde. Da greift er zum Schwert und weit hallen die Gemächer von den Schlägen, die auf Helm und Schilde fallen, aber Iring kann den Hagen nicht fällen, und so springt er auf Volker, dann auf Gunther, zuletzt auf Giselher los, und dieser schlägt den Ermüdeten nieder. Aber er lebt noch, er erhebt sich wieder aus dem Blute, und stürzt nochmals mit seinem Schwerte Waske auf Hagen los und schlägt diesem eine tiefe Wunde. Grimmig vor Schmerz fällt nun Hagen auf Iring aus, und treibt ihn mit mächtigen Hieben, daß die rothen Funken aus dem Helm stieben, die Stiege hinab.

Behende eilt der Gejagte zu Kriemhild, die ihm selbst den Schild aus der Hand nimmt, und stellt sich in den Abendwind, um sich in den Panzerringen abzukühlen. Dann waffnet er sich aufs neue und stürzt abermals auf Hagen los. Abermals erdröhnt von Schwerthieben das Haus, und wie rothe Lohe schlagen die Funken aus Helm und Schild. Da dringt ein Schwerthieb Hagen's durch den Helm Iring's, und während dieser betäubt dasteht, schleudert ihn Hagen einen Ger in das Haupt. So fällt denn der Held, und die Umstehenden erheben erst laute Wehklagen, dann aber stürmen sie mit vereinter Kraft auf den Saal los, um ihn an Hagen zu rächen, doch umsonst: die Burgunder sind überall Sieger, und die hehrsten Helden, ein Irnfried von Thüringen und ein Hawart fallen. Die Burgunder setzen sich, um von der blutigen Arbeit auszuruhen, nur

Digitized by Google

Volker steht noch vor dem Hause, erwartend, ob noch einer den Kampf aufnehmen wolle.

Endlich bricht der Abend herein, die Nacht macht dem blutigen Getümmel ein Ende und dumpfe Stille folgt dem Getöse, nur daß man das Blut aus dem Saale rieseln hört, das in Bächen durch die Abzugsrinnen in den Hof strömt. Die müden Helden im Saale legen die Schilde und Waffen aus der Hand und ruhen aus von ihrer Arbeit. Nur Hagen und Volker bleiben gewaffnet, um ihre Herren zu schützen. In tiefster Ermattung von dem heißen Kampfe wollen alle lieber einen schnellen Tod, als lange Kampfesqual und Todesnoth, und sie treten deßhalb aus dem Saal, und verlangen von Kriemhild, daß man sie ins Freie lasse, um dort im raschen Kampfestode ein Ende zu machen. Aber Kriemhild verweigert ihnen das, und nur die freundliche Zurede ihres jüngsten Bruders, des Giselher, bringt sie so weit, daß sie Frieden verspricht, wenn man ihr den Hagen ausliefere. Doch dazu können sich die Burgunder nicht verstehen: „Wir sterben mit Hagen," ruft Gernot, „da wir doch sterben müssen, von der Treue lassen wir nicht bis in den Tod!"

Da nun Kriemhilde einsieht, es sei alles vergeblich, sie könne des Hagen sich doch nicht bemächtigen, da steigt ihre Rachewuth aufs höchste. Sie läßt alle, die noch draußen stehen, in den Saal treiben, und diesen dann des Nachts an allen vier Ecken anzünden, damit die Burgunder sämmtlich verbrennen. Das Haus vom Wind ergriffen, geräth in Brand, und drinnen bringt der Rauch, die Feuerflammen und die vom Dache in den Saal herabstürzenden Balken, die Helden in die entsetzlichste Todesnoth. Von starker Hitze überfällt sie alle ein grimmiger Durst, und in der Verzweiflung räth Hagen, den Durst im Blute zu löschen, das sei in solcher Hitze noch besser, als Wein. Und dieser grauenhafte Rath wird befolgt; die Blutlache der Todten muß den Durst der Lebenden stillen. Immer dichter fallen die rauchenden Trümmer in den Saal auf die Helden; da stellen sie sich an die Seitenwände, halten ihre Schilde über ihr Haupt und treten die Brände mit den Füßen nieder in das Blut. Endlich fängt es an zu tagen; ein kühler Morgenwind erhebt sich, der Saal ist ausgebrannt, und mitten im Gluthschein der Brandstätte stehen die Helden zum Todeskampfe des neuen und letzten Tages bereit. Und das Morden beginnt von neuem, aber der Saal ist nicht einzunehmen, und Hunderte erschlagener Hunnen decken abermals die Stiege. Da kam auch Rüdiger von Bechlaren herbei, sah mit thränenschwerem

Digitized by Google

Auge das furchtbare Unheil und stand da in sich versunken und trauernd. Das sah ein Hunne und verläumdete ihn bei der Königin, er habe doch mehr Land und Leute, als ein anderer, auch gelte er für den kühnsten Mann, aber weder zeige er sich dankbar für jene Gaben, noch beweise er Muth in diesem Kampfe. Da schlägt er ihn erzürnt ob solcher Rede mit einem einzigen Faustschlage todt nieder; denn er mischte sich nur deshalb nicht unter die Streitenden, weil er die Burgunder in seines Königs Land geleitet hat. Als nun aber der König und die Königin in ihn drangen und ihn flehten, brach er geängstigt in die Worte aus:

„O weh mir Gottesarmen, daß ich erlebt den Tag,
Wo aller meiner Ehren ich mich begeben mag,
Aller Zucht und Treue, die Gott mir angebot;
O reicher Gott vom Himmel, daß mir's nicht wenden will der Tod!

Welches ich nun lasse, das Andre zu begehn,
So ist doch immer böslich und arg von mir geschehn:
Und wenn ich beides lasse, so schilt mich alle Welt.
Nun möge mich erleuchten, der mich dem Leben gesellt!"

(Simrock.)

Ja er erbot sich, dem Könige Land und Burgen zurückzugeben und zu Fuß ins Elend zu gehen, wenn man ihm erließe gegen die zu kämpfen, welche er zu sich geladen, die er gastfreundschaftlich aufgenommen und bewirthet hätte und unter denen der Bräutigam seiner Tochter sei. Soll er an diesen ihm so befreundeten Männern die Treue brechen? Aber endlich muß er doch der Lehenspflicht gehorsam sein. Er empfiehlt dem König und der Königin noch Weib und Kind, dann fordert er seine Mannen auf, sich zu waffnen und zieht nun mit 500 Rittern nach dem Saale der Burgunder. Giselher erschaut ihn von Ferne, und ruft beim Anblick freudig aus: „Seht, jetzt kommt Hilfe!" Aber wie erschrickt er, als Rüdiger vor das Haus kommt, seinen Schild vor sich hält, und hinaufruft: „Grüßen wollt' ich euch wohl, ihr Burgunder, aber ich darf nicht; wehrt euch, ich muß mit euch kämpfen, o lieber wär' ich todt." Da sehen denn die Burgunder ein, es müsse die alte Treue, die Königstreue, der neuen, der Freundestreue weichen. Starken Herzens gaben sie die letztere auf, noch stärkeren Herzens gibt auch Giselher die Liebe auf, die durch die Königstreue geschieden wird, und der Kampf beginnt. Anfangs stehen Hagen und Volker seitwärts, und auch Giselher will mit dem Vater seiner Braut nicht kämpfen. Aber Gunther und Gernot streiten gegen Rüdiger's Leute, von denen einer nach dem andern fällt.

Digitized by Google

Da kann es Gernot nicht länger ansehen. Jetzt, ruft er, Rüdiger, wird es wahr, was ich nie geglaubt hätte, dein Schwert, das du mir zu Bechlaren schenktest, muß ich gegen dich selbst richten; komm und kämpfe mit mir. Und sie kämpfen mit einander. Rüdiger schlägt Gernot die Todeswunde durch das Haupt, und der letzte Schlag, den Gernot führt mit Rüdiger's Schwert, ist Rüdiger's Todesschlag. Beide Helden sinken neben einander nieder. Als man den Markgrafen hinausträgt, bricht die Hunnenschaar in lautes Jammergeschrei aus, und auch Dietrich von Bern, der die Klagen hört, sendet sogleich einen Boten ab, um sich nach der Ursache derselben zu erkundigen.

Mit tiefem Entsetzen erfährt er nun Rüdiger's Tod und schickt flugs den alten Hildebrand zu den Burgundern, um den Leichnam Rüdiger's zu fordern.

Aber Hohn ist die Antwort. Holt ihn euch selber, ruft ihm Volker zu. Da greifen auch Dietrich's Mannen, die Amelungen, zum Schwert, um Rüdiger's Tod zu rächen, und abermals erhebt sich ein Kampf unter den herrlichsten Helden. Volker fällt von Hildebrand's, Giselher von Wolfhart's gewaltiger Hand, und Hagen, um Volker's Tod zu rächen, dringt auf den alten Hildebrand ein. Der aber flieht und kehrt allein zu Dietrich zurück; denn alle Amelungen sind gefallen. Da stehen denn einsam über den Leichen ihrer Kampfgenossen Gunther und Hagen.

So erhielt sich denn Dietrich allein. Gewaffnet tritt er vor die letzten der Burgunder, vor Gunther und Hagen, und verlangt, sie sollen sich ihm als Geiseln übergeben. Aber trotzig weist es Hagen von sich: er ergebe sich nicht eher, als bis das Nibelungenschwert zerborsten sei. Da kämpft Dietrich mit Hagen, sein Schwert fliegt und er schlägt ihm eine tiefe Wunde; aber er ist edel genug, ihn nicht zu tödten. Mit riesigen Armen ergreift er deshalb den Unbändigen, preßt ihn wie ein Leu die Schultern zusammen, bindet ihn und führt ihn als Geisel zu Kriemhild. Ebenso kämpft er nun mit Gunther, den er auch der Kriemhild überliefert. Aber beim Weggehen bittet er sie noch, das Leben der Helden zu schonen. So hat er die Dienstmannentreue gegen seine Herrin, aber zugleich auch Edelmuth gegen die Feinde bewährt. Aber das rasende Weib ist noch nicht zufrieden, sie muß den Becher der Rache bis auf den Boden leeren. Sie läßt jeden von beiden in ein besonderes Gefängniß werfen und dann geht sie zu Hagen und spricht: „Wollt ihr mir den Schatz wiedergeben, den ihr mir genommen, so sollt ihr am Leben bleiben."

Digitized by Google

Aber Hagen, der auch bis zum Tode verwundet und in Fesseln schmachtend seinen Trotz noch bewahrt, antwortet: „Die Bitte ist vergebens; ich habe ein Mal einen Eid geschworen, daß ich den Hort nicht zeige, so lange noch einer meiner Herren am Leben ist.“ „Nun so bring' ich's zu Ende,“ spricht sie, geht hin, läßt ihrem Bruder Gunther das Haupt abschlagen, und trägt es selbst zu Hagen. Aber auch jetzt wankt der Unmuthvolle nicht und er spricht:

„Du hast's nach deinem Willen zu Ende nun gebracht,
Und es ist auch so ergangen, wie ich mir hatte gedacht.

Nun ist von Burgonden der edle König todt,
Giselher der junge und auch Gernot.
Den Schatz weiß nun niemand, als Gott und ich allein:
Der soll dir Teufelsweibe immer wohl verholen sein.“
(Simrock.)

„So habe ich denn nur noch,“ sagt Kriemhild, „das Schwert meines holden Gatten, das er trug, als ich ihn zuletzt sah.“ Sie zieht es aus der Scheide und schlägt damit Hagen das Haupt ab, und vollzieht so mit eigner Hand die alte Rache.

Da springt der alte Hildebrand auf, erzürnt, daß seine Herrin den Frieden gebrochen, den Etzel für Gunther und Hagen versprochen, und wie sehr ihn auch Hagen vorher in große Angst und Noth gebracht hat, er rächt nun um der alten Treue willen des Hagen's Mord und flugs unter gräßlichem Geschrei sinkt Kriemhilde von Hildebrand's Schwert getroffen neben der Leiche ihres Todfeindes selbst als Leiche nieder. Und nun klingt das Lied aus mit den Worten:

Die da sterben sollten lagen all umher;
Zu Stücken lag verhauen die Königstochter hehr,
Dietrich und Etzel huben zu weinen an
Und jämmerlich zu klagen manchen Freund und Unterthan.

Da waren auch die Stolzesten erlegen vor dem Tod:
Die Leute hatten alle Jammer und Herzensnoth.
Mit Leide war beendet des Königs Lustbarkeit
Wie die Liebe Leiden gern am letzten Ende leiht.

Ich kann euch nicht bescheiden, was seither geschah,
Als daß man Christen und Heiden immer weinen sah,
Die Ritter und die Frauen und manche schöne Maid.
Sie hatten um die Freunde das allergrößeste Leid.

Ich sag euch nun nicht weiter von der großen Noth:
Die da erschlagen waren, die lasset liegen todt.
Wie es im Hunnenlande dem Volk hernach gerieth,
Hie hat die Mär ein Ende: das ist der Nibelungenlied.
(Simrock.)

Digitized by Google

So finden wir uns denn am Ausgange des kolossalen Gedichtes, das die unerbittliche Strenge des Schicksals mit einer Wahrheit und großartigen Einfachheit zeigt, deren nur die Tragiker des Alterthums fähig sind, und können nun das Ganze mit einem erweiterten Blicke überschauen. Siegfried, des Liedes Hauptheld, der in den schönen Zeiten der jugendlichen Kraft sein höchstes Glück im Bewußtsein der Liebe, Treue, Freundschaft und Tapferkeit findet, stirbt einer kleinen Schuld wegen, die wir ihm so gerne verzeihen möchten, und tritt gar bald zu unserm Bedauern in den Hintergrund zurück. Desto mehr tritt Kriemhilde seitdem in den Vordergrund. Leider aber ist sie nicht mehr die liebliche innige Jungfrau, nicht mehr das holdselige Weib voll hingebender Anmuth, als welche sie im ersten Theile des Liedes auftritt. Nachdem nun ihr Kind durch Hagen's Wuth geopfert ist, erscheint sie als düsterer Rachegeist, der nur dazu da ist, um die schaudervolle Katastrophe herbeizuführen. Ihr späteres Auftreten erschüttert um so mehr, als wir aus dem Boden eines wahrhaft trefflichen Gemüthes das Allergräßlichste entspringen sehen. Wie Kriemhilde gegen Ablauf des Gedichtes immer mehr an Werth verliert, so wird ihr Feind Hagen uns fast um so ehrwürdiger, je mehr er seinem unvermeidlichen Geschick entgegengeht. Dieser tückische Mann, der zu seinen physischen Kräften ein unverhältnißmäßiges Uebermaaß von geistiger Kraft besitzt, mit welchem Rechte er uns anfangs auch Abscheu erregen mag durch seine Rauheit, seine Tücke und Grausamkeit, er legt doch seit jenem Zeitpuncte, wo er den in die Donau gestürzten Kapellan wie durch ein Gotteswunder gerettet und nun seinen gewissen Untergang vor Augen sieht, er legt doch da noch in den Tagen des allgemeinen Jammers die biederste, ja todesmuthige Treue gegen seinen Herrn an den Tag und gewinnt uns so zuletzt noch Theilnahme ab. Das tiefste Mitleid empfinden wir aber mit dem milden Rüdiger. Schwankend zwischen den Pflichten der Vaterliebe und der Vasallentreue, muß er doch endlich, von der grimmen Rachsucht eines Weibes gespornt, auf sein eigenes Fleisch einwüthen und fällt zuletzt durch dasselbe Schwert, das er einst in glücklicheren Zeiten als Pfand der innigsten Freundschaft dahingegeben. So bleiben denn von den hehren und heldenhaften Gestalten, die das Lied an uns vorüberführt, nur der ernste Dietrich, der weise Hildebrand, und der die menschliche Natur in ihrer Entkräftung darstellende Etzel übrig, gleichsam als sollten sie noch den tragischen Untergang des ehedem so glänzenden Heldengeschlechtes bejammern. Wir fühlen, über sie alle ist zwar ein gräß-

Digitized by Google

liches aber doch gerechtes Gericht ergangen, weil sie alle die aus kleinen und geringen Anfängen aufwuchernde Leidenschaft in sich zu der enormsten Größe haben anwachsen lassen, oder doch, mehr oder weniger in die Gesammtschuld verwickelt, an dem Sturze der Begebenheiten sich betheiligt haben. Nur eins muß uns mit Recht auffallen, weil es eben die Idee der Gerechtigkeit verletzt, daß nämlich die Brunhilde, die doch die Triebfeder des Ganzen ist und also ebensosehr, ja noch mehr als die anfangs bedauernswerthe Kriemhilde, ihre gerechte Strafe empfangen müßte, im zweiten Theile des Liedes so total verschwindet, daß wir auch nicht ein einziges Wort über sie vernehmen. Das ist ein unläugbarer Mangel des Gedichtes, mit dem wir uns nur versöhnen können, wenn wir die nordische Gestaltung der Siegfriedsage zu Hilfe nehmen, wo sie nicht, wie im deutschen Liede, fortleben bleibt, sondern sich zur Sühne für Siegfried's Mord gleich nach demselben selbst den Tod giebt. Trotz dieser Lücke aber, trotz der Inconsequenzen und kleinen Widersprüche auch, die allen alten Epen, selbst dem Homer eigen sind, und von denen ich als den unbedeutendsten nur den hervorhebe, daß Kriemhilde im zweiten Theile noch mit der Stärke und dem Eifer jugendlicher Leidenschaftlichkeit auftritt und doch nach der Zahlenangabe des Gedichtes über ihr Alter wenigstens schon 56 Jahr alt ist, trotz dieser Unebenheiten in der Composition hängt doch alles, wie wir schon andeuteten, so einheitlich und doch nothwendig in diesem Epos zusammen, daß, wenn wir den Plan des Ganzen überschauen und den ungeheueren Knäul von ineinandergreifenden Begebenheiten bis in die einzelnsten Fäden verfolgen, wir uns von der höchsten Macht der Poesie überwältigt und in Staunen gesetzt fühlen. Und wiederum ist es nicht die Großartigkeit des Planes allein, die uns in diesem Epos so mächtig anzieht, sondern noch mehr die kolossale Tragik des Stoffes. Wir haben hier nicht einen einzigen Helden vor uns, der uns nur ein dürftiges Interesse abgewinnt, sondern wir stehen, wie in der Ilias und Gudrun, in einer Welt von Menschen, die nichts Aeußerliches bewegt, sondern der Zwang der Verhältnisse; die nicht mit Chimären im Kampfe liegen, sondern mit dem unvermeidlichen Fatum; die nicht blind in Abenteuer stürzen, sondern in ein großartiges Verhängniß von einer außer ihnen liegenden Gewalt hineingezogen werden. Und doch ist das Verhängniß nicht das blinde Fatum der Alten, das als eine dunkle unbegriffene Macht über den handelnden Personen schwebt, und sie, wie es wenigstens scheint, auch gegen ihren Willen bestimmt und

Digitized by Google

ins Verderben reißt, sondern vielmehr steht es hier im innigsten Zusammenhange mit den Charakteren und der aus denselben entspringenden Schuld eines jeden Einzelnen und zeigt sich überall als ein Geschick, das ebenso sehr innerlich in den handelnden Personen seinen Grund hat.

Ein großes Motiv ist es, das eben alle Helden dieses Epos bewegt: — die Treue, — also ein rein menschliches, unser ganzes Interesse in Anspruch nehmendes Motiv. Aber eben dieses Motiv, indem die Helden sich einseitig von ihm beherrschen lassen, bringt sie in die fürchterlichsten Collisionen und selbst den tückischen Hagen, den Urheber alles Unheils, treibt doch auch im Grunde nur die Vasallentreue gegen Brunhilde zu dem Morde Siegfried's, die zu einer solchen dämonischen Macht wird, daß sie ihr als einer höhern Nothwendigkeit erliegen müssen. Und gerade im Erliegen zeigen sie sich noch so groß, gerade da tritt eben ihre Natur noch höher, edler, reiner hervor. Was kann tragischer sein als dies, was nimmt mehr unser Mitleid in Anspruch und erhebt uns zugleich über eine Welt der Disharmonien und der Kämpfe als das Geschick dieser Helden, die in ihren rein menschlichen Motiven einseitig berechtigt, den höhern Mächten des Schicksals erliegen, und in ihrem Untergange eben die Versöhnung mit der sittlichen Idee herbeiführen. Mit Recht hat man daher unser Epos von jeher eine Tragödie genannt. Ja, das ist es auch im vollsten Sinne des Wortes, denn nach dem Aeußersten, zu dem es uns führt, ist nichts mehr zu hoffen, noch zu fürchten, und kein Hintergrund bleibt dem Leser noch offen, als der eines allgemeinen Grabes. Es ist eine elegische Ruhe, die sich versöhnend und beruhigend über die weiten Stätten der grauenvollsten Kämpfe lagert.

Von jeher hat nun das Nibelungenlied unter allen älteren Dichtungen unsere wissenschaftliche Forschung am meisten beschäftigt. Vorzüglich zogen die mythischen Elemente, die überall aus dem Liede hervorklangen und einen tiefen Blick in den alten Götter- und Naturmythus thun lassen, das Interesse an. Schon bei der Analyse des ersten Theils bemerkten wir bei jener Scene, wo Brunhilde über die Liebe Siegfried's zu Kriemhilde scheel sieht, daß man, um diesen Zug zu erklären, auf die nordische Sage zurückgehen müsse, welche die heidnische Gestalt der ursprünglich in Deutschland herrschenden Siegfriedssage uns aufbewahrt hat. Aber nicht allein in dieser Scene, sondern auch in andern finden wir näher angesehen mythische Züge. Man denke nur an die Unverwundbarkeit Siegfried's, an seine

Digitized by Google

Herrschaft über das dunkle nächtliche Geschlecht der Nibelungen, denen er den Nibelungenhort und die unsichtbar machende Tarnkappe abgewinnt; an seine früheren Erlöse der Brunhilde aus jenem Feuerwalle, in den sie Odin geschlossen, und man wird wohl auf die Vermuthung kommen, daß in ihm eine höhere Natur verborgen sei, welche sich nur bei der fortschreitenden historischen Richtung des Epos verhüllt hat.

Ebenso können wir ja auch die unbändige kampflustige Natur der Brunhilde uns nicht anders erklären, als daß wir sie als ein ursprünglich überirdisches Wesen, als eine Walkyre ansehen, und nicht minder müssen auch der Zwerg Alberich und der unermeßliche Schatz, den Siegfried der Kriemhilde als Morgengabe gibt, und welchen Hagen in den Rhein senkt, als mythische Bestandtheile angesehen werden, zumal auf dem letztern, wie die nordische Sage berichtet, der Fluch eines Zwerges Andwari ruhte, ein Umstand, den das deutsche Lied fast gänzlich verwischt hat. So ist der mythische Hintergrund im Nibelungenliede entweder vorausgesetzt oder sein Hervorheben ist absichtlich unterlassen, aber ganz hat er sich nicht verläugnen können, und darum ist denn die Forschung darauf angewiesen, den leise vorgeschobenen Vorhang vor demselben zurückzuschieben und den Sagenkern herauszuschütten. Und bei dieser Arbeit hat sich denn die ganze Wunderwelt unsers Göttermythus herausgestellt.

Siegfried ist erkannt als der leuchtende Sonnen- und Frühlingsgott, als der glänzende Gott Balder, Brunhilde als eine halbgöttliche Walkyre, die Burgunder als das dunkle Geschlecht der Nacht-Elfen, Hagen als der Hogni der skandinavischen Mythe, der den Gott Balder mit einer Mistelstaude ersticht; kurz, alle menschlichen Personen sind als Verkappungen ursprünglich alter Göttergestalten und der ganze Vorgang des Epos als eine Vermenschlichung der Göttersage erkannt worden. Vorzüglich Karl Lachmann hat das Verdienst, den mythischen Kern aus dem Liede herausgefunden zu haben. Er sagt: „Ist Siegfried und Balder eine Person, so zeigt die Fabel des Epos, wie ein herrlicher leuchtender Gott des Friedens durch den Siegfried die geheimnißvollen Wächter im kalten nördlichen Todtenreiche ermordet und das Gold den nächtlichen Göttern, den Niflungar, raubt. Er gewinnt durch den Raub zwar Reichthum und wunderbare Kräfte, aber er kommt auch in die Gewalt der Dämonen. Er muß Bundesbruder werden und sich mit ihrer Schwester vermählen, für den König des Nebelreichs mit dem dämonischen Werkzeuge, der Tarnkappe,

Digitized by Google

die Walkyre holen und in die Gewalt des Königs bringen. Aber dieß bringt ihm den Tod. Er wird von Hogni, dem Sohne des Schreckens, mit dem Todesdorn erstochen und das geraubte Gold wird in den Rhein versenkt." Wie weit dieß nun richtig ist, lassen wir dahin gestellt sein, aber das bleibt auch uns wahr, daß ein bestimmter Göttermythus unserm Liede unterliegt, und daß man durch wissenschaftlich-besonnene Forschung dem Inhalte desselben sich zu nähern vermag.

Wie zum deutschen Göttermythus, so steht nun aber auch das Lied in einem bestimmten Verhältnisse zur Geschichte. Freilich genau nach Jahrzahlen und Thatsachen bestimmte Geschichte können wir in einem Epos, wie dieses ist, nicht vermuthen. Hier liegt die historische Wahrheit mehr in der getreuen Auffassung und Darstellung des allgemein menschlichen Lebens aus jener Zeit des Heroenthums, in der getreuen Charakteristik der Sitten, Trachten und Gesinnungen unserer Vorzeit, die wir hier mehr veranschaulicht finden, als in den Büchern der Geschichte. Aber es treten doch auch einzelne bestimmte historische Momente in dem Gedichte hervor; rein geschichtlich ist schon der Grund und Boden, auf dem das Epos verläuft: der Rhein, ebenso die Stadt Worms, und das Burgunderreich am Rhein; sowie im zweiten Theile die Stadt Wien und das Hunnenreich im Ungarland; rein geschichtlich ist auch die Existenz der drei Burgunderkönige, die ein burgundisches Gesetz aus dem sechsten Jahrhundert Godomar, Guntahar und Giselher nennt, sowie die Vernichtung eines burgundischen Königsgeschlechts durch Attila. Geschichtlich ist ferner Attila selbst; jener gewaltige Eroberer und mächtige Herrscher des Hunnenreichs, dessen Bild sich den Völkern lebhaft genug eingeprägt hat, dem ja auch viele germanische Völkerstämme zinspflichtig waren. Geschichtlich ist ferner sein Bruder Blödel von Bleda und seine Gemahlin Helcha; geschichtlich auch Theodorich, der Ostgothenkönig, der hier Dietrich von Bern heißt. Endlich deutet auch Irnfried von Thüringen auf den Hermanfried von Thüringen, den der austrasische König Dietrich besiegt, und aus seinem Reiche vertrieben hat. Nur Siegfried läßt sich aus der Geschichte nicht ermitteln, wenn man ihn nicht vielleicht für Siegbert halten will, der im sechsten Jahrhundert König über Austrasien, einem Theil des Frankenreichs, war. Die Begebenheiten nun, die sich zu diesen Zeiten an den historischen Personen ereignet haben, sind in unserm Epos zusammengerückt und verschmolzen. Attila, der 453 starb, kann natürlich mit Theodorich, der erst 489 zu

Digitized by Google

herrschen anfängt, nie zusammengekommen sein. Aber die allgemeine Anschauung dieser Begebenheiten, die charakteristischen Grundzüge derselben, wie sie die Geschichte gibt, sind hier festgehalten und dargestellt. So finden wir hier das unermeßliche Weltreich Attila's, seine Herrschaft über andere Könige, sein Heidenthum im Gegensatz zum Christenthum der Burgunder, so finden wir hier Theodorich's Herrschaft, als die erste deutsche, die auf römischem Boden gegründet wurde und eben dadurch das deutsche Selbstbewußtsein zu stolzer Höhe erhob; in jenen das Ende des Liedes durchziehenden Kämpfen der Hunnen und Burgunder läßt sich sogar ein Bild jener fürchterlichen Völkerschlacht erkennen, die im Jahre 451 auf den catalaunischen Feldern bei Chalons an der Marne wüthete, wie sich denn auch ein specieller historischer Zug, das Bluttrinken, aus der Geschichte dieser Schlacht in die Dichtung übertragen hat. So blickt überall die Geschichte jener bewegten Zeit, auf der das Staatensystem des neuen Europas als auf seinen untersten Fundamenten ruht, und eben dieser geschichtliche Hintergrund des Epos macht es noch interessanter und werthvoller, als es schon an sich seinem poetischen Werthe nach ist.

Wenn wir nun aber eben diese geschichtlichen Momente, die im Liede durchbrechen, berücksichtigen, so müssen wir annehmen, daß die Grundlage des zweiten Theiles unseres Epos nicht vor dem sechsten Jahrhundert sich gebildet haben kann. Denn die in diesen Theil des Liedes hineinspielenden historischen Thatsachen reichen bis zum Jahre 500. Ehe sie sich aber sagenhaft gestalten konnten, mußten sie erst in perspectivische Ferne getreten sein, was unmöglich früher als im sechsten Jahrhundert geschehen konnte. Von diesem Jahrhundert an vermischten sich nun mit der im zweiten Theile des Liedes gestalteten Etzel- und Dietrichsage die Siegfriedsage, indem beide Sagenkreise in einzelnen Volksliedern umliefen, und von diesem oder jenem Rhapsoden in Zusammenhang gebracht wurden. Erst als die Lieder diesen Proceß durchlaufen hatten, konnten sie in das Strombett des Nibelungenliedes zusammenströmen und sich da wie in einem großen weiten Wasserbecken vereinigen. Und das geschah, wie es ausgemacht ist, in dem Anfange des dreizehnten Jahrhunderts, wo eben nach Philipp's von Schwaben Ermordung der große Hohenstaufe, Friedrich II., das Scepter ergriff.

Aus allen diesem ergibt sich denn von selbst, daß von *einem Dichter*, einen eigentlichen Verfasser des Nibelungenliedes, der es

Digitized by Google

frei aus sich selbst geschaffen und das Ganze nach seinem Gutdünken behandelt habe, keine Rede sein könne.

Wohl haben früher Schlegel und von der Hagen die Behauptung ausgesprochen, Heinrich von Ofterdingen sei der Verfasser des Nibelungenliedes, eine Meinung, der später noch der Ritter von Spaun beitrat; wohl hat neuerdings König Ludwig von Baiern in seiner Regensburger Walhalla die Büste des Dichters vom Nibelungenliede aufstellen lassen, aber wie jene Meinung längst vergessen ist, wie zumal Ofterdingen als ein durchaus mythischer, seinem Leben und seiner Person nach unbekannter Dichter dasteht, so glaubt auch kein Sachkundiger heutzutage mehr, daß jene Büste eine Portraitbüste des wirklichen Dichter vom Nibelungenliede sei. Das Epos gibt selbst auch durchaus keinen Anlaß an einen solchen zu denken. Nicht allein, daß es sich gar nicht als das Werk eines Einzigen erweist, da wir trotz des einen Geistes, der durch das Ganze weht, doch bei genauer Betrachtung einen bisweilen gestörten Zusammenhang, unnöthige Wiederholungen, am unrechten Orte angebrachte Strophen und offenbare Widersprüche finden, sondern seit Lachmann's gründlicher Forschung ist es auch*) ausgemacht, daß das Ganze in 20 völlig selbstständige Lieder zerfällt, die durch spätere Zuthaten und Einschiebsel zu einem zusammenhängenden Ganzen vereint worden sind. So kann denn das Lied, wie es uns jetzt vorliegt, etwa um das Jahr 1210 nicht anders entstanden sein, als daß man die im Volke umlaufenden Lieder von Siegfried, Etzel und Dietrich aufzeichnete, mit einander verband, hie und da auch überarbeitete und ausschmückte, bis eben jenes Ganze daraus wurde, welches wir jetzt Nibelungenlied nennen, und man kann daher von einem, vielleicht wohl gar von zwei Ordnern des Liedes, nicht aber von einem eigentlichen Verfasser reden. Wer diese nun gewesen sind, wissen wir nicht, aber so viel läßt sich vermuthen, daß es sangliebende Süddeutsche, vielleicht Oestreicher waren, denn das beweist nicht nur die Sprache, sondern auch die Auffassung, sowie die Kenntniß der Localitäten, die nur ein Süddeutscher haben konnte. Gewiß ist, daß sie unter den Dichtern ihrer Zeit einen ausgezeichneten Rang einnahmen.

*) Man vergleiche: Karl Müllenhoff, „Zur Geschichte der Nibelunge Not. (Braunschweig, 1855.)“ — Diese Schrift enthält eine gründliche Beweisführung für die von Lachmann ausgesprochenen Ansichten und eine wirksame Bekämpfung von Dr. Adolf Holtzmann's „Untersuchungen über das Nibelungenlied (Stuttgart, 1854),“ welchen Friedrich Zarncke in einer besonderen Schrift: „Zur Nibelungenfrage (Leipzig, 1854.)“ beistimmte. J. G. F.

Digitized by Google

Was thut's auch, daß wir von diesen Männern, denen wir die Gestalt unseres Liedes zu verdanken haben, nichts Näheres wissen? Genug, daß wir ihr Werk haben, dies erhabenste und vollkommenste Denkmal unserer so lange verdunkelten National-Poesie, das in vielen Beziehungen unter den Epen der Menschen einzig und unerreicht dasteht. Genug, daß wir dies Lied haben, das, wie kein anderes, ein deutsches Herz zu rühren und zu ergreifen, zu ergötzen, und zu stärken vermag, und das wie vor mehreren Jahrzehnten, zur Zeit der Befreiungskriege, so auch immerfort und zu allen Zeiten, wo dem deutschen Volke neues Unglück und neue Schmach droht, dasselbe mit Muth zu Wort und That, mit Stolz und Vertrauen auf Vaterland und Volk, und mit erhabener Hoffnung wiederkehrender Glorie erfüllen kann.

Sind die alten Ordner des Liedes uns unbekannt, so sind dagegen die Männer uns desto bekannter, die sich das Verdienst erworben, das alte in den Klostern und Bibliotheken vergrabene Lied durch Herausgabe und Uebersetzung dem deutschen Volke wieder bekannt und werth gemacht zu machen. Ihnen allen voran gieng der bekannte Schweizer Bodmer, der in den funfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts aus zwei Handschriften, die er auf dem Graubündter Schlosse Hohenems entdeckte, den zweiten Theil des Nibelungenliedes, unter dem Titel: „Kriemhilden's Rache" drucken ließ. Damit trat das Lied, nachdem es Jahrhunderte lang völlig vergessen war, zum ersten Male wieder ans Licht und hierdurch erwarb sich Bodmer viel mehr einen dauernden Namen, als durch seine weitschweifige, Klopstock nachgeahmte Noachide, durch die er sich dichterische Unsterblichkeit zu erringen hoffte. Nach Bodmer gab der Schweizer C. H. Myller, Lehrer am Joachimsthaler Gymnasium zu Berlin, das Nibelungenlied (1782) heraus und überschickte sogar ein Exemplar dieser Ausgabe dem großen Friedrich. Aber der große König, der leider in französischer Cultur und Geschmacklosigkeit ganz befangen, den Demant unter der harten Schaale nicht zu erkennen vermochte, lohnte ihn mit jener berüchtigten Antwort, die also lautet: „Hochgelahrter, lieber Getreuer! Ihr urtheilt viel zu vortheilhaft von denen Gedichten aus dem dreizehnten und vierzehnten Säculo, deren Druck Ihr befördert habt und zur Bereicherung der deutschen Sprache so brauchbar haltet. Meiner Einsicht nach sind solche nicht einen Schuß Pulver werth und verdienen nicht aus dem Staube der Vergessenheit gezogen zu werden. In meiner Büchersammlung wenigstens würde Ich dergleichen

Digitized by Google

elendes Zeug nicht dulden, sondern herausschmeißen. Das mir eingesandte Exemplar mag daher sein Schicksal in der dortigen großen Bibliothek abwarten. Viele Nachfrage verspricht aber solchem nicht Euer sonst gnädiger König Friedrich." Potsdam, den 22. Februar 1784." Zum ewigen Andenken an die traurige Einseitigkeit des großen Monarchen, die übrigens damals in Bezug auf das deutsche Alterthum tausende mit ihm theilten, hat man diese königliche Zuschrift jetzt in der Züricher Bibliothek unter Glas und Rahmen aufbewahrt, wo sie jedermann lesen kann. Erst die Stimme des Geschichtschreibers Johannes von Müller, der das Lied als die deutsche Ilias pries, drang etwas durch und brachte es hie und da bei den Gebildeten zur Anerkennung, bis in der Zeit der Freiheitskriege, wo man sich so gerne unter dem Drucke des französischen Joches durch den Rückblick auf die alte schönere Zeit deutschen Glanzes zu erheben suchte, ein völliger Enthusiasmus für das Nibelungenlied entstand, den Fr. von d. Hagen durch seine Ausgabe noch mehr förderte und nährte. Seitdem ist es von der ganzen deutschen Nation als vornehmster Edelstein in der altdeutschen Dichtung und als ihr nationalstes Epos erkannt und hat nicht nur noch viele Ausgaben, wie die von Laßberg und Schönhuth erlebt, sondern ist auch zu wiederholten Malen durch Uebersetzungen dem deutschen Volke angeeignet worden.

Die beste Uebersetzung bleibt wohl immer noch die Simrock'sche, wenn man nicht die Pfizer'sche in mancher Beziehung über sie stellen will. Den zweiten Rang nehmen dann die von Marbach und Beta ein, von denen die erste in einer Prachtausgabe zum vierhundertjährigen Jubiläum der Erfindung der Buchdruckerei mit herrlichen Kupfern herauskam. Weniger zu empfehlen sind die Uebersetzungen von Döring und Hinsberg, da sie sich schon einige Umänderungen des Metrums und hie und da starke Modernisirung erlaubten, während endlich die Rebenstock'sche Bearbeitung denjenigen, die sich von dem Originale einen Begriff machen wollen, durchaus abzurathen ist, weil in ihr durch fast sentimentale Modernisirung alles Eigenthümliche des Urtextes sich gänzlich verflüchtigt hat.

Wollten aber solche, die noch keine Kenntniß der alten Sprache haben und doch das Lied im Originaltext kennen lernen wollen, ein Hilfsmittel dazu haben, so ist nichts Besseres zu rathen, als die Uebersetzung von Braunfels zur Hand zu nehmen, die zugleich mit dem

Digitized by Google

gegenüberstehenden Grundtexte versehen ist und in Wort, Maaß und Reim sich demselben genau anschließt.

Außer diesen Uebersetzern des Nibelungenliedes haben wir nun in unserer Literatur auch mehrere freie poetische Gestaltungen des Stoffes, der demselben unterliegt. Aus früherer Zeit nenne ich nur Fr. de la Motte Fouqué's „Sigurd der Schlangentödter," ein dramatisches Gedicht, das wohl noch immer verdient gelesen zu werden, da es unter den Fouqué'schen Werken am treuesten den Geist der alten skandinavischen Heroenzeit wiedergibt.

Das wäre denn, was ich über das Nibelungenlied zu sagen hätte. Es ist dies Nationalwerk nicht da, um ein für alle Mal beurtheilt zu werden, sondern es macht an das Urtheil eines jeden einzelnen und jeder nachkommenden Generation Anspruch, und immer neuer Reproduction und Aneignung fähig wird es unser Volk noch von Jahrhundert zu Jahrhundert beschäftigen und nur dann wieder in die Nacht der Vergessenheit zurücktreten können, wenn unser Volk von seinen eigenen tüchtigen Grundvesten abfallend etwa selbst in Barbarei gerathen sollte. Die Kenntniß dieses Gedichtes gehört zu einer Bildungsstufe der Nation, und jedermann, der sein deutsches Volk lieb hat und wissen will, warum er auf dasselbe stolz sein kann, sollte es lesen, um nach dem Maaße seines Vermögens die Wirkung davon zu empfinden.

Digitized by Google

Zehnte Vorlesung.

Die Epik.

Fortsetzung.

Gudrun.

Das vorige Mal haben wir unser größtes Nationalepos, das Nibelungenlied, betrachtet. Der großartig-tragische Stoff, der in unerbittlicher Strenge sich entwickelnde Gang der Begebenheiten und die tiefernste Haltung des Ganzen wird kaum jemand unerschüttert lassen, und man muß sich gestehen, daß in Hinsicht der kolossalen Anlage kein anderes Epos der Erde mit diesen Nibelungen verglichen werden kann.

Ob aber bei aller Bewunderung der Erhabenheit dieses Gedichtes, bei aller Gewalt der Wirkung, die es ausübt, dennoch alle Leser sich allseitig von demselben befriedigt finden, das steht dahin. Wenigstens sind die darin waltenden Leidenschaften so riesenhaft und dämonisch, wenigstens ist des Heidnisch-Herben, des Entsetzlichen, Mark und Bein Erschütternden so viel darin, und ist der Schrei des Schmerzes, der durch das Ganze geht, so herzzerreißend, daß es nicht zu verwundern ist, wenn man sich, bei aller Anerkennung des poetischen Werthes der Nibelungen, doch nach einem mildernden Gegensatz derselben sehnt und wünscht diesen auf demselben Gebiete, auf dem Gebiete unserer nationalen Epik zu finden.

Digitized by Google

Diesem Wunsche ist denn auch die Geschichte wie durch eine wunderbare, aber höchst glückliche Fügung entgegengekommen, indem sie uns Deutschen neben den Nibelungen die **Gudrun** überliefert hat.

Erst seit dreißig Jahren ist dieses herrliche Epos von Gudrun wieder aufgefunden, aber seit jener Zeit hat man es auch stets als die einzige den Nibelungen völlig gleichstehende Dichtung anerkannt und es nach Friedrich von der Hagen wiederholt die „wunderbare Nebensonne" der Nibelungen genannt. Wenn nun auch diese letztere bildliche Bezeichnung nicht ganz paßt, insofern eine Nebensonne eigentlich nur ein trügerisches, vergängliches Spiegelbild von der echten ist, so hat doch das, was man damit bezeichnen wollte, sein volles Recht. Denn wirklich muß die Gudrun als eine leibliche freilich nachgeborene, vielleicht auch schwächere, aber doch vollbürtige Schwester der Dichtung von Kriemhild erkannt werden. In beider Adern rollt gleiches Lebensblut, beide sind aus einem Boden, auf einem Stamm, und unter denselben Einflüssen erwachsen, beide danken ihr Dasein jener merkwürdigen Zeit der Hohenstaufen, wo die einheimische Heldensage gleich einer untergehenden Sonne noch ein Mal für lange Zeit zum letzten Male die Liebe der Gebildeten auf sich zog. Und wie geistesverwandt sind sie nicht auch! Weht doch in beiden jener Geist, welchem unser Volk jeden schönen und großen Augenblick seines Daseins verdankt; sind sie doch beide erfüllt von dem Odem gesunder Kraft, unverbrüchlicher Treue, aufrichtiger Demuth, bewußtloser Keuschheit, und aller jener Tugenden, die seitdem immer noch ein Erbtheil der Nation geblieben sind. Auch was ihre äußere Erscheinung betrifft, können sie ihre Familien-Aehnlichkeit nicht verläugnen. Aus der Gudrun wie aus den Nibelungen strömt uns derselbe frische Hauch, derselbe reiche Klang entgegen, und beide tragen ein und dasselbe bescheidene Gewand der Form an sich und gewinnen mehr durch ihre Gesinnung als durch ihre äußere Schönheit.

So sind die beiden Dichtungen aufs engste mit einander verwandt und erinnern gleich Zwillingschwestern unausbleiblich an einander.

Und doch ist zwischen beiden wieder ein durchgängiger Unterschied, gerade wie zwischen den beiden Hauptepen der Griechen, zwischen der Ilias und der Odyssee; denn gerade wie diese zu jener, so bildet auch die Gudrun mit ihrem mehr beruhigenden Inhalte, ihrem mehr häuslichen Charakter und ihrem milderen Geiste überall den versöhnenden Gegensatz zu den Nibelungen. Man hat, den

Digitized by Google

Vergleich der Nibelungen mit der Iliade festhaltend, die Gudrun auch wohl geradezu die deutsche Odyssee genannt, und wahrlich, diese Bezeichnung paßt viel besser und in weit mehreren Beziehungen auf die Gudrun, als jene von der Iliade entnommenen auf die Nibelungen. Wie in der Odyssee, so bildet auch in der Gudrun das Seeleben der Helden den Hintergrund des epischen Gemäldes; wie in der Odyssee neben den irrfahrenden Helden die Penelope gefeiert wird wegen ihrer Gattentreue, die sie unter allen Bedrängnissen und Prüfungen bewährt, so wird in der Gudrun ebenfalls die weibliche Treue gegen den Verlobten verherrlicht, eine Treue, die selbst unter den härtesten Versuchungen und der bittersten Trübsal ausharrt und endlich zum Siege gelangt; wie uns in der Odyssee mehr, als in der Iliade gleichsam der Zutritt an den häuslichen Herd der Helden gestattet ist, so auch in der Gudrun, in der uns alle Gestalten in eine viel vertraulichere Nähe gerückt werden, und wo das ganze reiche Detail des häuslichen Lebens, das ganze Idyll des Lebens mit lieblichem Behagen geschildert wird. Und so ließe sich der übereinstimmende Gegensatz zwischen der Odyssee und Ilias einerseits und der Gudrun und den Nibelungen anderseits noch weiter durchführen, wenn man auf die Einzelheiten beider Gedichte eingehen wollte.

Wichtiger indeß als die Aehnlichkeit der Gudrun mit der Odyssee zu erkennen, ist es, über ihr Verhältniß zu den Nibelungen klar zu werden. Zu diesen verhält sie sich, wie schon gesagt, so sehr als mildernde Ergänzung, als versöhnendes Seitenstück, oder, wenn ich so sagen darf, als die weibliche Parallele, daß der Tieferblickende in ihrer Existenz neben dem Nibelungenliede nur eine Wiederholung jenes in der Natur wie im Leben durchgehenden Gesetzes findet, nach welchen überall dem Starken sich das Milde und Zarte, dem Männlichen das Weibliche versöhnend und ergänzend zur Seite stellt.

Zunächst tritt dieser Gegensatz zwischen den Nibelungen und der Gudrun schon darin hervor, daß jenes Gedicht mehr an den Charakter der Tragödie, das letztere mehr an den des Schauspiels erinnert. In dem Nibelungenliede waltet über dem Ganzen der gespenstische Geist der Blutrache, der nicht eher ruht, bis die Blutschuld des Einen durch den Untergang des ganzen Helden-Geschlechtes gesühnt ist, und das Lied schließt mit einer Katastrophe, nach welcher, wie wir schon sagten, nichts mehr zu fürchten, aber auch nichts mehr zu hoffen ist. Ganz anders ist es in der Gudrun.

Auch hier droht der Geist der Rache aufzukommen, auch hier

Digitized by Google

werden wir in Spannung gehalten durch die Frage, wie der durch Mädchenraub geschürzte Knoten sich löst, und wir fangen an zu fürchten, es könne das Ganze übel enden.

Aber gerade da, wo wir den Höhepunct der Begebenheiten erreicht haben, gerade da neigt sich alles in Folge des weiblichen Adels der Heldinnen zu einem glücklichen und heiteren Ausgange, der über alle diejenigen Auftritte, wo wilde Leidenschaften zerstörend in Ordnung, Recht und Glück eingriffen, ein mildes beruhigendes Licht ausgießt. So steht die Gudrun mit ihrer vierfachen Heirath am Schlusse neben den Nibelungen, an deren Schluß sich ein allgemeines Grab erhebt, wie das milde romantische Schauspiel neben dem grotesken Trauerspiel.

Dem gemäß ist nun natürlich auch die Tonart in beiden Gedichten so ganz verschieden. Das Nibelungenlied läßt schon von Anfang an durch Glück und Lust den schauervollen Ausgang ahnen; es hält uns gemüthlich ferne durch die Riesengröße seiner Leidenschaften, durch das Grauen, das sich über das Ganze lagert, und dadurch, daß die Mehrzahl seiner Gestalten einen herben heidnischen Geist athmet, den uns die mildern Seiten kaum vergessen lassen, vielweniger aber bezwingen. Umgekehrt ist es dagegen in der Gudrun. Hier spielt auch zwischen der Schwermuth leichter heller Scherz wie ein neckendes Kind, hier tritt mitten aus dem Gemälde der Leidenschaften das Bild eines reinen Frauengemüthes hervor und wirft selbst auf die grelleren Stellen des Gedichtes einen herzwarmen Hauch, hier haben sämmtliche Gestalten ein viel weicheres Ansehen und lassen fast überall merken, daß ihre Zeichnung vielmehr aus der Anschauung eines christlichen Gemüthes entsprungen ist.

Stellen wir dann die beiden Frauen zusammen, die die Haupthelbinnen sowohl in dem Nibelungenliede, als in der Gudrun sind, Kriemhild und Gudrun, so ist auch da ein wesentlicher Unterschied bemerkbar. Kriemhild, so sehr sie auch anfangs den vollsten Zauber des weiblichen Gemüthes offenbart, so sehr sie auch anfangs durch ihre Liebe zu Siegfried unser Herz in Anspruch nimmt, erfüllt uns doch zuletzt, wo sie die dämonischen Untiefen des weiblichen Gemüthes enthüllt, mit Grauen und Abscheu, oder sie verliert wenigstens je länger je mehr an Werth. Das gerade Gegentheil ist der Fall bei der lieblichen Gudrun, in der uns das Lied eine überaus zarte und feine Schilderung des edelsten Frauencharakters gibt. Sie ist zwar nicht so hold und warm wie Siegfried's Gattin, aber sie hat vor ihr den

Digitized by Google

Vorzug, daß keine That von zweifelhaftem Werth zwischen sie und unsere Neigung sich stellt. Trotzdem sie gewaltsam entführt wird und fern von der Heimath und ihrem Verlobten die schmählichsten Mißhandlungen ausstehen und in die tiefste äußerliche Erniedrigung eingehen muß; innerlich erniedrigt sie sich dennoch nicht, innerlich fällt sie vom Anfang bis zu Ende nicht einen Augenblick aus der Hoheit, in der sie von jeher erschienen. Ja gerade unter allen Leiden, die sie demüthig duldet, erhöht sich nur um so mehr der Adel ihrer Seele und erfüllt uns mit immer steigender Achtung. Und neben dieser Hoheit bewahrt diese Gudrun doch auch nicht minder mitten in der Trübsal die mildeste heiterste Weiblichkeit, und eine Herzensgüte, mit der sie zuletzt nach allen Seiten hin Glück verbreitet, so daß wir durch beides, durch ihren hohen Adel, wie durch ihre Zartheit, fast zauberisch an sie gefesselt werden und sie einen größeren Reiz auf uns ausübt, als Kriemhild trotz ihrer rührenden Grab und Zeit überdauernden Liebe zu Siegfried.

Und eben dies Frauenbild der Gudrun ist es vorzüglich, das dem Gedichte eine so eigenthümliche Anziehungskraft verleiht. In ihr tritt uns ein weibliches Musterbild entgegen, das in der Demuth, in der heroischen Kraft des Duldens, in der Treue, in der Reinheit und Keuschheit des Herzens, in der Zartheit der Empfindung an die lieblichsten und strahlendsten Gestaltungen der Poesie, an die Homerische Nausikaa, die Sophokleische Antigone, an die Goethe'sche Iphigenie und an die Imogen im Shakespear'schen Cymbeline erinnert, nur mit dem Vorzuge, daß auf diesem Bilde hier auch noch der Hauch christlich deutschen Geistes ruht.

Aber wie es die Schilderung dieses Frauencharakters ist, die uns an das Gedicht von der Gudrun mit unserm ganzen Gemüthe fesselt, so ist es nicht minder auch die Staffage und die Färbung des Gedichtes. Die Nibelungen halten uns fest am Rheine und an der Donau, und lassen den Norden und das Meer höchstens in dämmernder Ferne schauen. Die Gudrun dagegen, das einzige Gedicht, das der norddeutschen Sage angehört, ist auch das einzige unter unsern nationalen Epen, das uns gerade in den meerbespülten Norden versetzt. Der Schauplatz ist hier Friesland, Dithmarschen, Dänemark, Seeland und die Normandie, und überall rollt uns das Gedicht Bilder auf wie von der Nordsee Burgen, am brausenden Meer, schwellende Segel, Schiffe voll seekühner Helden, die Stille wilder Strand-Gegenden, vorübergehend unterbrochen von blutigen Kämpfen oder von

Digitized by Google

den Glocken des Klosters, das die Ueberlebenden zum Seelenheil der Gefallenen errichtet haben. Oder das Gedicht erinnert uns durch bestimmte Züge an den hohen Norden, indem es hie und da Frostwinde erwähnt und nicht selten über seine Gestalten das grauweiße Dämmerlicht des Winterschnees verbreitet. So ist es denn hier eine ganz eigenthümliche Localität, in die wir versetzt werden, eine Localität, die vor allem für den Norddeutschen den Reiz des Heimischen hat, aber auch jeden Einzelnen schon deßhalb interessiren muß, weil sie sammt dem damit verbundenen Schiff- und Seewesen in unserer alten Epik eine ganz einzige Erscheinung ist.

Aus allem diesen geht nun schon von selbst hervor, nicht allein, daß die Gudrun als ein gleich-werthvolles Seitenstück zu den Nibelungen steht, sondern daß sie auch einen selbstständigen poetischen Werth haben müsse.

Es läßt sich zwar nicht läugnen, daß sie eben so wenig wie das Nibelungenlied auf den Vorzug der höchsten äußeren Vollendung Anspruch machen kann. In der Gudrun, wie in den Nibelungen, geht neben hoher Schönheit manches Breite und Gewöhnliche neben her, und wenn man beide Gedichte in Bezug auf ihre künstlerische Oekonomie betrachtet, so müssen sie nicht allein hinter Homer, sondern selbst hinter Gottfried von Straßburg zurücktreten, da wir in ihnen von jener meisterlichen Bewältigung des Stoffes, wie sie selbst sich bei diesem mittelalterlichen Dichter findet, nur weniges antreffen.

An den Maaßstab der Antike und unserer heutigen Aesthetik gehalten, stehen also Gudrun und Nibelungenlied auch in ihren künstlerischen Schwächen sich ziemlich gleich. Vergleicht man aber beide altdeutschen Gedichte untereinander, so muß man der Gudrun im Bezug auf poetische Formirung unbedingt den Vorzug geben und völlig mit Gervinus übereinstimmen, wenn dieser sagt: „Viele Eigenschaften dieses Liedes möchte man den Nibelungen wünschen!“ Zunächst hat die Gudrun schon eine viel kunstmäßigere Feile erhalten, als das Nibelungenlied. Haben die Nibelungen eine gewisse Trockenheit und Hölzernheit der Darstellung ähnlich den markigen Holzschnitten Dürer's und seiner Schüler und leiden sie nicht selten an Gedanken-Armuth, so tritt in der Gudrun dagegen eine reichere Farbengebung und größere Gedankenfülle hervor, und der poetische Ausdruck, die sprachliche Gewandtheit, die Mannichfaltigkeit der Wendungen und Reime, kurz alles, was ein Gedicht formell auszeichnen kann, ist hier viel mehr zu finden als in den Nibelungen. Dabei schmiegt sich das

Digitized by Google

Gedicht von Gudrun mit weit größerer Liebe und Innigkeit an den Stoff an, malt die einzelnen Stellen, auf die es Gewicht legt, viel lebendiger und frischer aus und zeichnet die Charaktere theilweise noch schärfer und fester, wenn auch nicht so kolossal, als es dort der Fall ist. Und wenn sich im Nibelungenliede die Darstellung, um ihre Farblosigkeit zu verdecken, in die Prunksucht der Hofdichter verirrt und fast zu viele Züge aus der erkünstelten Etiquettenwelt des Mittelalters eingeschoben hat, so hält die Gudrun sich fast überall davon frei, indem sie, dem nordischen Charakter ihres Stoffes getreu bleibend, wenig Fremdes einmischt und nur hie und da, was uns eben um so mehr anspricht, die roh gewaltigen Züge des Nordens mildert und veredelt.

An den Nibelungen mußten wir ferner den Plan und die Anlage ganz besonders lobend hervorheben, bei der Gudrun aber müssen wir dies in gewisser Beziehung noch mehr. So großartig ist die Anlage in dieser natürlich nicht, wie in der Nibelungen-Tragödie, aber sie zeigt doch mehr als diese von künstlerischem Bewußtsein.

Während im Nibelungenliede Lücken oder Einschiebsel hervortreten, die den Zusammenhang unterbrechen, so ist in der Gudrun alles viel mehr aus einem Gusse, und die Fabel selbst schreitet in ihrer Entwickelung weit regelmäßiger fort, ja, es blickt aus ihr sogar ein wohlüberlegter Plan hervor, indem jeder Theil derselben als eine immer mehr erweiterte und an Interesse wachsende Variation des im Anfang angeschlagenen Themas erscheint. Nimmt man nun dies alles zusammen, diese größere und sichere Gewandtheit in der Darstellung, diese wohl durchgeführte Oekonomie des Ganzen, und nimmt man dann noch hinzu die tieferliegenden Schönheiten der Gudrun, dieses zarte Herausfühlen des Schicklichen, diese Tüchtigkeit und Gesundheit der Gesinnung, diese Tiefe des Gefühls und den milderen christlichen Geist, der sich darin offenbart, so muß man sich fast noch mehr zu der Gudrun als zu den Nibelungen hingezogen fühlen.

Nachdem ich dies Allgemeine nun vorausgeschickt habe, um auf die Stellung dieser Gudrun zu den bereits bekannten Nibelungen und auf ihren poetischen Werth im Voraus aufmerksam zu machen, muß ich nun wohl dazu übergehen, dieses liebliche Gedicht, das mich schon seit einem Jahrzehnt mehr als jede andere altdeutsche Dichtung beschäftigt hat, zu analysiren.

Die Nibelungen, wie man sah, zerfielen in zwei ziemlich scharf getrennte Theile. Die Gudrun dagegen theilt sich, wie von selbst, in

Digitized by Google

drei nur lose zusammenhängende Theile, die man nach ihren Haupthelden wohl Hagen, Hilde und Gudrun nennen könnte. Die beiden ersten Haupttheile, auf deren Betrachtung wir uns in dieser Vorlesung beschränken müssen, dienen uns als eine einleitende Vorgeschichte zu dem dritten inhalt- und umfangreichsten, in welchem erst die eigentliche Heldin des Ganzen, die Gudrun, auftritt, und enthalten die Geschichte der Großeltern und Eltern dieser, die aber insofern mit ihrer eigenen Geschichte in einem tieferen Zusammenhange steht, als sie für diese vorbildlich und weißagend ist.

Wir betrachten also zunächst den ersten Theil, dessen Heldt Hagen ist. Sein Inhalt ist dieser:

Ger's und Ute's Sohn, Siegeband, ist König von Eyerland (Irland). Nach seines Vaters Tod heirathete er ein Weib aus Norwegen, das ihm nach drei Jahren einen Sohn gebiert, der in der Taufe Hagen genannt wird. Diesen erziehen sie mit großer Sorgfalt und, von weisen Frauen verpflegt, wird er bald der Eltern liebste Augenweide. Aber lange sollten sie sich nicht an ihm erfreuen. Eines Tages sitzt Siegeband an des Schlosses Stufen unter einem cederholzenen Dache. Da spricht das Weib: „Wir haben viel Ehre, aber eins betrübt mich, daß ein mächtiger König, wie ihr, nicht mit seinen Mannen streitet und turnirt, wodurch er sich und die Seinigen zieren würde. Es zeugt von schwachem Sinn, wenn so reiche Fürsten, wie ihr, nur Gut auf Gut häufen und es nur mit ihren Stecken theilen." „O Frau, ihr spottet mein," antwortete der König, „aber ich will darauf denken und thun, was ihr wollt." „Nun denn sendet nach euren Mannen" entgegnet sie, „und auch ich will meine Vettern entbieten, damit unsere Freude vollkommen sei." Und der König geht darauf ein; alle seine Freunde und Vettern ladet er zu einem Feste ein, das in achtzehn Tagen an seinem Hofe stattfinden soll und läßt dazu alles rüsten, ja allein für 60,000 Helden Sitze und Bänke bereiten; sie kommen denn auch an, werden gastlich empfangen und mit reichen Gaben an Gold und Kleidern beschenkt. Die Festlichkeit beginnt. Im Beisein vielgepriesener Frauen freut man sich des Ritterspiels, und wenn das Turnier vorüber ist, müssen fahrende Spielleute mit Posaunen, Harfen und Geigenspiel die Gäste ergötzen. So währten die Lustbarkeiten neun Tage; da endlich am zehnten sollte sich alle Freude in Weh verwandeln.

Angelockt durch das kunstreiche Spiel eines der fahrenden Sänger hatten nämlich die Männer, denen der kleine Hagen, der Sohn des Wirthes, zur Pflege anvertraut war, diesen verlassen und der Obhut

Digitized by Google

einer Magd übergeben. Als dieſe nun mit dem Kinde vor dem Hauſe ſteht, ſiehe, da kommt ein gewaltiger Greif herangeflogen, der das Land wie eine Wolke verdunkelt, und vor deſſen mächtigem Flügelſchlage der Wald zu brechen ſcheint. Erſchrocken vor dem Ungethüm, läuft die Magd davon, um nur ſich zu retten, und läßt den Knaben liegen. Der Greif aber ſchließt das wehrloſe Kind in ſeine Klauen, daß es laut aufſchreit, hebt es in die Lüfte und trägt es von dannen. Da war denn der Jammer der Eltern ſowie der Gäſte überaus groß. Alle beweinen das Kindlein ſchon als todt, in tiefer Trauer trennt man ſich und zieht heim, als ob des Vogels Schwingen alles auseinander gejagt hätten; die Feier iſt zu Ende.

Aber das Kindlein war noch am Leben. Ohne es zu freſſen, trug es der Greif in ſein Neſt, um es dort zu ſeinen Jungen zu legen, die ſich nun mit ihm zu ſchaffen machten, bis es durch Gottes Güte gerettet wurde.

Eins der Jungen nämlich nimmt den Knaben, trägt ihn von Baum zu Baum, ſetzt ſich dann auf einen Aſt, und da dieſer unter ſeiner Schwere bricht, läßt ihn der Greif zu Boden fallen und verliert ihn, weil er ſich nun ſchnell im Buſchwerk verſteckt, ſo aus den Augen.

Wohl war er übel zerkratzt und zerbiſſen, doch war er erlöſt und freute ſich deſſen.

Derſelbe Greif hatte nun früher auch einmal drei Königstöchter geraubt und fortgetragen, die hatten ſich auch gerettet und lebten von Kräutern und Beeren des Waldes nahe dem Orte, wo Hagen war. Hagen blickte um ſich und fand die Mädchen in einer Höhle.

Anfangs wollten ſie ihn nicht aufnehmen, weil ſie ihn für einen boshaften Zwerg oder für ein Meerwunder hielten; als er ſich aber für ein Chriſtenkind kund gab, empfiengen ſie ihn liebevoll und gaben ihm einen Imbiß. Seitdem blieb er denn bei den Frauen und diente ihnen, und ſie pflegten ſeiner, daß er ſtark und kräftig heranwuchs. Einige Jahre ſpäter kam ein Schiff voll Pilger an die Küſte, aber der Sturm warf es gegen die Felſen, daß es zerborſt und die Mannſchaft ertrank. Da wurde denn das Ufer rings mit Leichnamen bedeckt, welche die Greife ſtückweiſe nach ihren Neſtern trugen. Als nun Hagen ſie ſo hin- und herfliegen ſieht, ſteigt er hinab ans Meer, ob er etwa noch Menſchen oder Speiſe fände, und ſiehe, da ſtößt er auf einen todten Mann, der ganz in Helm und Panzer gewaffnet iſt.

Digitized by Google

Schnell löst ihm der Unverzagte diese ab, legt sie selbst an und nimmt auch den Bogen und die Pfeile mit, die er neben ihm gefunden.

Aber er hat schon zu lange geäumt; denn alsbald vernimmt er das Rauschen der Flügel des Greifes, der auf ihn zustürzt, ihn zu zerreißen. Flugs spannt er die Sehne seines Bogens und schießt nach ihm; da er ihn aber verfehlt, schlägt er nach ihm mit dem Schwerte und erlegt nicht nur ihn, sondern auch die Jungen, die dem Alten nachgeflogen waren.

Da nun der Greif todt war, ruft Hagen fröhlich den Königstöchtern, die neben ihm noch klagend dabei standen, zu: „Nun mögt ihr euch ohne Scheu in der sonnigen Luft und im warmen Scheine des Himmels ergötzen, denn unsere Feinde sind durch Gottes Güte getödtet. Da empfiengen sie ihn voll Freude und küsseten ihn, daß er so Herrliches gethan. Sie giengen nun frei, wohin sie wollten, nah und fern. Hagen aber übte sich im Gebrauch der Waffen, er lernte mit dem Bogen schießen, daß ihm kein Vogel im Fluge entrann. Mit den wilden Thieren lief er um die Wette und war schneller als sie, und doch erzog ihn niemand. Er lernte alles aus sich selbst.

Auch ans Meer gieng er und sah da die Fische schwimmen; aber was half es ihm, wenn er sie auch fieng, denn in seiner Küche dampfte es selten. Lieber gieng er in den Wald und jagte die Thiere. Einst sah er ein großes Unthier, ein Gampilon, das wollte ihn verschlingen. Da faßte er sein Schwert und schlug es todt, trank dessen Blut, und gewann dadurch so übermenschliche Stärke, daß er selbst Löwen bezwingen konnte. Nachdem er sich dann auch in die Haut des Thieres gehüllt hatte, trug er es heim, daß es die Jungfrauen essen sollten.

Diese brieten es am Feuer und wurden vom Genusse des Fleisches auf ein Mal so blühend und schön, als ob sie daheim wären in den Palästen ihrer Väter. Hagen bekam nun die Stärke von zwölf Männern und erlegte viel Wild; aber trotzdem sehnten sie sich doch aus dieser Wildniß hinweg.

Da berathschlagten sie, daß sie ans Meer gehen wollten, um vielleicht ein Schiff zu erblicken, das sie mitnähme. In Laub und Moos gehüllt, wandern sie nun vierundzwanzig Tage mit Hagen durch den Wald. Endlich erblickten sie denn auch ein Schiff, das schwer beladen von Garade kam. Laut ruft Hagen es an, und trotz des Wogengebrauses hörten sie doch seine gewaltige Stimme.

Aber sie wollten sie nicht sogleich aufnehmen, weil sie sie für Waldteufel hielten, und erst, als sie sich als Christen bekennen, ver-

Digitized by Google

gönnt man ihnen das Schiff zu besteigen und pflegt ihrer dort aufs beste.

Als sie nun gespeist hatten, fragte sie der Herr des Schiffes, der Graf von Garadin, wer sie seien und woher sie kämen. Die drei Frauen geben willig Auskunft über ihre Abstammung. Die eine ist eine Königstochter aus Indien, die zweite aus Portugal, die dritte aus dem Iserlande.

Als aber Hagen sich als den Sohn des Siegeband von Irland kund gibt, will der Graf, der ein bitterer Feind ist von der Familie Hagen's, diesen als Geisel behalten und weigert sich das Schiff auf Eyerland zu richten. Doch Hagen besteht darauf, und droht ihnen ans Leben zu gehen, wenn sie nicht die Segel wenden und das Schiff auf seine Heimath kehren wollten. Da gebietet der Graf seinen Schiffsleuten ihn zu greifen, aber Hagen faßte sie bei den Haaren und warf ihrer dreißig ins Meer, daß die Kraft seines Leibes ihnen zum Schaden kund ward.

So müssen denn die Schiffsleute aus Furcht vor Hagen's Stärke das Schiff auf Irland lenken. Siebzehn Tage fahren sie; da sieht Hagen die weißen Burgen seines Vaters und einen hohen Palast mit dreihundert Thürmen. In diesem wohnte Siegeband mit seinem Weibe. Sogleich sendet er neue Boten aus, die ihn anmelden sollen. Frau Ute und Herr Siegeband sahen sie kommen und erkannten sie augenblicklich als Leute von Garade. „Wie könnt ihr wagen, ruft er ihnen entgegen, in mein Land zu kommen?" Aber alsbald antwortet einer der Boten: „Dein Sohn, der junge Hagen, hat uns hergesandt; wer ihn sehen will, komme bei Zeiten." „Ihr täuscht mich ohne Noth," spricht Siegeband, „denn er ist so von uns geschieden, daß sein Tod uns bitter betrübt hat." Die Boten reden weiter: „Wollt ihr uns nicht glauben, so fragt euer Weib, die Königin, ob sie an seiner Brust ein goldenes Kreuzchen finden will? Wenn man so die rechte Wahrheit an dem Degen erfindet, dann mögt ihr ihn wohl gern als euer Kind erkennen." Da war denn große Freude nach langem Gram. Alles zieht hinab an das Gestade. Die Mutter Ute erkennt ihr Kind wirklich an dem goldenen Kreuzchen vor der Brust. Siegeband weint vor Freuden, und beide können sich nicht satt sehen an ihrem längst verlorenen, nun wiedergefundenen Sohne. Man zieht nun in die Burg. Hagen versöhnt seinen Vater mit dem Grafen Garadin, der nun vierzehn Tage bei Siegeband rastet, und dann reichlich beschenkt wieder

Digitized by Google

abſegelt. Seitdem wurden die von Garade niemals wieder mit Irland befeindet.

In der väterlichen Burg zu Valion wächſt nun Hagen vollends heran zu einem ſtattlichen Recken, heirathet dann eine der drei Königstöchter, die Hilde von Indien, während die andere vom Iſerlande ſich mit einem der Gäſte vermählte und Hilde's Genoſſin wird, und empfängt endlich auf einem Feſttage von ſeinem Vater die Regierung. Durch ſtrenges Gericht und Demüthigung ſeiner Feinde wird er ein weit und breit gefürchteter Herr.

Hier endet der erſte Theil des Gedichtes.

Wie man ſieht, iſt hier alles noch ziemlich wunderlich und märenhaft, und das Mythiſche bricht hier noch deutlicher durch. Aber die Hauptſache iſt hier auch nur, daß das Grundthema des Ganzen einfach gegeben iſt, nämlich das Thema der Entführung, das nun in dem folgenden Theile variirt wird und im dritten Theile endlich ſich aufs herrlichſte entfaltet. Wie hier das Kind Hagen von einem Greifen entführt wird, ſo geſchieht nun daſſelbe im zweiten Theile an Hagen's Tochter, nur daß der Raub hier von keinem Thiere, ſondern von einem königlichen Helden vollzogen wird, und ſich ſo das Geſchick des Vaters wie ein Erbſchickſal in größerem Maaße und in anderer Weiſe an dem Kinde wiederholt.

Wir beginnen alſo den zweiten Theil:

Dem Hagen wird von ſeinem Weibe eine Tochter geſchenkt, die man nach ihrer Mutter Hilde nennt. Sie wird von Hagen ſo ſorgſam erzogen, daß er nicht einmal der Sonne und dem Winde gönnt, ſie zu berühren. So wächſt ſie denn zu hoher Schönheit heran; und viele edle Fürſten verſuchten es, um ihre Hand zu werben. Aber keiner, will Hagen, ſoll ſie haben, der ſchwächer ſei, als er ſelbſt; und als der König vom Waleiſer Lande ſie begehrt, ſchlägt er ſie ihm aus und läßt die Boten, die dieſer geſandt, aufhängen. Natürlich ſchreckt das viele ab, aber doch nicht alle. Denn wenn auch einer noch ſo übermüthig iſt, ſagt das Lied, ſo findet ſich doch ein anderer, der mit ihm ſtreitet.

Im Hegerlingerlande nämlich ſitzt ein Heldenkönig Namens Hettel. Viele Lande ſind ihm unterthan; er beſitzt achtzig Burgen; auch hat er viele gewaltige Vettern und iſt ſelbſt kühn an Muth und ſiegreich gegen ſeine Feinde. Aber er iſt verwaiſt, und herzlich ſehnt er ſich nach einem Weibe. Da räth ihn denn einer ſeiner Vaſallen aus Niſland, Morung, Hagen's Tochter, die ſchöne Hilde, zu nehmen.

Digitized by Google

Wie, antwortet Hettel, es ist ja bekannt, daß wer um ihre Minne wirbt, ihren Vater kränkt. Schon sind um ihretwillen viele edle Männer gestorben, und ich will nicht Ursache sein, daß einer meiner Freunde den Tod leide. Nun entgegnete ihm Morung: „Sende nur Boten in sein Land und laß Horand kommen, der ist selbst bei Hagen gewesen und kennt seine Sitten.

Ohne Horand's Hilfe kann das Ganze freilich nicht geschehen. Diesen Rath nimmt denn auch Hettel an. Er sendet Boten aus, und läßt seinen Neffen Horand entbieten. Dienstfertig folgt dieser der Einladung, bringt aber auch noch einen andern kühnen Helden, den Frute von Dänemark mit. Als sie ankommen, werden sie freundlich empfangen und in einen weiten Pallast geführt.

Alsbald eröffnet sich Hettel über seinen Plan. Wisset ihr nicht, wie es um Frau Hilde steht, die junge Königin? Ich wollte ihr meinen Dienst und meine Werbung antragen lassen. „Ei," antwortet Horand, „die ist mir wohl bekannt, eine schönere Jungfrau, als die Hilde, wird nicht gefunden. Wohl schickte sich ihr eine Krone." Nun fragt Hettel weiter: „Sollte es wohl möglich sein, daß ihr Vater mir das Mägdlein gäbe! Ja, däuchte ich ihm so bieder, ich wollte sie gern minnen und wollte es jedem lohnen, der mir helfen würde, die Maid zu werben." „Das kann nicht geschehen," spricht Horand; „jeden, den du als Boten zu ihm sendest, wird man erschlagen oder hängen." „Wollte aber," fügt Frute hinzu, „der Schwestersohn Wate von Sturmland der Bote sein, denn möchte es uns wohl gelingen, daß wir sie brächten." Da antwortet Hettel freudig: „Nun gut, da will ich Boten nach Sturmland senden."

Das geschieht auch, und ohne Verzug kommt Wate mit einen Gefolge von zwölf Mannen an; in der Meinung Hettel sei von Feinden bedrängt. Nach herzlicher Begrüßung spricht endlich Hettel: „Ich habe nach dir gesendet, weil ich eines Boten bedurfte zu dem wilden Hagen, und ich weiß keinen, der dazu besser sich eignet, als du, lieber Freund Wate." Da spricht der alte Wate: „Was es auch sei, was ich euch zu Ehren und Liebe erwerben soll, das thue ich gern, dessen könnt ihr versichert sein; ich bringe es zu Ende, es sei denn, daß der Tod mich hinwegnehme." Hettel fährt fort: Mir rathen alle meine Freunde, ich soll um Hagen's schöne Tochter werben, daß sie Königin werde in meinem Lande.

„Wer dir das gesagt hat," entgegnete Wate zornig, „dem wäre es nicht Leid, wenn ich heute stürbe! Gewiß hat dich Frute von

Digitized by Google

Dänemark dazu angereizt. Du weißt nicht, wie sehr die schöne Maid gehütet wird. Da aber Horand und Frute dir dazu gerathen haben, so will ich auch nicht eher ablassen, auf daß du mich und sie getreu in deinem Dienst erfindest." Zur selben Stunde kommen nun die drei Helden Wate, Frute und Horand zusammen und berathschlagen, wie sie die Werbung ohne Gefahr des Lebens ausführen sollen. Frute räth: sie selbst wollen sich als Kauffahrer verkleiden, auf ihrem Schiffe einen Kramladen mitnehmen und sich bei Hagen für Geächtete ausgeben. Dann werde dieser ihnen gnädig sein, und sie ruhig in seinem Lande Herberge nehmen lassen. Obgleich nun dieser Vorschlag dem alten Wate, der sich selbst nicht für so geschmeidig hält, schönen Frauen Kleinode zu bringen, anfangs mißfällt, so geht er doch, wenn auch mit Widerwillen darauf ein, und es wird beschlossen, das Wagestück zu unternehmen.

Wenn der Sommer kommt, in des Maien Zeit, dann wollen die Helden sich rüsten und von Hettel's Lande aus die Fahrt antreten. Vorerst aber ziehen sie wieder heim, und in ihrer Abwesenheit trifft Hettel die nöthigen Anstalten. Zimmerleute läßt er kommen, daß sie Schiffe bauen so stark und prächtig, als es nur möglich ist. Die Wände befestigen diese an die Rippen mit Silber, dann setzten sie hohe und gute Mast-Bäume ein und umwanden die Ruder mit Golde, daß sie leuchteten wie rothe Gluth. Auch wurden ihnen weiter Ankerseile gebracht von der besten Art, und früh und spät wirkte man die Segel aus der schönsten Seide. Der König aber treibt die Arbeit sehr und leidet nicht, daß einer müssig ist.

Im Frühjahr kehren die Helden dann versprochener Weise zu Hettel zurück. Zwei kleinere Schiffe und zwei Lastschiffe liegen auf der Fluth bereit, und außerdem noch ein großes Schiff von Cedernholz. Da wollen sie denn von dannen. Rosse, Speisen und Gewänder werden auf die Schiffe gebracht, und Wate gibt dem Könige, den es doch um seine Mannen bangt, den Rath: „Was auch uns immer geschehe, behaltet ihr daheim nur festen Muth, strebet darnach, wo eure Ehre zu erwerben ist und hütet unser Erbe. Diesen auf dem Schiffe soll es schon an meiner Lehre und Weisung nicht fehlen."

Nachdem dann Frute die Schatzkammer des Schiffes übergeben ist, in der Gold, Gesteine und andere Kleinodien liegen, und hundert Mann unten im Schiffsraum versteckt sind, um bereit zu sein, wenn bei der Entführung der Hilde sich Gefahr erheben sollte, wünscht ih-

Digitized by Google

nen Hettel bekümmert Gottes Geleit, und die Schiffe mit dreitausend Helden segeln von dannen.

Die Fahrt geht gut. Nach sechsunddreißig Tagen gelangen sie bei Balian an, der Burg, wo der wilde Hagen sitzt. Als man die prächtig geschmückten Helden wahrnimmt, wundert man sich allgemein, und sagt es flugs bei Hagen an, daß fremde Leute gekommen seien. Aber ehe sie noch zu diesem kamen, schlägt Frute am Strande seinen Kramladen auf und bietet seine Waaren feil. Da eilen die Bürger der Stadt Balian von allen Seiten herzu, an ihrer Spitze der Stadtrichter, der sich nach ihrer Heimath erkundigt. Dieser bringt sie endlich vor Hagen.

Der Ruf von ihrem Reichthum hat diesen schon freundlich gegen sie gestimmt, und sobald sie bei ihn eintraten, entbietet er ihnen sein Geleit und seinen Frieden. „Seid ohne Sorgen," spricht er, „in meinem Lande soll euch nichts widerfahren!" Und als sie ihm nun gar Kleinodien zum Werth von tausend Mark schenken, gewinnen sie völlig seine Gunst: „Lebte ich auch nur noch drei Tage," ruft er aus, „so will ich vergelten, was ihr mir gegeben habt, und ich schwöre, daß ich ewig beschalten sein will, wenn euch etwas Uebles geschieht." Dann theilt er die Gaben aus an die Seinigen, und sein Weib und seine Tochter wissen sich vor Freuden nicht zu fassen über die reichen Borten, die Bänder und die Ringe, die sie durch die freundlichen Kaufleute erhalten.

Aber die Hegelingen überbieten auch noch dies. Sobald sie zum Schiffe zurückgekommen sind, schicken sie noch prächtigere Geschenke, Seidenstoffe, schön gesattelte Pferde, künstlich gearbeitete Waffen und andere an den Hof, so daß Hagen und seine Kämmerer in noch größeres Staunen gerathen und sich noch freundlicher als zuvor mit ihnen einlassen. „Sagt nur," spricht Hagen, „von wannen kommt ihr denn. So reiche Gaben habe ich ja noch nie von Gästen erhalten." „Ich will's euch sagen," antwortet Horand, „wir sind aus unserm Lande vertrieben; denn ein mächtiger König hat sehr übel an uns gethan." „Und wer ist der?" „Hettel vom Hegelingerlande." „Nun so seid getrost," antwortet Hagen, „hinfort sollt ihr den König von Hegelingen nicht mehr um das Seinige bitten; wollt ihr hier bleiben, so will ich euch mittheilen, was ich besitze," spricht Hagen. „Ja," antwortet Horand, „wenn wir nur nicht fürchten müßten, daß Hettel von uns hier in Irland Kunde vernähme, und uns auch hier nicht in Ruhe lasse." „Das darf er nimmer," entgegnet Hagen, „bleibet nur hier und machet

Digitized by Google

es euch wohnlich." Da läßt sie denn der wilde Hagen Herberge nehmen in seiner Stadt und befiehlt seinen Bürgern an, ihnen alle mögliche Ehre zu beweisen. Vierzig Häuser werden für die wassermüden Gäste eingeräumt; da hinein ziehen sie. Die hundert aber, die verborgen waren, bleiben im Schiffe, und denken, es sei doch besser mit harten Stürmen zu streiten, als so müssig um eines Mädchens willen im Schiffe zu warten.

Hat sich nun Hagen gleich anfangs durch die Pracht und den Reichthum der Gäste verlockt in die Schlinge ziehen lassen, so geräth er durch die nun folgende Täuschung immer tiefer hinein.

Er ladet die Hegelinger an seinen Hof, mit ihm zu speisen. In prächtigen Gewändern erscheinen sie, und werden fast ehrerbietig empfangen. Nach der Mahlzeit erhalten sie Zutritt in der Königin Gemach; denn diese wünscht von ihnen zu hören, was sie erlitten haben. Da sitzt denn der alte Wate, der alte breitbartige riesige Held, das Haar mit bunten Borten umwunden, bei den Frauen, und als er gar zu ernst drein sieht, fragen ihn diese lächelnd, ob es ihm wohl gut dünke, wenn er so bei schönen Frauen sei, oder ob er lieber im heißen Kampfe fechten wolle. Und flugs antwortet er: „Zwar habe ich nie so sanft bei schönen Frauen gesessen, doch wenn ich mit wackerem Heergefolge im festen Sturme fechten sollte, das thäte ich lieber." Da lacht die junge Hilde laut und fragt, ob der alte Mann daheim in seiner Burg auch Frau und Kinder habe? So scherzt man hin und her, bis die Helden aufbrechen und von dannen gehen.

Aber Wate hat durch seinen wunderlichen Ernst und seine Mannheit der Frauen Wohlwollen so sehr erworben, daß sie ihn und die andern Helden bitten, öfter zu ihnen zu kommen; denn bei den Frauen sitzen wäre ihnen gewiß keine Schande.

Ein anders Mal kommen sie wieder an den Hof. Sie finden bei Hagen viele Ritter, die allerlei verschiedene Spiele treiben. Einige spielen Schach, andre üben sich fechtend mit Schilden sich zu schirmen. Da fragt Hagen die Hegelingen, ob in ihrem Lande dergleichen auch Sitte sei, und spottend lächelnd antwortete Wate: „Ich sah dergleichen noch nie, wenn mich aber einer darin unterrichten wollte, dem wollte ich reichen Lohn gönnen." Sogleich läßt Hagen seinen Waffenmeister holen, daß dieser dem Wate das Fechten lehre. Doch bald wird dem Meister Angst vor seinem Schüler, denn Wate deckt sich wie ein geübter Kämpfer und der Waffenmeister muß wie ein Leopard entspringen vor Wate's Schwertschlägen, unter denen die

Digitized by Google

Schilder laut erklingen, daß die Funken darausſprühen. „Gebt mir das Schwert," ruft Hagen, „ich will den Helden von Sturmland meine vier Hiebe lehren." Wate lobt das, ſetzt aber die täuſchende Rolle beibehaltend hinzu: „Aber ihr müßt mir Frieden verſprechen, König Hagen, daß ihr mich nicht in Gefahr bringt; denn ſchlagt ihr mir Wunden, ſo müßt' ich mich vor den Frauen ſchämen." Und nun gehts ans Fechten. Doch o Wunder! Wate kann ſich decken, wie der beſte Held, und der Meiſter raucht vor dem Jünger von ſeiner Anſtrengung wie ein genäßter Feuerbrand. Unmäßige Schläge ſchlägt der Wirth ſeinem Gaſte, aber wie ſchwer es ihm ankommt, der König muß doch Wate's Meiſterſchaft anerkennen. Da ruhen ſie ein wenig, dann aber von Kampfluſt überwältigt, ſpricht Wate zum Könige: „Nun habe ich eure vier Hiebe gelernt; laßt unſer Schlagen ernſtlich ſein, und, auf ihn einſtürzend, lohnt er ihn wie einen wilden Sachſen, denn er ſchlägt ſo heftig, daß ihm der Schwertknauf abſpringt. Als nun die beiden Helden nach beendigtem Waffenſpiel ſich ſetzten, ſpricht Hagen ſeine Verwunderung über Wate's große Geſchicklichkeit aus. Nie habe er einen Jünger ſo ſchnell lernen ſehn.

Aber die Hegelingen lachen heimlich der Rede; denn ſie wiſſen wohl, daß Wate geübter iſt als ſie alle.

Wie nun Frute früher durch die Pracht und den Reichthum ſeiner Waaren, und Wate jetzt durch ſeine Waffenkunſt den Hof in Staunen ſetzt, ſo erregt endlich Horand's Geſang noch größere Bewunderung, und hiermit gelangen wir denn zu einer der lieblichſten Scenen der Gudrun, zu jener Schilderung der Macht des Geſanges, die ſchon im Mittelalter einen ſo vorzüglichen Ruhm erlangte, daß der Held dieſes Stückes, der Sänger Horand, ſprichwörtlich wurde und daß man, um einen Sangesmeiſter zu bezeichnen, ſagte: Er ſang ſo wohl als Horand. Ich theile dieſes Stück, das ein trefflicher Pendant zu jener duftigen Scene von Volker's Geigenſpiel in den Nibelungen iſt, nach einer eignen Ueberſetzung *) mit:

's war einſt am Sommerabend und über Haid und Meer
Zog ſtill der Mond herüber mit ſeinem Sternenheer;
Da ſaß im Thor des Schloſſes auf einer ſteinernen Bank
Horand von Dänemarke der kühne Held, und ſang.

*) Vergleiche: »Ueberſetzungen aus dem Mittelhochdeutſchen von Karl Barthel« in den »Hamburger literariſchen und kritiſchen Blättern.« 1851. Nr. 54. 55. 57. und »Proben aus einer Ueberſetzung des altdeutſchen Gedichts »Gudrun« von Karl Barthel« daſelbſt 1852. Nr. 8—11. J. G. F.

Digitized by Google

Er lockt' aus seinem Munde den Klang so süß hervor,
Daß es wie Zauber erfaßte der Leute Herz und Ohr,
Ja also hehr und herrlich war seiner Töne Sieg,
Daß selbst davor im Walde das Lied der Vögel schwieg.

Das hörte gern der König sammt seinem Heeresbann,
Sie stunden still zu lauschen und sahn einander an,
Auch hört' es von der Zinne die alte Königin;
Es trug der Wind die Töne zu ihrem Fenster hin.

Da sprach die schöne Hilde: „Hei, was ich da vernahm!
War's nicht die schönste Weise, die mir zu Ohren kam?
Denn schöner fand auf Erden ich sie wohl nimmermehr,
Ach, wollte Gott, so sängen auch meine Kämmerer!"

Sie ließ den Sänger rufen und sagt' ihm großen Dank:
„Ihr habt mir's Herz bezwungen durch euren holden Sang,
Mir ist der Abend heute mit Freuden hingeflohn,
Ach, singt mir alle Abend, ich geb' euch reichen Lohn."

„Frau, wenn ihr's so ersehnet und mir's auch danken wollt,
Sing' ich euch alle Zeiten ein Lied so wunderhold,
Daß, wer da recht es höret, ihm all sein Leid vergeht,
Und Herz und Sinn ihm wieder auf höh're Dinge steht."

Als nun die Nacht verschwunden, beim frühen Dämmerschein,
Hub Horand an zu singen, so daß im nahen Hain
Die Vöglein vergaßen zu singen den Morgensang,
Und jeder Schläfer hastig von seinem Bette sprang.

Und als der Strom der Klänge sich freiere Bahnen brach,
Hört's Hagen selbst und Hilde im stillen Ehegemach;
Da lockt' es sie gewaltig, hin auf die Zinnen zu gehn,
Und näher dem zu lauschen, was schon von fern so schön.

Auch Hagen's holde Tochter, die junge Königin,
Die sitzt mit ihren Mägden und horcht verstohlen hin,
Und staunt, daß im Gehöfte die Vöglein all so still,
Und kein's mit Liederschalle den Gruß ihr bringen will.

Doch Frute murrt: „'s wär' besser, mein Neffe ließ es sein,
Solch ungefüges Tönen schafft Kopf- und Herzenspein;
Ich weiß nicht, welcher Holden er solches Taglied bringt,
Doch solch Gesing' ihm nimmer der Schönen Gunst erringt."

Da sprachen Hagen's Helden: „Hört, Herr, ihr seid bethört,
Denn also siech ist keiner, daß, wer dies Lied erhört,
Er nicht zur Stund' genese, ja es macht lebensfroh."
Und Hagen sprach: „Ich wollte, ich sänge selbst nur so."

Digitized by Google

Und wahrlich, hätt' er geſungen ſo lange, als es währt,
Wann einer tauſend Meilen zu Roß und Wagen fährt,
Es würde ihnen allen, da er ſo ſüße ſang,
Nicht mehr gedünket haben, als einer Spannen lang.

Nun, da er ausgeſungen und ſich vom Seſſel hob,
Der Freude Purpurröthe jung Hilde's Wang' umwob,
Sie warf ſich eilig über ein lichtes Morgengewand,
Noch eiliger aber wurde zu ihrem Vater geſandt.

Und als der kam zur Tochter, ſtand ſie in trübem Sinn,
Doch ſtreichelt bald ſie koſend des Vaters bärtiges Kinn,
Und wie wohl Kindlein pflegen, ſie bittend in ihn dringt:
„Lieb' Väterchen, gebiete, daß er noch mehr uns ſingt."

Er ſprach: „Du liebe Tochter, ich gäb' ihm tauſend Pfund,
Wenn er dir ſingen wollte zu einer Abendſtund',
Doch wiſſe, meine Gäſte Hochmuth gefangen hält,
Daß ihnen leider nimmer ſein Singen wohlgefällt."

Wie ſie auch bitten mochte, der König gab nicht nach,
Als Horand aber hörte, wie's Hagen widerſprach,
Da ſang er eine Weiſe ſo hold und ritterlich,
Daß Sieche und Geſunde ein ſüßes Weh beſchlich.

Die Hirſche ließen horchend im Wald die Weide ſtehn,
Im Graſe lag's Gewürme, als könnt's nicht fürder gehn,
Die ſchillernden Fiſche tauchten aus ihrer Fluth hervor,
Ja ſelbſt die Bäume neigten ihr grünes Blätterohr.

Und in der Näh' und Ferne, ſo weit ſein Lied erklang,
Schwieg plötzlich in den Hallen der Pfaffen Chorgeſang;
Auch tönte der Schall der Glocken nicht mehr ſo rein als eh',
Ja alles, was ihn hörte, dem ward nach Horand weh. —

Nun ruht jung Hilde nicht eher, bis ſie Horanden gewann
— Und wär's auch um ihr Leben und ihre Ehre gethan —
Daß er ihr heimlich ſänge in ihrem Zimmer allein,
Denn vor den beiden Eltern ſoll's wohl verſchwiegen ſein.

Und einen ſchlauen Diener, der ihr gar treu und hold,
Verſprach ſie nun zum Lohne zwölf Spangen von rothem Gold,
Wenn er beſcheiden wollte den liederreichen Mann; —
Hei, wie ſo ſchnell der Diener ſich da den Sold gewann!

Drauf, wie ſie's ihm geheißen, ſtellt er als Wacht zuvor,
Daß keiner ſie überraſche ſich vor des Hauſes Thor,
Indeß zur feſten Stunde Horand ſich zu ihr ſchleicht,
Sich freuend, daß er endlich ſein Liederziel erreicht.

Digitized by Google

Da sprach sie: „Setzt euch nieder, seid mir willkommner Gast,
Und singt, was mir wie Zauber das Herz schon oft erfaßt;
Denn wahrlich, eure Stimme, ach, wäre die nur mein,
Ich gäbe sie nicht ums Leben, um Gold und Edelstein!“

„Ja, könnt' ich euch nur singen, vielschöne Königsmaid,
Daß mir darum euer Vater nicht fügte Todesleid,
Dann dient' ich euch mit Freuden; doch seinem Grimme fern,
Wollt' ich viel lieber singen im Lande meines Herrn.“

Da sang er 'ne Schifferweise, die einst von Amile kam,
So süß, wie sie zu Lande wohl nie ein Christ vernahm;
Still lauscht den Liederweisen des Mägdleins Herz und Ohr,
Und helle Thränen quillen aus ihrem Aug' hervor.

Sie sprach gerührten Sinnes: „Du Guter, habe Dank,
Wie aber soll ich dir lohnen den lieblichen Gesang?“
Und dabei reicht sie lächelnd die weißen Händ' ihm dar;
Ach, wie ihm da so freudig, so hehr zu Muthe war!

Sie schwur ihm nun auf Treue freiwillig in die Hand,
Wenn sie einst Königin heiße und er vielleicht verbannt,
So sollt' er sich nur flüchten in ihrer Burgen Hut;
Da werd' er Obdach finden und Schutz vor Feindeswuth.

Und nun bot ihm das Mädchen des Sängerlohns noch mehr,
Doch ihm stand von dem allen nach einem nur Begehr:
„Gönnt mir den golden Gürtel, denn bring' ich den zurück,
So blühet meinem Herren des Lebens schönstes Glück.“

Sie drauf: „Wer ist dein Herre, sprich, wie ist er genannt?
Geht er auch unter Krone und hat er eigen Land?“ —
„Glaubt mir's, mein Herr ist König, hat viele Städt' im Reich,
An Macht und Schätzen kommt ihm keiner auf Erden gleich.

Und lauert hier kein Horcher, so will ich's euch vertrau'n,
Weßhalb mein Herr uns sandte in eures Vaters Gau'n.“ —
Sie drauf: „So lasset hören, was mir euer Herr entbeut,
Und eh' wir noch uns trennen, geb' ich darauf Bescheid.“ —

„Wohlan, ihr seid es selber, um die er uns gesandt,
Weil er in reiner Minne sein Herz euch zugewandt,
Fürwahr, vor allen Frauen hat er euch ausersehn,
Ach hehre Königstochter, laßt Gnad' an ihm ergehn!“

Sie sprach: „Gott müff' ihm lohnen, die Huld, die er mir zollt,
Und säh' ich ihn selbeigen, ich glaub', ich wär' ihm hold,
Auch schon um deinetwillen; dann wär's ja unverwehrt,
Daß du mir Lieder singest, so oft mein Herz begehrt.“

Digitized by Google

Er ſprach: „Iſt das ſchon alles, was ihr ſo ſehnlich wollt,
So wißt, mein Herr hat täglich an ſeinem Hof in Sold
Zwölf Sänger; doch wie lieblich auch ihr Geſang erklingt,
Iſt's doch der König ſelber, der noch viel ſchöner ſingt."

Sie ſprach: „Iſt er ſo fähig der holden Liederkunſt,
So ſchenkt' ich ihm gar gerne der Liebe vollſte Gunſt;
Doch ach, des Vaters Strenge mich noch zurücke hält,
Denn folgt ich euch von hinnen, wär's böſe um mich beſtellt."

„Darob ſeid ohne Sorgen; uns ſteht ein Heer bereit,
Das euch gern Leib und Leben im Drang des Kampfes weiht,
Glaubt auch, gar ſchnell entführet euch unſrer Schiffe Kiel,
Und ſeid ihr erſt zu Meere, habt ihr gewonnen Spiel.

Bald wollen wir Abſchied nehmen und läßt eu'r Vater uns gehn,
Dann bittet ihn und ſprechet, als wäre nichts geſchehn,
Ihr nähm't gern unſre Schiffe einmal in Augenſchein,
Und ſeid ihr dann am Strande, ſo ſpringt ihr ſchnell hinein."

Das Mägdlein weint vor Zagen, wie wird ihrs Herz ſo weit,
Wie ringen ihr alle Sinne nun zwiſchen Wonn' und Leid!
Der Sänger aber dringet und läßt nicht eher ab,
Bis ihm die Holde endlich wohl dieſe Antwort gab:

„Nun gut, ich will euch folgen, wenn nur der Vater gewährt,
Daß ich zum Meere reite, und nichts von Trug erfährt,
Drum mögt ihr ſelbſt ihn bitten, und gibt er willig nach,
So meldet's mir drei Tage vor eurem Reiſetag."

(K. Barthel.)

Aus dieſem hier mitgetheilten Stücke erſieht man ſelbſt den Gang der Handlung. Hilde gibt alſo ihre Einwilligung zur Entführung. Hagen und ſeine Gattin werden ans Ufer zu den Schiffen gelockt; und während ſie die ausgelegten Koſtbarkeiten betrachten, wird Hilde wirklich zu Schiffe gebracht. Plötzlich zucken die Segel auf, man ſtößt vom Lande und gelangt glücklich mit der herrlichen Beute im Hegelingerlande an, wo Hettel die Braut mit ihren zwanzig Frauen empfängt.

Aber der ergrimmte Hagen eilt natürlich mit ſeinen Mannen den Räubern nach und ſchlägt gegen Hettel eine Schlacht, die wieder herrlich geſchildert wird.

Herüber und hinüber werfen ſie die ſcharfen Speere, und das Waſſer wird vom Blute roth gefärbt. Als Hagen den Hettel am Geſtade ſieht, ſpringt er in großem Zorn aus dem Schiffe in die Fluth und watet an den Strand; und obgleich die Pfeile auf ihn fliegen wie

Digitized by Google

Schneeflocken vom Winde getrieben, so dringt er doch auf Hettel ein. Beide kämpfen nun, daß die Schwerter an ihrer Hand laut erklingen, bis Hettel endlich vom Hagen verwundet wird. Doch unmöglich kann dieß der alte Wate ungerächt lassen. Flugs stürzte er auf den wilden Hagen los; und von seines Schlages Wucht wankt der Grund; aber auch Hagen gebraucht seine Kraft so wohl, daß die Funken seinem Gegner aus den Helm stieben wie Feuerbrände. Plötzlich jedoch bricht Hagen seine Stangen an Wates Schild entzwei; aber rasch greift er zum Schwerte und schlägt damit den kühnen Wate aufs Haupt, daß das Blut aus seiner Wunde rinnt. Ebenso rasch indeß vergilt Wate den gewaltigen Hieb mit einem Schlage, und schon wird es dem Hagen dunkel vor den Augen, als der mittlerweile verbundene Hettel herbeispringt, die Streitenden zu trennen. Es wird Friede gemacht und den müden Helden wird Gemach bereitet. Hagen versöhnt sich mit Hettel, vergibt seiner Tochter Hilde alles, was sie verschuldet, und Wate verbindet ihm sogar seine Wunden. Dann räumt man die Todten vom Felde, und alles Weh und Ach vergessend, überläßt man sich der Freude.

Mit großer Pracht feiert nun Hettel seine Hochzeit mit Hilde, und nachdem er zur Pflege seiner Tochter jene Hildburg von Portugal, dieselbe, die einst vom Greife geraubt, zurückgelassen, zieht dann Hagen fröhlich wieder heim in sein Reich.

So endet der zweite Theil. Wie man leicht bemerken wird, ist er nur eine reichere Variation des im ersten Theile schon angestimmten Themas von der Entführung. Aber, wie ganz anders, wie neu, wie bei weitem spannender ist hier alles! Und dennoch sind diese beiden Theile nur das Vorspiel zu dem dritten, in welchem nun eigentlich die volle Blüthe des Gedichtes sich entfaltet und die eigentliche Heldin Gudrun auftritt. Doch diesen Theil, auf den nun im engsten Sinne erst alles seine wahre Anwendung findet, was ich lobend über die Gudrun hervorhob, müssen wir auf die nächste Vorlesung versparen.

Digitized by Google

Elfte Vorlesung.

Die Epik.

Schluß.

Gudrun.

Nachdem ich in der letzten Vorlesung eine allgemeine Charakteristik unseres zweiten Nationalepos, der Gudrun, gegeben und insbesondere einen Vergleich derselben mit den Nibelungen angestellt hatte, begann ich den Inhalt der beiden ersten Theile dieses Epos darzulegen.

Wie man sich erinnern wird, bezeichnete ich diese beiden Theile, die nach ihren Hauptpersonen Hagen und Hilde genannt werden, nur als ein Vorspiel des dritten Theils. Es war in denselben das Schicksal der Großeltern, wie der Eltern der eigentlichen Heldin, der Gudrun, erzählt und zwar so, daß sie nicht nur untereinander, wie Weissagung und Erfüllung zusammenhängen, sondern nun auch wieder beide das weissagende Vorbild zu dem dritten Theile der Gudrun, in welcher sich die eigentliche Blüthe des Ganzen entfaltet, überschaut haben. So treten wir denn näher, um die Entwickelung desselben zu verfolgen.

Hilde, Hagens Tochter, erhält vom König Hettel zwei Kinder. Das eine ein Recke, Namens Ortwin, wird dem alten Wate zur Zucht übergeben und wird unter seiner Hut und in seiner Lehre ein starker Degen. Das andere Kind aber ist eine Tochter, Gudrun, die des Liedes Licht und Mittelpunct ist. Sie wächst zu einer blühenden, kräftigen Jungfrau heran, Mutter und Großmutter an Schönheit weit übertreffend und deßhalb weit und breit berühmt. Darum fehlt es auch nicht an gewaltigen Fürsten, die um die Hand des schönen Mäd-

Digitized by Google

chens werben. Aber es geht ihnen allen, wie den erſten Freiern ihrer Mutter Helde, ſie leiden viel Schaden und werden abgewieſen.

Schon iſt es dem Siegfried von Morland ſo ergangen, obgleich er Hettel mit Krieg und Brand droht, als Hartmut, der Sohn des alten Königs Ludwig von der Normandie, es dennoch wagt, ihr Herz und ihre Hand zu begehren. Aber ob er auch die freundlichſten Briefe und die reichſten Geſchenke an Gold und Gewändern überſendet, dennoch bekommt er ebenfalls abſchläglichen Beſcheid, weil er den Eltern der Gudrun nicht mächtig und anſehnlich genug iſt. Indeß ſchreckt ihn das nicht ſogleich ab, ſeine Liebe zu Gudrun iſt zu heftig, als daß er ihr ſo raſch entſagen könnte. Unerkannt mit einem kleinen Gefolge zieht er ins Hegelinger Land an Hettel's Hof, gibt ſich heimlich der Gudrun zu erkennen, und bringt ſelbſt ſeine Werbung bei ihr an. Da ſie nun, ſo lange ſie ſeinen Namen nicht kannte, ſeiner Schönheit und ſeines Anſtandes wegen bereits Neigung zu ihm gefaßt hatte, ſo ſollte man meinen, ſie werde heimlich darauf eingehen. Doch nein, die Eltern haben ihn einmal verſchmäht, und ſo thut ſie daſſelbe und läßt ihr Gefühl nur dadurch kund werden, daß ſie um ſein Leben beſorgt, ihn bittet, ſo ſchleunig als möglich den Hof zu verlaſſen. Und ſo geht er denn voll ſchweren Grams, aber auch voll Rache-Gedanken unverrichteter Sache von dannen. Zu gleicher Zeit hatte indeſſen auch ein anderer junger und benachbarter König, Herwig von Seeland, mit Mühe und Arbeit, mit Geld und Gut alles verſucht, um die holde Gudrun zu gewinnen. Aber trotz der Redlichkeit ſeiner Werbung findet er doch bei Hettel nur Trotz und Verſchmähen, ſo daß es ihm ſchwer aufs Herz fällt und er ſich endlich entſchließt, die Geliebte mit Waffen zu erkämpfen.

Es iſt früh am Morgen und die Recken in König Hettel's Pallaſt liegen noch im tiefſten Schlafe, da naht er mit rüſtigen Mannen ſich der Burg: — „Wachet auf und waffnet euch ihr Helden, es glänzen Helme von Ferne," ruft der Wächter von der Zinne, und alsbald ſprangen Hettel's Recken von ihren Betten und ſtehen Kampf gerüſtet da. An ihre Spitze ſtellt ſich Hettel ſelbſt; die Frauen ſtehen am Fenſter und ſchauen hinab auf die Belagerer, die nach muthig heißem Kampfe endlich ins Burgthor eindringen. Da treffen Hettel und Herwig ſelbſt im Kampfe aufeinander; ſie ſchlugen ſo tüchtig, daß das Feuer aus den Spangen an ihren Händen fährt, und ſie gar wohl ihre Kraft erkannten. Hettel verwundert über Herwig's Kühnheit ruft aus: „Die dieſen Recken mir nicht zum Freunde gönnen wollten, die

Digitized by Google

mußten wohl seine Stärke nicht kennen, fürwahr, er schlägt tiefe Wunden." Auch Gudrun sieht den Zweikampf und mahnt, erschrocken über die Gefahr, die dem Vater und zugleich dem jungen König droht, der durch seine Tapferkeit ihr mehr als werth geworden war, zum Frieden, indem sie ruft: „O schaffet mir zu Liebe Frieden mit einander, ruhet eine Weile, bis der Fürst Herwig gesagt hat, wo er seinen liebsten Freund hat." Da entgegnete Herwig: „Ich gebe keinen Frieden, es sei denn schöne Gudrun, daß ihr mich ungewaffnet zu euch kommen lasset. Alsdann will ich euch sagen, wer meine besten Freunde sind."

Da wird denn der Jungfrau zu Liebe der Streit geschieden, und Herwig bekommt Zutritt bei ihr. Freundlich empfängt sie ihn und gesteht auf seine Anfrage offen, vor den Leuten ihre Liebe: „Holder, als ich euch hold bin, könnt eine Maid ihr nirgends sehen, ja wenn es die Meinigen gestatten, so will ich auf immer euch angehören." Hettel und Hilde aber, die vor dem Recken jetzt hohe Achtung gewonnen haben, geben ihre Einwilligung, und Gudrun wird dem Herwig verlobt. Doch seinem Wunsche, sie sogleich mit sich zu führen, widersteht die Mutter Hilde. Nach einem Jahre erst soll er sie heimholen, indeß will sie sie erst besser für die Krone vorbereiten. Herwig folgt der Mutter Willen und scheidet, nicht ahnend, welche Mühe und Arbeit sie sich dadurch bereiten, und wie viel Jammer und Herzeleid dieser Aufschub ihnen verursache. Sobald nun der zuerst verschmähte Freier der Gudrun, Siegfried von Morland, Kunde bekommen, daß Herwig sie zur Braut gewonnen, zieht er mit einem Heere in dessen Land, sengt und brennt allenthalben und bringt Herwig so in Bedrängniß, daß er Hettel zu Hilfe rufen muß. Als seine Boten bei diesem ankommen, werden sie auch vor Gudrun geführt. In Thränen sitzt sie da und fragt: „Wie steht es um den liebsten Mann, er ist doch noch am Leben?" Und als sie ihr versichern, daß sie ihn gesund verlassen und sie dann von der Noth erzählen, in der er schwebt, bittet sie naffen Auges den Vater, ihm schnell zu Hilfe zu eilen.

Flugs läßt dieser nun seine Vasallen zusammenholen, unter denen auch der alte Wate sich befindet, sowie auch Horand von Dänemark und Frute, und segelt nach Seeland hinüber. Drei Schlachten werden dort gegen die Morländer geschlagen, ohne daß es zum vollen Siege kommt. Da schwört Hettel einen Eid, er wollte nicht eher wieder heimkehren, als bis er nicht die Feinde von Morland als Geiseln empfangen hätte. Der Eid aber war unbesonnen und bereitete ihm

Digitized by Google

noch bittere Reue. Denn, während nun Hettel im fernen Streite festgehalten wird, faßt der zweite abgewiesene Werber Hartmut den Plan, seine Abwesenheit zu benutzen und sich der Gudrun zu bemächtigen. Vorher schickt er jedoch Boten zu dieser, in der Hoffnung, sie durch Drohungen zu gewinnen und läßt ihr melden: „Wenn sie ihn minnen wolle, würde er ihr's zeitlebens danken; thue sie das aber nicht, so habe sie seine Rache zu fürchten. Er werde nicht eher ruhen, bis sie ihm folge. „Nimmermehr soll Hartmut mit mir die Krone tragen; Herwig ist es, dem ich zugethan bin. Ihm bin ich ganz zugesprochen, ihm habe ich Treue gelobt, darum auch gönne ich ihm alle Ehre und alles Gute, und werde nie eines andern Mannes Minne begehren." Auf diese Botschaft hin rüstet sich nun Hartmut und zieht mit seinem Vater, dem alten Ludwig, vor Hettel's Burg Matelane. Als die Königin von Ferne die Feldzeichen Hartmut's erblickt, spricht sie: „Wohl uns, da kommt unser König Hettel und Herwig!" Aber bald erkennen sie ihre Täuschung und lassen die Besatzung der Burg sich rüsten. Ein wilder Kampf erhebt sich, tausende werden von Hettel's Mannen erschlagen; da endlich drängen Ludwig und Hartmut in das Thor ein, erobern die Burg und führen Gudrun sammt der Hildeburg gefangen mit sich fort. Weinend und händeringend steht die Königin am Fenster und sieht die Tochter entführen, sieht, wie sie gebunden aufs Schiff geführt wird, sieht die Segel sich blähen und das Heer mit der theueren Beute absegeln; aber sie muß sich darein ergeben, denn sie ist ohne Hilfe und nur die Hoffnung der Rache und des Wiedergewinnes hält sie aufrecht.

Das Eiligste aber, was sie zu thun hat, ist, daß sie Boten an den fernen Hettel sendet, um ihre Schmach und ihrer Tochter Unglück ihm zu melden.

Als Hettel und seine Mannen die Botschaft vernehmen, daß das Land versengt, die Burgen zerstört, die Tochter gefangen, die Vettern alle erschlagen seien, da kommt dem Helden das Weinen an und auch Herwig fließen die Thränen über die Wangen. Nur der alte Wate tröstet sie: „Was unseren Freunden jetzt gebricht, das wollen wir bald mit Freude und Wonne ersetzen und Hartmut Trauer bereiten." Auf Wate's Rath wird nun mit Siegfried von Morland Frieden und Bündniß geschlossen. Dann nimmt man einem in der Nähe liegendes Pilgerheer seine Schiffe und setzt auf diesen den Mädchenräubern in der größten Eile nach. —

Nach kurzer Fahrt ereilt man sie endlich auf einer einsamen Nord-

Digitized by Google

see-Insel, dem Wulpensande oder Wulpenwerd, wo sie eben mit den Frauen rastend sich um Wachtfeuer gelagert hatten, und hier kommt es zu einem Kampfe, dessen Darstellung, uralten Liedern entnommen, einen durchgängig nordischen Farbenton hat und unübertrefflich schön geschildert ist. Gleich anfangs, als die Hegelinger ans Land zu dringen versuchen, erhebt sich ein Speerwechsel, und die Schüsse fallen so dicht, wie der Schnee von den Alpen, wenn der Föhn darein bläst. Watend in der Fluth, daß die Wogen bis an ihre Schultern spülen, kämpfen die Helden miteinander, und das Meer färbt sich blutig und fließt so weit von rother Farbe, als es niemand mit dem Speer überschießen kann. Rings umher wird der Strand mit Todten bedeckt; vor allen muthig kämpfen Hettel und Wate, die manches Panzers Schein durch triefend Blut verdunkeln. Der harte Streit währt den ganzen Tag. Aber auch der hereinbrechende Abend macht ihm kein Ende; denn nun erst dringt Hettel selbst auf den alten Ludwig ein und erliegt den mächtigen Schwertschlägen desselben. Gudrun, die den Vater fallen sieht, schreit laut auf, und wuthentbrannt über des Königs Tod erhebt sich Wate, brüllt wie ein angeschossener Eber und färbt mit seinen Schlägen den Schein der Helme roth wie Abendgluth. Vom heißen Blute wird der Werder naß; doch es hilft zu nichts. Immer entsetzlicher wird das Gewühl der Schlacht und erst, als beide Heere bemerken, daß man im Dunkel der Nacht die Waffen selbst gegen die Freunde gekehrt habe, wird der Kampf geschieden.

Von der Nacht begünstigt entfliehen indeß die Normannen mit ihrer Beute, und da der Gudrun gedroht wird, den Tod in den Wellen zu finden, wenn sie einen Laut des Wehklagens von sich gäbe, so kommen sie noch unentdeckt vor Tagesanbruch aufs offene Meer. An weitere Verfolgung der Feinde können die Hegelinger natürlich nicht denken, da ihr Verlust zu groß gewesen. Sie begraben also ihren König und die auf dem Schlachtfelde gebliebenen Christen, während sie die gefallenen Heiden den Raben und Wölfen übergeben, lassen für die Todten Messen singen und erbauen an dem Orte der Gräber ein Kloster. Dann kehren sie betrübt in ihre Heimath zurück. — Als Wate schweigend und gebeugt in Hilde's Burg einzieht, ahnt die Königin sogleich Böses. „O weh!“ ruft sie, „ich sehe viele durchlöcherte Schilde bei Wate's Mannen, wo ist denn der König, mein lieber Herr und seine Freunde?“ — „Ich will euch nichts verhehlen, sie sind alle erschlagen,“ antwortet Wate fest und kurz. Und als sie nun ein Jammergeschrei erhebt, bedeutet er sie: „Frau, lasset das Klagen, ihr

Digitized by Google

erweckt damit die Todten doch nicht wieder; aber wenn das junge Geschlecht wieder erwachsen ist hier in unserm Lande, dann wollen wir an Ludwig und Hartmut euren Schmerz und unsere Schande rächen."

So ist denn die geraubte Gudrun in des Feindes Gewalt geblieben. Schon nahen sich ihren thränenschweren Blicken die Gestade der Normandie, schon winken aus der Ferne die Burgen Ludwig's, da will dieser im Angesichte all seiner Herrlichkeit es nochmals versuchen, sie zur Einwilligung in die Ehe mit seinem Sohn zu bestimmen. „Seht Jungfrau," spricht er, „wenn ihr Hartmut minnt, dann steht euch dies alles, was ihr sehet, zu Gebot und an seiner Seite sollet ihr Wonne und Frieden genießen." Gudrun aber antwortet: „Ehe ich Hartmut nähme, wäre ich lieber todt und wäre es ihm von seinem Vater her angeboren, daß er meiner Minne begehren müßte. Eher gäbe ich das Leben hin, ehe ich meine Treue bräche." Ueber solche Rede wird der alte Normannenkönig zornentbrannt. Ohne Bedenken erfaßt er die holde Gudrun an ihren Haaren und schleudert sie in die See. Aber ehe sie sinkt, springt Hartmut herbei, ergreift noch eben ihre blonden Zöpfe und zieht sie gerettet an Bord.

An dieser Stelle können wir so recht den Unterschied der alten und neuen Poesie bemerken, worauf auch schon Gervinus aufmerksam macht. Ein moderner Poet würde diese Rettung der Gudrun von Seiten Hartmut's gewiß als ein Verdienst um sie dargestellt und sie benutzt haben, um Gudrun's ausdauernde Treue dadurch zu heben. Aber das alte Epos denkt gar nicht daran. Weder diese Situation, noch die früher erwähnte Zuneigung Gudrun's zu Hartmut sucht es für die Folge auszubeuten, und nur mit leisen Andeutungen sich begnügend, überläßt es dem Leser selbst die weitere Ausführung, wodurch es eben mehr, als die moderne Dichtung, die alles bis in die feinsten Fäden hinein aufdeckt, diesen zu immer steigender Selbstthätigkeit des Geistes und Gemüthes auffordert.

Gudrun also kommt in Ludwig's Burg an, Hartmut gibt ihr alle möglichen Beweise der zärtlichsten Liebe, um sie gütlich für sich zu gewinnen; aber die Gudrun verweigert ihm beharrlich ihre Minne. Auch die Mutter Harmut's, Gerlinde, versucht ihre Ueberredungskunst an ihr; — ebenfalls umsonst. — Da bittet diese ihren Sohn, die Jungfrau ihr in die Zucht zu geben: „Ich will's schon dahin bringen," spricht sie, „daß sich ihre Hoffarth beugen soll." Und Hartmut, der auf eine Heerreise ziehen soll, überläßt sie ihr, aber mit dem Bedeuten,

Digitized by Google

daß sie an ihr handeln solle, wie es die Ehre gebiete; das Mägdlein sei unglücklich, deßhalb müsse man ihrer schonen. Sobald aber Gerlinde die Gudrun in ihrer Gewalt hat, kehrt sie offen ihren wölfischen Sinn heraus. „Da du keine Freude willst, so sollst du Leid tragen!" ruft sie ihr zu, und von nun an sucht sie durch knechtische Behandlung sie dazu zu zwingen, wozu sie sich freiwillig nicht verstehen will. Mit ihrer weißen Hand muß sie die Feuerbrände schüren, und das Gemach heizen. Ihre Genossinnen werden von ihr getrennt und die zuvor in großen Ehren Herzoginnen waren, müssen jetzt Garn winden und Flachs hecheln oder in die Kammer Ortrun's, der Schwester Hartmut's, Wasser bringen. So thut sie mit ihren Frauen 4½ Jahre die schimpflichsten Arbeiten. Da kehrt Hartmut zurück. Er sieht Gudrun's Pein an und mißbilligt eine solche Behandlung. Aber Gerlinde dadurch gereizt, steigert um so mehr ihre teuflische Zucht. Jetzt muß sie ihr das Haar bürsten und ohne Aufhören spinnen. Ja die Böse droht ihr sogar, wenn sie sich nicht besser bedenken wolle, so solle sie mit ihren Haaren den Staub von den Schemeln und Bänken fegen und ihre Kemenate auskehren. Als nun Gudrun und ihre Genossen volle sieben Jahre das alles still erduldet haben und sie dennoch dadurch, wie durch Hartmut's abermaliges Bitten, nicht erweicht wird, verdammt sie Gerlinde endlich zu dem niedrigen Magddienste, die Kleider der Ritter am Meeresstrande zu waschen. Hat das eben Erzählte schon viele Aehnlichkeit mit dem rührenden Leidens-Zustande des märchenhaften Aschenbrödel's, so treten die Anklänge an dieses Märchen nun immer deutlicher hervor. Gudrun und Hildeburg müssen auf harter Bank schlafen; ihre einzige Speise ist Roggenbrei und täglich vom Morgen bis zur Nacht müssen sie barfuß und in leichten Hemden am Uferkies stehen und waschen. Und wenn sie dann von den Frostwinden durchweht und der Kälte des Schnees erstarrt am Abend heimkommen, die Bürde nassen Leinens auf ihren Schultern, dann begegnet ihnen die wölfische Gerlinde mit Scheltworten und Schlägen. So kehren sie Abend für Abend geblaut in ihre stille Kamenate zurück, um da in Thränen ihrem Herzen Luft zu machen; aber wie sehr sich auch die Demüthigungen und Mißhandlungen wiederholen und steigern, und wie schwer es auch ist, immer wiederkehrenden Unbill zu tragen, die Hoffnung auf Erlösung läßt sie doch nicht zu Schanden werden, und Gudrun's Treue weicht und wankt nicht.

Endlich nach einer langen Reihe von Jahren naht denn auch die Rettung. Das junge Geschlecht im Hegelinger Lande ist herange-

Digitized by Google

wachſen; und auf Hilde's Betrieb wird ein neues Heer zur Rache ausgerüſtet. Auf der Hinfahrt nach der Normandie (und hier bricht die abenteuerliche Vorſtellung unſerer Vorfahren von den Wundern des Meeres hervor) werden ſie, angezogen durch die Magnetſteine unter dem Meere, die ſogar ihre Maſtbäume krumm biegen, an den Berg vor Givers verſchlagen. Während ſie nun raſten müſſen, erzählt Wate eine Meerſage von einem dort in den Wogen untergegangenen Königreiche. Auf das Gebet der Chriſten werden endlich die Schiffe wieder flott, ſie ſetzen dann die Fahrt fort und nach mancherlei Mühſal gelangen ſie endlich in der Normandie an.

Nachdem ſich das Heer dort in einen Wald gelegt und Irolt von einem Baume aus das Land rings umher erſpäht hat, pflegt das Heer der Ruhe. Andern Tages, als die Sonne ſinkt, gehen Ortwin und Herwig, Bruder und Verlobter der Gudrun aus, um Kundſchaft von ihr einzuziehen.

Vorher aber erſcheint den waſchenden Jungfrauen am Strande ein Engel in Vogelgeſtalt, um ſie auf ihre Erlöſung vorzubereiten, und hier kommen wir an eine Scene des Gedichtes, die ich ihrer meiſterhaften Darſtellung wegen wohl mittheilen muß:

— — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — —

Gudrun und Hildeburge, die wuſchen ſtets am Strand.

Es war an einer Faſten, als um die Mittagszeit
Ein Vogel kam geſchwommen, da ſprach Gudrun vor Leid:
„O wehe, ſchöner Vogel, es jammert mich ſo ſehr,
Daß du mußt'ſt mühſam ſchwimmen auf dieſem weiten Meer!“

In einer Menſchenſtimme hub da zu reden an
Der hehre Gottesengel, als ob er wär' ein Mann:
„Ich bin vom Chriſt ein Bote, und fragſt du, edle Maid,
So geb' ich dir zur Stunde von deinen Lieben Beſcheid.“

Als da die ſchöne Jungfrau die Stimme ſo vernahm,
Da wollte ſie's nicht glauben, daß immer alſo zahm
Der wilde Vogel wäre, und daß die Red' ihm kund;
Ihr dünkt's, als käm' die Stimme aus eines Menſchen Mund.

Da ſprach der hehre Engel: „Du mögſt dich wohl verſehn,
Dir armem, elendem Mädchen ſoll großes Lieb geſchehn,
So du nur willt mich fragen um deiner Heimath Land;
Ich bin von Gott ein Bote zum Troſte Dir geſandt.“

Digitized by Google

Da fiel Gudrun am Strande auf ihre Kniee alsbald
Und hub die Hände betend zu Gott in Kreuzgestalt.
Sie sprach zu Hildeburgen: „O wohl uns dieser Ehr',
Daß Gott uns also gnadet, nun trauern wir nicht mehr."

Dann sprach die Jammerreiche: „Dieweil dich Christ gesandt
Uns beiden Heimathlosen zum Trost in dieses Land,
So laß mich nun auch hören: lebt Hilde noch immerdar,
Die einst der armen Gudrune herzliebste Mutter war?"

Da sprach zu ihr der Hehre: „Ich will dir Rede stehn,
Hilden, deine Mutter, han ich gesund gesehn,
Als sie ein Heer dir frommte hieher in dieses Land,
Größer als je eine Wittwe durch Freundesdienst gesandt."

Da sprach das edle Mädchen: „Du Himmelsbote hehr,
Laß dich es nicht verdrießen, so ich dich frage mehr.
Lebt Ortewin noch immer, der König von Norderland?
Und Herwig auch, mein Friedel? ich hätt' es gern erkannt." —

Da sprach der hehre Engel: „Das thu' ich dir wohl kund;
Ortewin und Herwig sind beide noch gesund.
Ich sah die wackern Degen auf trüber Meeresfluth,
Sie zogen an einem Ruder mit immer gleichem Muth."

„Du sagst gar liebe Märe; ist dir auch wohl bekannt,
Ob Irold noch und Morung herkommen in dieses Land?
Ach, Himmelsbot', ich frage dich jetzt mit Eifer aus,
Ich säh' sie gern, sie waren aus meines Vaters Haus."

Da sprach der hehre Engel: „Wie sollt' ich's nicht gestehn,
Irolden und Morungen, die hab' ich wohl gesehn,
Gar williglich sie dienen euch wunderholden Frau'n,
Und kommen sie her, sie werden noch manchen Helm zerhau'n."

„Doch jetzo muß ich scheiden," sprach da der Engel hehr,
„Gott pflege eurer Ehre — ich raste nimmermehr —
Mehr darf ich euch nicht sagen, es ist über mein Gebot."
Er schwand vor ihren Augen, da waren sie freudentodt.

Da sprach der Hilden Tochter: „Mir ist ohn' Maaßen Leid';
Was ich noch fragen wollte, deß hab' ich nicht Bescheid.
Beim Christ ich dir gebiete, eh' du scheidest so geschwind,
Daß du aus Sorgen mich lösest, mich armes Königskind."

Da schwebt' er ihnen vor Augen, abermals wie eh'.
„Eh' unser beider Scheiden, meins und deins ergeh',
Soll, was ich nur kann dienen, mit Freuden dir geschehn:
Da du vom Christ gebietest, will ich dir Rede stehn."

Digitized by Google

Sie sprach: „So hört' ich gerne: hast du es wohl vernomm'n,
Soll Horand auch von Dänemark mit seinen Helden komm'n,
Die mich in Sorgen ließen? Er ist so treu gesinnt,
Daß ich ihn gerne grüßte, ich armes verstoßnes Kind."

„Wohl kommt von Dänemarke, Horand, der Neffe dein,
Um starker Schlachten willen, er und die Recken sein.
Er trägt das Hilden-Banner in seiner starken Hand;
So zieh'n die Hegelingen in Hartemute's Land."

Da sprach Gudrun aufs neue: „Weißt du wohl, Engel hehr,
Lebt Wate noch von Stürmen? Dann klagt' ich nimmermehr.
Auch freuten wir uns alle, wenn das noch einst geschäh',
Daß ich den alten Frute bei unserm Banner säh'."

Da sprach der Engel wieder: „Es kommt dir in dies Land
Auch Wate noch von Stürmen, der führt in seiner Hand
Ein starkes Steuerruder auf Frute's hohem Kiel.
So guter Freunde findest du in der Schlacht nicht viel."

Zum andern Mal der Engel den Scheidegruß ihr bot;
Da sprach die Gottesarme: „Mich drückt noch eine Noth;
Ich wüßt' es gar zu gerne, wann das nur noch geschäh',
Daß ich viel Heimathslose, der Mutter Boten säh'."

Deß antwortete der Engel: „Bald wird dir Freude nahn,
Eh's morgen taget, kommen zween Boten dir heran;
Die sind gar biedern Sinnes, und was es dann auch wär',
Was sie dir dann berichten, 's ist keine Lügenmär."

Da mußte von ihnen scheiden der Gottesbote hehr;
Die heimathslosen Frauen, die fragten da nicht mehr.
Es schwankten ihre Sinne nun zwischen Freud' und Leid,
Ein seltsam banges Sehnen ergriff die arme Maid.

Nun wuschen sie desto träger des Tages das Gewand;
Sie schwatzten von den Helden, die ihnen dargesandt
Aus Hegelingen hätte die reiche Königin;
Gudrun's Verwandte erharrten mit Angst das Magedin.

(K. Barthel.)

Diese Scene ist doppelt wichtig für uns. Einmal blickt hier mehr als irgendwo in dem Gedichte der altnordische Mythus durch; denn jener an die Tauben in Aschenbrödel erinnernde Engel in Vogelgestalt, der hier der Gudrun erscheint, ist nichts weiter, als eine christianisirte Walkyrie oder Schwanenjungfrau, welcher, wie den Meerweibern im Nibelungenliede, die Gabe der Weissagung beigelegt wird. Ueberdieß

Digitized by Google

aber müssen wir auch den Sinn hier überaus lieblich finden. Denn wie rührend ist nicht die Selbstverläugnung, mit der Gudrun sich so sehnsüchtig und eifrig nach ihren Eltern, nach Bruder und Geliebtem und allen Heimischen erkundigt, ehe sie, was ihr doch viel näher lag, nach ihrer eigenen Rettung forscht.

Nachdem nun die Gottesarmen sich den ganzen Tag unterredet hatten von ihren Lieben in der Heimath, kehren sie Abends heim. Aber Gerlinde, die sie von der Zinne aus beobachtet hat, fährt sie mit grimmen Scheltworten an und verkündigt ihnen, daß sie morgen, sobald es tage, wieder ausgehen sollen, um zu waschen, da der Palmentag nahe sei und Gäste kommen werden. Dennoch legen die Heimathlosen sich getrost nieder, denn über die Freude, daß sie des andern Tages die Boten sehen sollen, vergessen sie all' ihr Leid. Es war im Winter gegen Ostern, und während der Nacht war Schnee gefallen, da müssen die Armen mit ihren nackten Füßen durch den Schnee waten und in Kälte und Windesgraus am Strande waschen. Aber beständig werfen sie über die öde Fluth sehnsuchtsvolle Blicke, ob die rettenden Boten nicht kommen, bis denn endlich die Barke erscheint, auf der Herwig und Ortwin ihnen nahen.

Nun führt uns das Gedicht wieder eine Scene vor, die Scene der Erkennung zwischen Gudrun und den Ihrigen, die so überaus lieblich und fromm, so voll weicher Liebe und Sehnsucht, voll Keuschheit und sittlicher Zartheit ist, daß ich sie mitzutheilen nicht unterlassen kann:

Als sie nun lange harrten, sahn sie auf offnem Meer
Zween Leut' in einer Barken, die floß so sanft daher.
Sprach Hildburg zu Gudrunen: „Sieh doch, da segeln zween,
Die möchten deinen Boten vielleicht wohl ähnlich sehn."

Da sprach die Jammerreiche: „O weh mir armen Maid,
Obwohl's mich sollte freuen, mir bringt's doch bitter Leid;
Denn wären's Hildens Boten und sähen die mich so
Am Strande waschen, ich würde nie meines Lebens froh.

Ich arme Gottverlass'ne, ich weiß nicht, was ich thu',
Sag' du, Gespielin Hildburg, was ratheſt du mir zu?
Soll ich von hinnen weichen, oder hier in Schanden stehn?
Eh' wollt' ich doch auf immer im harten Dienste gehn."

Da sprach Frau Hildeburge: „Ihr seht wohl, wie es steht;
Wie könnt ihr nur verlangen, daß von mir Rath's ergeht!
Ich dulde mit euch gerne, was ihr auch immer thut,
Ich bleib' und leide alles, sei's übel oder gut."

Digitized by Google

So wandten ſie die Schritte, und eilten beide fort;
Doch die zween Männer waren ſo nah dem Lande dort,
Daß ſie die Wäſcherinnen am Ufer ſtehen ſahn,
Auch merkten ſie, ſie wollten von ihren Kleidern lan.

Drum ſprangen ſie aus den Barken und riefen ihnen nach:
„Ihr ſchönen Wäſcherinnen, warum iſt euch ſo ſach?
Wir ſind ja fremde Leute, und flüchtetet ihr euch,
Ihr müßtet's wahrlich büßen mit eurem Linnenzeug.“

Nun ſtellten ſie ſich klüglich, als wenn ſie nichts vernomm'n,
Doch ihnen war die Stimme wohl zu den Ohren komm'n.
Herwig, der wackere Degen, der ſprach ein Theil zu laut;
Er wußte nicht der Märe, daß er ſo nah der Braut.

Da ſprach der Voigt von Seen: „Ihr ſchönes Ingeſind,
Ihr ſollt mich hören laſſen, weß dieſe Kleider ſind;
Wir bitten euch ohne Arges, thut's allen Mädchen zu Ehr'n;
Dann ſollt ihr Frau'n auch wieder zu dem Geſtade kehr'n.“

Sprach Gudrun: „Wenn's nicht ſchiene, ich wäre dadurch entehrt,
Dieweil ich Mädchen heiße und ihr mich ſo beſchwört
Bei aller Mädchen Ehre, ich gäb' euch nie Gehör,
Doch nun kommt's euch zu Nutze, und mich macht's ſorgenſchwer.“

Sie giengen beid' in Hemden, von Schnee und Regen naß; —
O weh, den edlen Frauen war's ehedem doch baß!
Vor Froſt und Hunger bebte das arme Ingeſind,
Denn draußen ſchnob gewaltig ein kalter Märzenwind.

Es war ſo um die Zeiten, wo ſich der Winter legt,
Ein ſtilles Blüthenkeimen in Buſch und Wald ſich regt,
Wo bald im Widerſtreite der Vögel Lied beginnt,
Und Schnee und Eis im Felde allmählich ſchon zerrinnt.

Mit aufgeſträubtem Haare, ſo kamen ſie heran,
Und doch wars Haupt den beiden ſo ſchön und wohlgethan.
Zerfetzt vom Märzenwinde war ihnen ihr Linnenkleid:
Mocht's regnen oder ſchneien, es brachte den Kindern Leid.

Der Schnee ſchon allenthalben von loſem Eiſe ſchwamm,
Auch mochten ſie wohl zagen vor jungfräulicher Schaam;
Denn ihnen ſchien durch's Hemde, weiß wie gefall'ner Schnee,
Ihr Leib, der minnigliche, in fremder Leute Näh'.

Drauf einen guten Morgen der edle Herwig bot,
Den heimathsloſen Kindern that das auch wahrlich Noth;
Denn ihre Meiſterinne, die war ein Ungeheu'r,
Guten Morgen und guten Abend, das war den beiden theu'r.

Digitized by Google

„Ihr sollt's uns hören lassen," sprach Ortewin geschwind,
„Weß diese reichen Kleider am Ufersande sind,
Und wem ihr also waschet? Ihr beiden seid so schön,
Daß Gott ihm höhnen müsse, der solches läßt geschehn.

Ihr seid so schön, ihr könntet wohl Königinnen sein,
Wenn ihr nur Land besäßet, wär's groß nun oder klein;
Auch Landesfrauen könntet ihr sein mit großer Ehr',
So schöner Wäscherinnen hat wohl eu'r Meister mehr?"

Da sprach viel traurig wieder das arme Mägdelein:
„Er hat noch manche schöner, als wir wohl mögen sein;
Nur sagt, was eu'r Begehren? Der Meisterin Zorn erglüht,
Wenn sie uns von der Zinnen mit euch so sprechen sieht."

„O laßt's euch nicht verdrießen, und nehmet unser Gold,
Seht, guter Spangen viere, das sei eu'r Dank und Sold,
Daß ihr euch, schöne Frauen, der Aengste überhebt,
Und uns auf unsre Fragen auch willig Antwort gebt."

„Gott lasse eure Spangen euch beide selig sein,
Den Lohn wir nimmer nehmen," sprach da das Mägdelein;
„Nun sagt, was eu'r Begehren? wir sind zum Scheiden bereit;
Sieht man uns bei euch beiden, so bringt's uns bitter Leid."

„Weß sind hier diese Erbe und dieses reiche Land,
Und diese guten Burgen, sagt, wie wird er genannt,
Daß er euch dienen lässet so nackt und freudenbar?
Denn wollt' er Ehre haben, das schafft sie ihm nimmerdar."

Sie sprach: „Der Fürsten einer, der heißt Herr Hartemut,
Dem dienen weite Lande und feste Burgen gut.
Der andere ist Herr Ludwig von Normandie genannt,
Dem dienen viele Helden, die sitzen daheim im Land."

„Wir sähen sie gar gerne," sprach da Herr Ortewin,
Könnt ihr uns wohl bescheiden, ihr schönen Magedin,
Wie wir die Fürsten finden in ihrem weiten Land?
Wir sind von einem König zu ihnen hergesandt."

Da sprach Gudrun, die hehre, den beiden Helden zu:
„Ich verließ sie in der Veste noch heute Morgen früh,
Als sie im Bett noch lagen sammt vier Mal tausend Mann;
Ob sie indeß ausgeritten, ich jetzt nicht wissen kann."

Da sprach der König Herwig: „Nun saget uns noch an,
Vor wem die kühnen Helden so großes Bangen han,
Daß sie mit so viel Mannen sich schirmen allezeit.
Ein Königsland wollt' ich bestreiten, hätt' ich so viele bereit."

Digitized by Google

„Davon ist uns nicht Kunde," sprach da das Ingesind,
„Wir wissen nicht, welche Plane bei ihnen im Gange sind;
Das Land der Hegelingen, das fürchten sie gar sehr,
Sie meinen, sie schickten balde ein grimmes Feindesheer."

Noch zitterten vor Kälte die zarten Mägdelein;
Da sprach Fürst Herwig wieder: „Wie, möchte das wohl sein,
Daß ihr, ihr Minniglichen, euch nicht geschändet fühlt,
Wenn ihr euch hier am Strande in unsre Mäntel hüllt?"

„Gott lasse eure Mäntel euch beide selig sein;"
So sprach der Hilde Tochter, „denn an dem Leibe mein
Soll nimmer mir ein Auge Manneskleider sehn;
Ja, meine Mädchenehre soll nie zu Grunde gehn."

Und aber und aber blickte Herwig die Jungfrau an,
Sie dünkte ihm so schöne und auch so wohlgethan,
Daß es in seinem Herzen ihm manche Seufzer gebracht:
Sie gleiche zu sehr der Einen, der er so oft gedacht.

Da sprach von Nordland König der Herre Ortewein:
„Ich frag' euch beide, Mädchen, sollt' euch wohl Kunde sein,
Von einem Heergesinde, das einst kam in dies Land?
Darunter war auch eine, die war Gudrun genannt."

Da sprach die Jungfrau wieder: „Deß weiß ich wohl Bescheid;
Einst kam ein Ingesinde schon seit gar langer Zeit.
Man bracht's auf starker Heerfahrt herüber in dies Reich.
Da wurden die armen Frauen an Jammer überreich.

Sie sprach: „Die ihr da suchet, die hab' ich wohl gesehn
In großen Müh'n und Aengsten, deß kann ich Rede stehn,
Sie war von denen eine, die Hartemut gebracht."
(Der Märe, wie ich wähne, war emsig sie bedacht.)

Da sprach Herwig der König: „Nun seht, Herr Ortewein,
Soll Gudrun, eure Schwester, noch jetzt am Leben sein
In irgend einem Lande auf diesem Erdenreich,
So ist das diese eben, sie sieht ihr völlig gleich."

Da sprach der König Ortwin: „Sie ist gar minniglich,
Und doch ist meiner Schwester sie nirgend ähnelich,
Denn denk' ich so zurücke an unsre Jugendzeit,
So gab's doch auf der Erde wohl keine schön're Maid."

Da sie nun also höret vom kühnen Heldenmann,
Daß er sich Ortwin nenne, da sah sie ihn wieder an,
Gudrun, das arme Mädchen, ob er ihr Bruder sei:
Hätte sie's gewußt, es ware all' ihre Sorge vorbei.

Digitized by Google

Sie ſprach: „Wie ihr auch heißet, ihr ſeid ſo lobelich;
Auch einen, den ich kannte, dem ſeid ihr ähnelich.
Herwig von Seeland hieß er, ein Held ſo ehrenfeſt;
Ach, wenn der jetzt noch lebte, er hätte uns längſt erlöſt!

Ich bin auch deren eine, die mit Hartmut's Heeresmacht
Im Kampf gefangen wurde, und übers Meer gebracht.
Ihr ſucht Gudrunen; wahrlich, das thut ihr ohne Noth
Das Mädchen liegt ſchon lange von großem Drangſal todt."

Da konnte man helle Thränen in Ortwin's Augen ſehn,
Auch Herwig konnte nicht länger dem Weinen widerſtehn.
Denn da ſie alſo ſahen, daß ſie verſtorben wär',
Gudrun die wunderſchöne, da waren ſie freudenleer.

Als ſie nun beide Mannen ſo vor ſich weinen ſah,
Da ſprach die Heimathsloſe: „Wie! geht es euch ſo nah?
Ihr thut ja faſt ſo traurig und ſeid von der Gebär,
Als ob Gudrun, die Edle, aus eurer Sippe wär."

Da ſprach Fürſt Herwig wieder: „Fürwahr mich reut ihr Leid
Auf meines Lebens Ende war dieſe Maid mein Weib.
Sie war mir angefeſtet mit Eiden treu und gut.
Drauf mußt' ich ſie verlieren durch des alten Ludwig's Wuth."

„Nun laßt, ihr wollt mich trügen," ſprach da die arme Magd,
„Es iſt von Herwig's Tode mir ſchon gar oft geſagt.
Bei all' der Erdenwonne, die ich gewinnen ſollt',
Wär der jetzt noch am Leben, er hätte mich heimgeholt."

Da ſprach der edle Ritter: „Nun ſeht doch meine Hand;
So ihr dies Gold erkennet, bin ich Herwig genannt.
Damit ward ich zur Minne vordem Gudrun's Gemahl,
Seid ihr nun meine Fraue, ſo führ' ich euch zuthal."

Sie ſah an ſeinen Händen wohl eines Ringes Schein,
Es lag in dickem Golde von Abalie der Stein,
Der beſte den ihre Augen auf Erden je erkannt;
Einſt trug ihn Frau Gudrune, die ſchöne, an ihrer Hand.

Da ſprach vor Freuden lächelnd das gute Mägdelein:
Das Gold ich wohl erkenne, ehdem noch war es mein.
Nun ſollt ihr dies auch ſehen, das mir mein Friedel geſandt,
Als ich Arme noch war in meines Vaters Land."

Er blickte nach ihren Handen und als ers Gold erſah,
Da ſprach Herr Herwig: „Wahrlich, nun liegt's am Tage da,
Dich zeugte niemand anders als königlich Geblüt,
Nun iſt nach langem Leide mir Wonne aufgeblüht."

Digitized by Google

Drauf ſchloß er in ſeine Arme die hehren Mädchen beid';
Es ſchwankten ihre Sinne nun zwiſchen Freud' und Leid,
Er küßte, ich weiß nicht wie ofte, der Trauten rothen Mund;
Auch küßt' er Hildeburgen ſo recht von Herzensgrund.

Fieng Ortwin an zu fragen, die beiden Mägdelein,
(Ihr brachte dieſe Frage nur Scham und Herzenspein)
Ob ſie nicht könnten anders dienen hier zu Land,
Als daß ſie täglich wüſchen am Ufer das Gewand?

„Auch ſagt mir doch, Frau Schweſter, wo eure Kindlein ſind,
Die ihr von Hartmut truget als er euch noch geminnt?
Daß ſie euch ſo waſchen laſſen allein auf kaltem Kies!
Denn, ſollt ihr Königin werden, ſo dünkt mir übel dies."

Da ſprach ſie unter Schluchzen: „Wie ſollt' ich Kinder ha'n?
Es wird ja niemand leugnen, der unter Hartmut's Bann,
Daß er ſolch Anerbieten mir nimmer durfte thun;
Drum läßt man's mich auch büßen und fügt mir Drangſal nun."

Da ſprach Herr Herwig wieder: „Wir müſſen's doch geſtehn,
Daß uns auf dieſer Fährte, nichts Beſſres konnt' geſchehn.
Nun laß uns drum auch eilen, und beide alſogleich
Zu uns herüberfahren aus dieſem böſen Reich."

Sprach Ortewin: „Ich wähne, daß es uns zur Schande fall',
Denn hätt' ich hundert Schweſtern, ich ließe ſie ſterben all',
Eh' ich mich ſo verhehlte in grimmer Feinde Land,
Und mir die heimlich ſtehle, die man im Kampf entwand."

Da ſprach der Held von Seen: „Mir macht nur das noch Pein,
Daß, wird man unſrer innen, man beide Mägdelein
Uns in die Weit' entführet; drum mag's in Stille geſcheh'n,
Sonſt läßt man ſie uns nimmer mit Augen wiederſehn."

Sprach Ortwin: „Wie? Wir wären von Herzen alſo hart?
Daß wir ſie hier verließen, ſie ha'n ja lange geharrt
In dieſem fremden Reiche, daß ſie's verdrießen mag;
Meiner Schweſter füg' ich nimmer ſo großes Ungemach."

Sprach Herwig: „Freund, wie ſtehen die lieben Sinne dir?
Ich will ja meine Traute herüberführen mit mir,
Nur laß uns werben bei ihnen um unſrer beider Frauen.
Sprach Ortwin: „Eher laß ich ſammt der Schweſter mich zerhauen."

Da ſprach die Ungemuthe: „Was hab ich dir gethan,
Mein lieber Bruder Ortwin, ſiehſt mich ſo ernſtlich an,
Als wollteſt du mich ſchelten, weil dich ein Haß erfüllt,
Ich weiß nicht, welche Dinge du mir entgelten willt."

Digitized by Google

„Nein, liebe Schwester glaub's, ich thu dir's nicht aus Haß;
Deine schönen Mägde genießen es desto baß,
Ich kann dich doch nicht retten, es sei in Ehren denn;
Sollst auch deinen Helden Friedel Herwigen wiedersehn."

So giengen sie zu Schiffe; da klagte die schöne Maid:
„O weh mir Gottverlassenen, endlos ist jetzt mein Leid!
Auf die ich mich vertröstet, woll'n die mich also flehn,
Damit mir Unerlösten nie wieder Freuden blühn?"

Doch jene starken Degen, die segelten gar jach,
Da rief Gudrun die Arme Herwigen laut es nach:
„Eh'dem war ich die Beste, jetzt hat man mich zur Bös'sten,
Wer und was soll fürder mich arme Waise trösten?"

„Fürwahr, bist nicht die Bös'ste, Du mußt die Beste sein,
Viel edle Königinne verhehle die Reise mein.
Eh' morgen noch scheint die Sonne, komm' ich hier wieder an,
Das glaubt auf meiner Treue mit achtzigtausend Mann."

Sie fuhren nun so schnelle, wie Vögel über die Fluth;
Da gab's ein hartes Trennen, wie's unter Freunden thut.
Die beiden Mädchen aber, so fern ihr Auge sah,
Begleiteten mit Blicken der Boten Nachen da.

(K. Barthel.)

Mit welcher Zartheit entwirft uns hier nicht das Gedicht eines der reichsten Seelengemälde; und was so höchst interessant ist, wie groß ist die Aehnlichkeit dieser Stelle mit dem Schönsten und Lieblichsten der helleniſchen Poesie! Unwillkürlich muß man bei der königlichen Wäscherin an die herrliche Episode der Nausikaa bei Homer denken; nur daß dort die warme Sonne Griechenlands das kindliche Märchen durchwärmt hat, während hier die Frostwinde des hohen Nordens hindurchwehen und das Ganze im grauweißen Dämmerlichte des Winterschnees erscheint. Beide Dichtungen geben sich aber an Lieblichkeit nichts nach. Das Waschen am Meeresstrande mit der Gespielin, die jungfräulich schamhafte Flucht vor dem herannahenden Boten, das Anrufen der Fliehenden, alle diese Züge finden wir auch in der Nausikaa, deren Mägde vor Odysseus aufschrecken, jungferlich kreischen und davon laufen. Jene Sonne des Wiedersehens klingt aber an die analoge Scene der Elektra des Sophokles. Das allmähliche sich Annähern der Liebenden, das gegenseitige Verstellen, um des Wiedersehens Lust zu erhöhen; und vorzüglich der Zug, daß beide an dem Geschlecht und Familie bekundenden Siegelringe sich erkennen, sind Eigenthümlichkeiten, die sowohl der Elektra, als unserer Gudrun angehören. So wirft zugleich das Schönste der helleniſchen

Digitized by Google

Poeste einen wohlthuenden Schein auf diese Dichtung. Nachdem nun, wie wir gehört haben, die Boten abgefahren sind, wirft Gudrun in freudigem Stolze alle Kleider der Ritter ins Meer, und soll dafür auf Gerlinde's Befehl an einen Bettpfosten gebunden und mit Ruthen gezüchtigt werden. Da sie nun doch der nahen Rettung gewiß ist, verspricht sie, um sich der erniedrigenden Strafe zu entziehen, sie wolle dem Hartmut ihre Hand geben. Darauf badet sie sich und legt prachtvolle Kleider an, so daß sie nach langen Jahren wieder in ihrer ganzen Schönheit erscheint; ja um die List vollkommen zu üben, läßt sie den Hartmut Boten nach seinen Freunden aussenden, damit er am andern Tage, wenn er ergriffen werde, um so weniger Heereskraft habe.

Als nun Ortwin und Herwig indeß zum Hegelinger Heer zurückkommen, und die beiden von der Gudrun erzählen, weinen die Krieger. Aber Wate wirft ihnen ihr weibisches Wesen vor: „Wenn ihr Gudrun helfen wollt," spricht er, „so färbt die Kleider roth, die ihre weißen Hände weiß gewaschen haben."

Noch in der Nacht nun, wo die Luft heiter ist, und der Mond scheint, bricht das Heer auf. Als der Morgenstern aufgeht, sind sie schon vor Kassian, der Burg Ludwigs, vor der sie sich schlafend ins Gras strecken, bis Wate das Zeichen mit dem Horn gibt. Bald erkennt aber der Wächter das Heer an dem Helmglanz und meldet die Gefahr dem König Ludwig. Da ahndet Gerlinde, daß sie heute Gudrun's gestriges Lachen theuer entgelten müsse; und zum ersten Male erzürnt sich Hartmut über ihre Mißhandlung, und weist sie an ihr Weibergeschäft, als sie ihm räth nicht auszuziehen und sich belagern zu lassen. Endlich beginnt der Kampf, auf Wate's Zeichen mit dem Schlachthorn, das er so stark bläst, daß es dreißig Meilen in der Runde zu hören ist und vor seinem Schall die Eckſteine auf den Mauern reißen.

Tapfer fechtend verwundet nun Ludwig den Ortwin und Horand, und auch Herwig besteht schlecht vor ihm; erst bei einer zweiten Begegnung fällt der alte Normannenkönig unter seinen Schwertstreichen. Das will nun Gerlinde rächen. Großen Lohn bietet sie dem, der Gudrun erschlüge, und schon hat einer, der diesen Preis verdienen will, das Schwert über sie gezückt, als auf Gudrun's Hilferuf aus dem Fenster Hartmut edelmüthig herbei eilt und sie rettet. Nun kämpft Hartmut mit Wate, der sich trotz Herwig's Zuruf zu keiner Schonung bewegen läßt, bis er den Hartmut gefangen

Digitized by Google

nimmt. Dann stürmt Wate die Burg und schont selbst der Kindlein in der Wiege nicht, weil, wenn sie heranwachsen, er ihnen nicht mehr trauen dürfe, als einem wilden Sachsen. Schon fließt das Blut aus allen Gemächern; aber der alte Wate, der Mann mit den knirschenden Zähnen, mit Groll in den Augen und dem vollen breiten Barte hat das Ziel noch nicht erreicht. Flugs wendet er sich an Gudrun, sie soll ihm Gerlinde ausliefern; aber Gudrun, jetzt alles Leid mit Edelmuth vergeltend, verhehlt sie. Da stürmt er in den Gemächern umher, um sie selbst zu suchen, und als er sie endlich gefunden, zieht er sie bei den Haaren vor des Saales Thür und schlägt ihr dort das Haupt ab. Dann auf die Hergard stoßend, eine jener Dienerinnen Gerlinde's, die Gudrun früher am meisten gepeinigt hat, vollzieht er auch an dieser die Rache, und mit den Worten: „So muß man Frauen ziehen," beschließt er die blutige Arbeit. Horand bleibt nun mit Gudrun und den Gefangenen in der eroberten Burg; Wate zieht durchs Land und nimmt die Festungen in Besitz. Horand bleibt als Vogt im Lande. Die siegreichen Hegelinger kehren heim, und Hildeburg empfängt die Ihrigen. Hartmut erhält nun auf Gudrun's und seiner Schwester Ortrun's Bitten seine Freiheit wieder. Es wird eine vierfache Heirath, Ortwin's mit Ortrun, Herwig's mit Gudrun, Hartmut's mit Hildeburg, und Siegfried's von Morland mit Herwig's Schwester, aufs glänzendste gefeiert, und das Ganze schließt endlich damit, daß Ortwin und Herwig, als jeder mit seiner Gattin nach Hause zieht, sich ewige Freundschaft schwören.

Das ist der Inhalt des Gedichtes von Gudrun, des würdigen Seitenstückes zu den Nibelungen. Wie am Ende der letzteren der allgemeine Untergang eines gesammten großen Heldengeschlechtes steht, so schließt hier das Ganze mit einer allgemeinen Sühne, die alles Frühere, selbst die beabsichtigte und aufgeführte Blutrache vergessen läßt. Wenn in den Nibelungen die treue Liebe eines Weibes sich zu einer Leidenschaft steigert, die nur im Morde Ruhe, aber auch blutigen Lohn findet, so ist es hier die weibliche Treue, die still ausharrende, duldende, und unter allen Mühseligkeiten und Leiden wachsende, die endlich ihren Lohn in dem Wiedergewinne des Geliebten und in der Beglückung aller findet. So steht die Gudrun, dieses herrliche Gemälde von den Prüfungen und Leiden, wie von dem endlichen heiteren Siege weiblicher Treue, als der beruhigende und versöhnende Gegensatz, als die friedliche und weichere Parallele neben den Nibelungen. Daß dabei dennoch in diesem alten Epos keine moderne romanhafte Weichlichkeit zu finden ist, kann man schon aus der Analyse ent-

Digitized by Google

nehmen. Es ist hier dieselbe kernige Kraft; dieselbe Derbheit und Geradheit, wie in den Nibelungen, ja an einigen Stellen waten wir fast eben so im Blute, wie dort. Aber dennoch wird man leicht bemerken, daß die mildernden Contraste hier viel häufiger sind, und daß hier ein viel wärmerer Hauch das Ganze durchzieht. Man braucht nur an jene oben mitgetheilte Wiedererkennungsscene und an andere ähnliche zu denken; wie ist da nicht alles so zart, ja sogar von einem tief christlichen Sinne durchzogen! Ja gewiß, diese Gudrun, wie deutlich auch aus ihr noch hie und da die heidnisch-nordischen Züge hervorlugen, der Geist des Christenthums ist doch viel tiefer in sie eingedrungen als in die Nibelungen, denen er gleichsam nur von außen aufgetragen ist. Schon der Grundgedanke des Gedichtes, daß Harren und Dulden zum Siege führen, ist echt christlich. Aber eben so treten auch bestimmte Züge heraus, die von diesem Geiste Zeugniß geben, und ist es besonders das hohe, reine Frauenbild, das darin unsere ungetrübte Theilnahme in Anspruch nimmt. Die Zeichnung eines solchen Frauencharakters, wie der der Gudrun, war aber nur auf christlich-germanischem Boden möglich.

Wie in der Goethe'schen Iphigenie christliche Gesinnung und heidnische hellenische Formenklarheit sich durchdringen, so durchdringen sich auch in ihr das christliche und national-germanische Element fast eben so innig. Denn alle Tugenden, durch die sie hervorstrahlt, ihre Treue, ihre Keuschheit, ihre Geduld, ihr Edelmuth selbst gegen ihre bitterste Feindin, ihre Würde und Milde, durch die sie aus aller Verwirrung endlich den friedlichen Ausgang herbeiführt, sind von der Art, daß man nicht weiß, ob man sie dem deutschen National-Charakter, oder dem Einflusse christlichen Geistes zuschreiben soll.

Was nun die Composition dieser Gudrun betrifft, so bezeichneten wir sie schon in der vorigen Vorlesung als viel durchdachter, denn die der Nibelungen. Es ist hier, wie gesagt, alles mehr aus einem Gusse. Scheinbar hängen die drei Theile freilich nur locker zusammen, aber näher angesehen, beruht ihr Conner auf dem tiefsinnigen und vielleicht auch aus christlicher Anschauung hevorgegangenen Gedanken, daß der Kinder Schicksal mit dem der Eltern in einem engen und geheimnißvollen Zusammenhange stehe und nicht selten eine modificirte Wiederholung des letzteren sei. Eben durch diese zusammenhaltende Anschauung des Ganzen gewinnt dasselbe mehr Consequenz und Widerspruchslosigkeit, wie im Nibelungenliede; und wenn auch hier manches Auf-

Digitized by Google

fallende vorkommt, wie z. B. die unverwüſtliche Jugend jener Hildeburg von Portugal, die ſchon im erſten Theil unter jenen vom Grefe geraubten Königstöchtern vorkommt und doch am Ende des Ganzen, wo bereits zwei Generationen durchlaufen ſind, eine Heirath eingeht, ſo müſſen wir dieſes als eine bekannte Licenz der alten Epik auffaſſen, die eben ein Zeugniß iſt für ihre eigene unverwüſtliche Jugendlichkeit. So iſt und bleibt denn die Gudrun das einzige Nationalepos, das ſich mit den Nibelungen meſſen kann, und man kann es daher den Männern, die es zuerſt ihrem Studium unterwarfen, einen Fr. Heinr. v. der Hagen, einem Roſenkranz, Gervinus, San-Marte und den Grimm's nicht verargen, wenn ſie von einer faſt zärtlichen Liebe für dieſes Gedicht ergriffen wurden und alle Kräfte der Forſchung aufwandten, um es ins rechte Licht zu ſtellen.

Sie waren's denn auch, die uns über das Sagen-Geſchichtliche und die Entſtehung des Liedes belehrt haben. Die dieſem Gedichte zu Grunde liegende Sage iſt nämlich bei den Nordſeevölkern ausgebildet und nicht ſo ſehr, als die des Nibelungenliedes in den Mythus unſeres deutſchen Volkes verwebt. Nordiſche, däniſche, brittiſche und niederdeutſche Beſtandtheile, unter welchen letzteren ſächſiſche und frieſiſche Elemente vorwiegen, haben ſich hier allmählich vermiſcht und um den feſten Kern der bis zum achten Jahrhundert reichenden Sage von Hogin und Hedin angeſetzt, die die älteſte Grundlage des Gedichtes ausmacht. Dieſe in der Edda uns überlieferte Sage von der Entführung der Hilde, Hagen's Tochter, und der Verfolgung des Räubers, ſowie vom Kampfe zwiſchen ihm und dem Vater, kam dann wahrſcheinlich durch die Normannen zu den brittiſchen Inſeln, kehrte von da nach Dänemark und Friesland zurück, vielleicht zur Zeit Kanut's des Großen, und wanderte dann im zehnten Jahrhunderte nach Norddeutſchland, wo ſie endlich ſchon im zwölften Jahrhundert, wie wir aus deutſchen Anſpielungen anderer Gedichte wiſſen, zu einem Epos ausgeſponnen wurde. Dieſe epiſche Präformation der Gudrunsſage geſtaltete dann ein Mittelhochdeutſcher des zweiten Viertels des dreizehnten Jahrhunderts endlich zu dem Gedichte um, das uns noch vorliegt, und ſo kann, wie bei den Nibelungen auch bei der Gudrun, von keinem eigentlichen Dichter, ſondern auch nur von einem Ordner die Rede ſein, der die einzelnen, ſchon vorhandenen Lieder zu einem mehr kunſtmäßigen Ganzen verſchmolz. Daß dieſer Ordner des Liedes, wie jener des Nibelungenliedes, ein Süddeutſcher, war, iſt nicht allein aus der ganzen Sprachfärbung, ſondern auch aus beſtimmten Andeutungen

Digitized by Google

zu sehen; denn er spielt z. B. auf Schwaben mehrfach an, und nimmt ein Gleichniß vom Schneegestöber auf der Alpe her.

Aber wir können auch noch weiter gehen und mit ziemlicher Gewißheit behaupten, daß er ein Geistlicher war. Man wird sich ja wohl noch der priesterlichen Auffassungen erinnern, die vielfach in dem Gedichte vorkommen, jener Scheu vor Meerwundern, jener Christianisirung einer nordischen Walkyre, jenes starken Accents, der auf den Unterschied zwischen Heiden und Christen liegt; jenes Messelesens für die Todten, des Baues eines Klosters auf dem Wulpersande und des Gebets Gudrun's vor dem Gotte in Kreuzesgestalt. Solche Züge konnten nur aus der Anschauung eines mittelalterlichen Geistlichen hervorgehen. Erst seit dreißig Jahren ist dies herrliche Epos, wie ich schon ein Mal sagte, uns bekannt geworden, und wahrscheinlich wäre es uns ganz verloren gegangen, wenn nicht jener Kaiser Maximilian I., der an der Grenzscheide des Mittelalters noch ein Mal den ganzen Glanz desselben aufleuchten ließ, das ganze Gedicht erhalten hätte.

Im Jahre 1517, also gerade in dem Jahre, wo Luther auftrat, jener Nationalheros, der vor allen von dem mittelalterlichen zum modernen Bewußtsein führte, ließ Maximilian unser Gedicht in einen Pergamentband abschreiben und auf dem Tyroler Schlosse Ambras niederlegen.

Ueber dreihundert Jahre lag es da unbemerkt, bis es endlich Fr. H. von der Hagen 1820 zuerst in seiner Ausgabe des Heldenbuches erscheinen ließ. Da nun aber der Text in Sprachform und Orthographie die Färbung des Maximilianischen Jahrhunderts hatte, so versuchte es Adolf Ziemann 1835, denselben wieder in der mittelhochdeutschen Gestalt herzustellen, in welche ihn die Hand des schwäbischen Ordners im dreizehnten Jahrhundert gebracht hatte. Indeß diese Arbeit, so großes Geschick sie auch bekundet, ist doch nicht frei von Willkürlichkeit und gibt keineswegs ein treues Bild des mittelalterlichen Urtextes. Besser dagegen ist die Ausgabe von Vollmer, obgleich auch diese noch nicht erreicht hat, was bei einem sprachlich so corrumpirten Gedichte freilich schwer zu erreichen ist. Denselben Versuch, den Lachmann bei den Nibelungen machte, nämlich das Echte des Gedichts von den spätern unechten Zuthaten auszuscheiden und in einem bestimmten Liederkern herauszustellen, machten auch neuerdings Ettmüller und der Kieler Professor Müllenhoff mit der Gudrun. Wie unzuverlässig ihre Ausscheidungen aber sind, sieht man schon daraus, daß sie in ihren Ausgaben zu durchaus verschiedenen Resultaten gelangen. Denn während

Digitized by Google

Ettmüller von den 1705 Strophen 754 für echt erklärt, blieben bei Müllenhoff nur noch 415 übrig. Mit eben demselben Fleiße, mit dem man sich der Herausgabe des Grundtextes der Gudrun unterzog, sorgte man auch neuerdings für Uebersetzungen des Gedichtes. Den ersten anonymen Versuch dazu machte Gervinus, der in seiner Jugend, wie ich von ihm selbst weiß, von dem Gedichte ganz und gar bezaubert und eingenommen war. Aber dieser Versuch blieb unvollendet und war auch schon deßhalb mißlungen zu nennen, weil er dabei Hexameter gebraucht hatte. Auf diesen Anlauf folgte nun die erste vollständige Uebertragung von San-Marte. Dieselbe ist indessen keineswegs ein treues Abbild des Originals. Es ist diese Arbeit San-Marte's eben eine völlig lyrische Umgestaltung des Gedichtes, etwa nach Art von Tegner's Umdichtung altnordischer Sagen, die freilich mit viel Liebe, aber auch viel Subjectivität ausgeführt ist.

Viel getreuer sind dagegen die Uebersetzungen von Adelbert Keller und die von Simrock. Aber beide sind auch wieder so philologisch getreu, daß dabei die ursprüngliche Frische des Epos verloren gegangen ist. Die beste Uebersetzung bleibt immer noch die von Fr. Koch, bei der nur zu bedauern ist, daß sie auf den Müllenhoff'schen Text gestützt, gar viele Stücke unübersetzt läßt, weil der Herausgeber sie für unechte Einschiebsel hält, obgleich gerade diese oft poetisch am Schönsten sind. So ist es denn die Aufgabe noch späterer Zeiten, eine völlig befriedigende Bearbeitung dieses trefflichen mit den Nibelungen so eng verschwisterten Epos zu liefern und es für die Neuzeit zu regeneriren.

Gewiß ist auch nur die Kürze der Zeit, seit welcher das Gedicht bekannt ist, daran Schuld, daß sich nicht schon wirklich berufene Dichter daran gemacht haben, diese Gudrun entweder episch umzugestalten, oder was noch mehr Erfolg haben würde, sie zu dramatisiren, und ich bin überzeugt, daß vor allem letzteres geschieht*) und wünsche nur, daß es dann mit mehr Sinn für den gesunden Geist der alten Epik ausgeführt wird, als dies von Halm in seiner Dramatisirung der Griseldissage geschehen ist.

Ein Dichter aber, der ohne sklavische Treue gegen das Original, ebenso aber auch ohne moderne Sentimentalität aus diesem Epos, das sich mehr als alles andere Alte dazu eignet, ein nationales Drama

*) Viktor von Strauß hat diese Verheißung erfüllt. Im Jahre 1851 erschien von ihm: »Gudrun, ein Schauspiel.« J. G. F.

Digitized by Google

schüfe, würde sich hohes Verdienst um unsere Poesie erwerben. Freilich gehört dazu viel Geschick, freilich müßte ein solcher ebenso receptiv als originell sein und ohne den Geist der alten Dichtung zu zerstören, doch manche Aenderungen treffen, wie er denn vor allen den Aufforderungen des Dramas gemäß, den Schluß umgestalten, Hartmut den Heldentod sterben und erkennen lassen müßte, daß treue Liebe des Weibes nicht durch Gewalt und Lockung aus der rechten Bahn zu bringen ist; aber wir können ja hoffen, daß ein solcher Genius noch auftauche.

Geschieht dies aber wirklich, dann wird dies herrliche Gedicht von Gudrun unserer Nation von neuem theuer werden und zu der allgemeinen Anerkennung gelangen, die ihm neben dem manchmal vielgepriesenen Nibelungenliede lange geschmälert wurde, und mit Erstaunen wird man gewahr werden, welch ein Schatz deutscher Sinnesart und christlicher Gemüthstiefe in diesem Gedicht verschlossen lag.

Digitized by Google

Zwölfte Vorlesung.

Die Didaktik.

Thomasin von Zircläre's „Welscher Gast," Hugo von Trimberg's „Renner," Freidank's „Bescheidenheit." — **Rückblick und Schluß.**

Wir haben mit der Gudrun die Betrachtung unserer nationalen Epik abgeschlossen. Freilich gibt es nun außer den Nibelungen und der Gudrun im zwölften und dreizehnten Jahrhundert noch eine Menge anderer Epen, die ich aber hier übergehe; denn um den Geist unserer nationalen Epik überhaupt kennen zu lernen, genügt es vollkommen, sich auf diese beiden Epen zu beschränken, da sie als Mittelpunct und höchste Blüthe der alten Heldendichtung dastehn.

Hätten nur die Dichter unseres deutschen Mittelalters, wie in diesen Epen, sich überhaupt mehr den nationalen Stoffen zugewandt, um wie vieles würde da die ganze mittelalterliche Poesie unserem Herzen näher treten, um wie viel mehr würde sie ein Spiegelbild jener sittlichen Zucht und jener Gesundheit des Herzens sein, die zum Grundcharakter unseres Volkes gehört. Aber wir sahen es ja in unsern früheren Betrachtungen nicht ohne Bedauern, wie gerade die Kunstdichter jener Jahrhunderte alle ihre Stoffe der Fremde und vorzüglich romanischen Quellen entnahmen. Wenn nun auch die bedeutendsten unter ihnen, und besonders der tiefsinnige echtdeutsche Wolfram, mit deutscher Selbstständigkeit und Gesinnung diese Stoffe behandelten, so folgte ihnen doch bald eine große Zahl von Dichtern nach, die, der aus der Fremde überlieferten Stoffe nicht mächtig, den bunten

Digitized by Google

Wirrwarr derselben nur in Versen wiedergaben, ohne ihn mit Ideen zu durchgeistigen. Natürlich gieng dann auch die ganze Verschrobenheit und Unsittlichkeit jener französischen und brittischen Stoffe in ihre Rittergedichte über. Dadurch verfiel dann die Epik allmählich immer mehr in Unnatürlichkeit und Lascivität, wie wir insbesondere das Letztere sogar im Gottfried von Straßburg schon gesehen haben und noch deutlicher erkannt haben würden, wenn wir alle die Ritterepen späterer Zeit, die Lohengrin's, die Lancelot's, die Wigamur's und wie sie alle heißen, hätten durchgehen können.

Wie mit der Epik, so gieng es, wie wir schon früher sahen, auch mit der Lyrik. Jener jugendliche keusche Geist der Minne, den wir bei den älteren Minnesängern und vor allem bei dem sittlich reinen und männlichen Walther von der Vogelweide so lieb gewinnen mußten, jene schüchterne Frauenhaftigkeit, die den Grundcharakter dieses Minnegesangs ausmachten, sie wichen späterhin immer mehr und mehr und machten jener scheinbar genialen Unsittlichkeit und Don Quixoterie Platz, die wir an einem Ulrich von Lichtenstein wahrnahmen, oder jener Roheit, jener derben Gemeinheit, die wir an Nithart, dem Eulenspiegel des Mittelalters, rügen mußten.

Bei solcher Verwilderung der Epik wie der Lyrik, bei solcher immer wachsenden Hinneigung der gesammten Kunstdichtung des Mittelalters zu lügenhafter Unnatürlichkeit und Unsittlichkeit, that denn wahrlich eine tüchtige Reaction noth. Und diese kam denn auch in der mittelalterlichen

Didaktik oder Lehrdichtung,

die wir nun noch unserer Betrachtung unterziehen wollen. Das lehrhafte Element ist von jeher ein Grundzug deutscher Dichtung gewesen. Wie das deutsche Volk mehr als jedes andere vorherrschend den inwendigen Menschen mehr ins Auge faßt und der innern Welt des Gemüths zugewandt ist, so war es auch natürlich, daß es hiervon bald zum Nachdenken über die menschliche Natur selbst übergieng und mehr Gewicht auf die moralische Wirkung, als auf die künstlerische Vollendung seiner Poesie legte. Bricht darum das Didaktische sowohl in dem größten Epiker des Mittelalters, in Wolfram, wie in dem größesten Lyriker desselben, in Walther von der Vogelweide, stark genug durch, so mußte es wohl auch, von den Zeitverhältnissen noch obendrein begünstigt, in völlig selbstständigen Dichtungen hervortreten. Und das war denn auch der Fall. Eben im Gegensatz gegen die

Digitized by Google

entartete Kunstdichtung traten jetzt mehrere nüchterne und besonnene Männer auf und erhoben in verschiedenen Dichtungen, die noch jetzt unser höchstes Interesse in Anspruch nehmen, die Stimme der Weisheit und der Zucht. Waren diese Männer, ein Thomasin von Zircläre, ein Freidank, ein Stricker, ein Conrad von Würzburg, ein Hugo von Trimberg sammt ihren spätern über unsere Zeit hinaus gehenden Nachfolgern, wie Boner und Sebastian Brant, auch keine wirkliche Dichternaturen, bestimmte sie auch mehr eine außer ihnen liegende Tendenz, als der innere Drang des schöpferischen Genius, so ist doch eben diese ihre Tendenz, die Lüge zu stürzen und die Unsittlichkeit zu züchtigen, aller Ehren werth und bietet wenigstens, ebenso wie die durch ihre Dichtungen bewirkte Einführung des bürgerlichen Elements in unsere Poesie, die interessantesten culturhistorischen Gesichtspuncte dar. Und selbst in poetischer Beziehung haben sie vor den früher von uns betrachteten Kunstdichtungen des Mittelalters den einen Vorzug voraus, daß sie originell deutsch sind. Während die Kunstdichter, wie schon gesagt, ihre meisten Stoffe aus der Fremde entlehnten, schöpften diese didaktischen Dichter, schon in Opposition gegen das romanisch-unsittliche Element jener, allein aus der reichen Fundgrube der Lebensweisheit, die unsere deutsche Nation wie keine andere besitzt, und legten mit einem freilich vorherrschend verwaltenden Talent den ganzen Schatz kerniger Sprüche, Gnomen, Fabeln und volksthümlicher Reflexionen auseinander.

So ist denn die didaktische Poesie der meisten dieser Männer neben den Dichtungen der deutschen Heldensage, wie die Nibelungen und Gudrun, und neben der Thierfabel, die sich anfangs in Reinhart der Fuchs, später in Reinecke de Vos, so volksthümlich gestaltete, das einzige echt Nationale und Originelle der mittelhochdeutschen Poesie, und wenn auch dies allein sie auszeichnet, die künstlerische Vollendung dagegen ihr fehlt, so ist das schon genug, um sie einer näheren Betrachtung werth zu machen.

Wie wir in der mittelalterlichen Kunstepik eine Dreiheit von Dichtern hervorheben mußten, weil sich in ihnen die verschiedenen Seiten derselben sowie ihre innere Entwicklung darstellte, so müssen wir auch auf dem Gebiete der mittelalterlichen Didaktik besonders drei Dichter als die bedeutendsten in den Vordergrund stellen, nämlich Thomasin von Zircläre, Freidank und Hugo von Trimberg, unter welchen wieder der mittlere uns am meisten interessiren wird.

Digitized by Google

Thomasin von Zircläre, ein geborner Italiener aus Friaul, der aber während eines längeren Aufenthalts in Deutschland die deutsche Sprache erlernt hatte, ist der Verfasser eines der gepriesensten Lehrgedichte des Mittelalters, nämlich des „Welschen Gastes." Wie sehr auch dieses Gedicht, das der Verfasser, eben seiner fremden Abkunft wegen, den welschen Gast nannte, in der Sprache deutliche Spuren des Auslandes an sich trägt, so ist doch die Gesinnung, die hindurchgeht, das Streben nach Gründlichkeit, die sittliche Strenge, die Nüchternheit und Besonnenheit, echt deutsch, und das Ganze ist nicht nur mehr als alle andern didaktischen Gedichte des Mittelalters von der größten Gelehrsamkeit damaliger Zeit durchdrungen, sondern auch unter diesem das einzige, das eine systematische Anlage und Ausführung zeigt. Der Dichter, ausgerüstet mit einer ziemlich gründlichen Kenntniß sowohl der antiken Philosophie wie der mittelalterlich-deutschen Spruchweisheit, liefert uns hier philosophisch-theologisch-moralische Betrachtungen über die Welt, Betrachtungen, die sich alle, wie um ihren Mittelpunct, um die Lehre von der Beständigkeit (stäte) und von der Veränderlichkeit (unstätekeit) drehen. Wie schon Wolfram, an dem er großes Gefallen äußert, im Schwanken und Zweifeln die höchste Gefahr für die Sittlichkeit findet, so erscheint auch ihm die Stätigkeit, d. h. die auf Grundsatz beruhende Sittlichkeit, die nothwendig consequentes Handeln zur Folge hat, als die Mutter aller Tugend, während er dagegen die Unstätekeit, jenes grundsatzlose Schwanken, als die Quelle aller Laster, aller Unzufriedenheit und alles Unglücks ansieht. So ist es denn seine Absicht, diese grundsätzliche Tugend zu lehren und anzupreisen und in ihr dem Wechsel dieser Welt dem Menschen gegenüber ein Ewiges und Dauerndes zu geben. Während er das Ziel mit der größten Ruhe und Umsicht in der Darstellung verfolgt, führt er uns auf dem Wege zu demselben die schlagendsten und überraschendesten Weisheitlehren entgegen, die uns noch jetzt ansprechen. Nur der, — lehrt er unter anderm, — besitze wahren Adel, dessen Herz und Gemüth in Stätigkeit dem Guten zugewandt sei. Nicht Geburt, sondern Tugend stelle den Menschen hoch und nur das redliche Streben nach dem Höheren, nicht aber äußere Vorzüge, die den Anstrebenden nur oft genug von der Himmelsleiter herabzögen, könnten wahres Glück bewirken. — Das Gut sei ein Ding, das mit Unrecht nur so heiße. Weiß mache doch weiß, schwarz schwarz, aber das Gut mache nicht eben gut und nur Tugend sei das rechte Gut. Obgleich er nun bei

Digitized by Google

aller Tugend den Hauptaccent auf das Thun, auf die thätige Ausübung legt, so ist er doch weit davon entfernt, die äußeren guten Werke schon an sich zu preisen. Gott sieht auf die Absicht, lehrt er, nicht auf die That. Eines Mannes That sei immerhin gut, so kann sie doch seiner Absicht nach schlecht sein, denn allein der Wille gibt dem Werke den Namen. Diese Werthschätzung des Innerlichen in einer Zeit, wo die äußere katholische Werkheiligkeit schon im vollsten Schwange war, erhebt unsern Thomasin hoch über dieselbe und zeigt uns ihn als einen Mann, in welchem bereits das protestantische Prinzip zu dämmern beginnt. Was innerlich ist, sagt er, weicht nie dem Aeußern; darum kann den Guten auch nichts erschüttern, nichts irren; in seiner Tugend ist er stets zu Hause und kein enger Kerker bringt ihn um das schöne Haus, das er in sich trägt, kein Dunkel des Gefängnisses löscht seine Tugend aus. Bei dieser Mannhaftigkeit sittlicher Ueberzeugung war es denn nicht anders möglich, als daß Thomasin, empört von der Frivolität der damals verfallenden Poesie, direct gegen dieselbe auftrat; daher auch seine Opposition vorzüglich gegen die welschen Romane und die darauf beruhenden Epen. Er nennt sie geradezu Lügenmären und warnt vor den bösen Vorbildern, die sich in diesen Abenteuern finden, meint aber dennoch, sie seien zur Bildung der jugendlichen Seele nicht unpassend, das gereifte Alter verlange aber Gediegenes und das wolle er bringen, indem er verkünde, was Tugend, Frommheit und Zucht sei.

So sehen wir denn in ihm einen ernsten Philosophen, der von dem Spiel der Phantasie abgewandt, seine Philosophie in ein dichterisches Gewand kleidet, um seinen Zeitgenossen den ganzen Ernst des Lebens in angenehmer Weise ans Herz zu legen. Wollten wir ihn deßhalb vom rein ästhetischen Standpuncte aus beurtheilen, so würden wir Unrecht thun; denn er will eben nicht Dichter, sondern Lehrer der Nation sein. Und das ist er im besten Sinne des Worts; denn er kennt die Gebrechen seiner Zeit aufs genaueste, weiß jedoch auch mit der größten Schärfe und Bestimmtheit die gelinde Milde der Toleranz zu verbinden und überragt die meisten seiner Zeitgenossen an Entschiedenheit und Gesundheit der Ansicht.

Viel weniger Werth als dieser welsche Gast hat der „Renner" des **Hugo von Trimberg**, den ich, obgleich er später als der Freidank fällt, doch hier gleich vorwegnehme, um diesen als das Bedeutendste in der mittelalterlichen Didaktik dann zuletzt zu besprechen. Der Verfasser dieses „Renners" war ein gelehrter Laie aus dem Würzburgischen,

Digitized by Google

späterhin (von 1260—1309) Schulrector am Collegiatstift der Maria und St. Gangolph's in einer Vorstadt von Bamberg. Schon daß er erst im fünfzigsten Lebensjahre an das Dichten gieng, wie er selbst sagt, ist ein deutliches Zeugniß dafür, daß wir von ihm keine echte Poesie zu erwarten haben. Und die liefert er auch nicht. Er erscheint in seinem Urtheile wie in seiner Darstellung ganz und gar als ein Mann, dessen Gesinnung rein dem Praktischen und Populären zugewandt ist. Aus schlichtem Verstande, der voll gesunder Erfahrungen, wenn auch nicht von Einseitigkeit und Befangenheit frei ist, redet er wieder zum schlichten Verstande, unbekümmert um schöne Form und um den Reiz der Darstellung, und der einzige Zweck, den er verfolgt, ist Besserung seiner Zeitgenossen. Darum ist denn auch sein Renner nichts anders, als eine poetisch verkleidete große Strafpredigt gegen das Sittenverderbniß seiner Zeit, aber leider von überaus großer schulmeisterlicher Breite. So einfach auch die Anlage ist, die der Dichter sich zu Grunde legt, so mischt er doch bei der Ausführung je weiterhin je mehr unzählige abschweifende Betrachtungen des Menschenlebens und der Zeitsitte, Ermahnungen, Sprüche, Anekdoten, Märchen und Parabeln ein, so daß der Leser vor Planlosigkeit des Inhalts nicht ein noch aus weiß. Obwohl Hugo daher gleich im Anfang den sonderbaren Titel seines Buchs dadurch erklärt, daß er sagt: „Renner ist dies Buch genannt, denn rennen soll's durch alle Land," so gibt er doch späterhin noch eine Erklärung eben desselben Titels, worin er das Gewirr seines Werkes treffend charakterisirt, indem er sagt; das Buch führe den Namen Renner, weil es ihm damit gehe, wie einem Reiter, dem sein Roß durchgehe und nun in die Kreuz und die Quer umherspringe. Sein Gedicht reiße ihn eben so fort, bald hier hin, bald dort hin. So ist denn das Ganze zusammenhangslos und höchst ermüdend; doch hat es auch viele achtungswerthe Seiten und vor allem darum hohe historische Bedeutung, weil es uns ein Spiegelbild der damaligen Zeit vorhält. Wie dem Thomasin die Unstätigkeit, die schwankende Grundsatzlosigkeit als der Quell alles Lasters und alles Verderbens erscheint, so erscheinen dem Hugo gegen Ende des dreizehnten Jahrhunderts die Hoffahrt, die Habgier und die Unmäßigkeit als die Ausgangspuncte alles Unheils, und diese drei Grundlaster rügt er darum bei allen einzelnen Ständen gerade so rücksichtslos, wie der berühmte Prediger seiner Zeit Bruder Berthold aus Regensburg, dessen Predigten er ebenso benutzt zu haben scheint, wie der spätere Sebastian Brant in seinem „Narrenschiffe" die Predigten des Geiler von Kaisers-

Digitized by Google

berg. Vorzüglich kämpft aber Hugo gegen die zu seiner Zeit in allen Classen herrschende Erwerbsucht, die den Brotneid, Unzufriedenheit und Vernachlässigung aller geistigen Beschäftigung zur Folge hätten und wodurch alle alte Treue aus der Welt geschwunden ist. Nach dem innern Frieden, meint er dagegen, solle man streben, der ersetze alles andere und erlöse zugleich von der Hast nach irdischem Gute, die den Menschen zu seiner eigenen Pein nur zerstückele und zersplittere, daß er sich selbst nicht mehr besitze. Jedenfalls hat der wackere Schulmeister darin vollkommen Recht, und man könnte die Aussprüche, die er hier thut, fast ganz auch auf unsere von Materialismus beherrschte Zeit anwenden. In anderem aber ist er einseitig bei sonst ehrenwerther Gesinnung. So weist er z. B. unzählige Male auf die Bibel als die Quelle und den Mittelpunct aller Weisheit hin, und man möchte ihm da von ganzem Herzen beistimmen, wenn er nur bei der Schätzung derselben nicht auch alles Andere, was nicht genau mit derselben übereinstimmt, wie die heidnische Kunst, geradezu für Gift erklärte.

Trotz dieser Einseitigkeiten gehört dieser Renner dennoch seiner Wirkung nach mit zu dem bedeutendsten der altdeutschen Litteratur. Kein Werk im Mittelalter war so verbreitet und so vielgelesen, als dies, und keins hat es auch im Bezug auf seine aufrichtige Gesinnung und seine praktische Form so verdient. Der Grund für diese Verbreitung lag theils darin, daß Hugo all das wahr und treu aussprach, was damals im Volke zu gähren anfieng und das Volk bewegte, theils aber und hauptsächlich in der Popularität seines Vortrags, in der volksthümlichen Form des Gedichtes, theils in dem bei allem biblischen Ernste doch stets heiterem und nicht selten schalkhaftem Tone, indem er z. B. sang von den wilden und unsteten Maiden:

Kurzen Muth und langes Haar
Haben die Mädchen sonderbar,
Die zu ihren Tagen kommen sind:
Die Wahl macht ihnen das Herze blind.
Die Augen zeigen ihnen den Weg;
Von den Augen geht ein Steg
Zu dem Herzen nicht gar lang,
Auf dem steiget mancher Gedank',
Wen sie nehmen oder nicht.
O weh, wie oftmals das geschieht. —
Das ist zum ersten ihr Gedank':
Dieser ist kurz, jener ist lang;

Digitized by Google

Einer iſt betagt und alt,
Der andere jung, doch übel geſtalt't;
Dieſer iſt mager und auch ſchmal,
Jener iſt finſter und leider kahl.
Der iſt bleich und dieſer iſt roth,
Jener zu ſelten ißt fröhlich Brot.
Dieſer iſt eigen, jener iſt frei,
Wollt' er, ſo läg' ich gern ihm bei;
Dieſer iſt reich und jener iſt arm,
Und dieſen umſchließet nie mein Arm.
Einer iſt nicht wohl gezogen,
Der andre hat Mädchen viel betrogen:
Einer iſt mir lieb, dem bin ich leid,
Das machet ſeine Unſtetigkeit." u. ſ. w.

(J. G. Findel.)

Daß Hugo eine nicht unbedeutende Gelehrſamkeit beſeſſen, geht aus ſeinem Renner deutlich genug hervor. Außer der Bibel iſt er nicht nur mit den Kirchenvätern bekannt, ſondern auch mit den lateiniſchen Claſſikern, unter denen er z. B. Horaz, Seneca, Ovid, Plinius, Virgil und Juvenal erwähnt. Außerdem kannte er auch die deutſche Literatur ſehr gut, insbeſondere die volksthümlichen Dichtungen. Daß er außerdem auch ausgebreitete Sprachkenntniſſe beſeſſen, ſchließen wir aus jener merkwürdigen Stelle, wo er über das Wort, dieſer herrlichen Gottesgabe, ſpricht und wo er ſich in philoſophiſche Erörterungen einläßt, die uns nebenbei auch durch die charakteriſtiſche Bezeichnung der wichtigſten deutſchen Mundarten Intereſſe abgewinnen.

Zum Schluß theilen wir aus dem Renner noch die Märe „Von dem größten Thoren" mit:

Ein weiſer Mann in Krankheit lag;
Und jetzt war kommen ihm der Tag,
Daß er nicht länger ſollte leben.
Hin und her hieß er da geben
Sein Gut durch Gott, wie manche Leute
Auf ihrem Todbett thun noch heute.
Einen Sohn hatt' er, dem gab er do
Wohl zehen Mark, und ſprach alſo:
Mein lieber Sohn, erhalte mir
Deine Treu, und laß auch dies bei dir
Liegen, bis daß dir wird bekannt
Der größte Thor über alles Land;
Dem gib es, und gedenke mein.

Digitized by Google

Er ſprach: „Ja, Vater, das ſoll ſein.“
Nach der Rede der Mann verſchied.

Der Sohn ſich manch Jahr wohl berieth
Wem er das Silber möchte geben.
Man nannt' ihm manches Dummen Leben,
Auch manchen Thoren hin und her;
Den nannt' ihm dieſer, dieſen der;
Er kehrte wenig ſich daran.
Zuletzt da kam ein fremder Mann
Von fremden Landen. Den fragt er,
Wer Herr in ſeinem Lande wär'.
Er ſprach: „Wir haben alle Jahr,
Herr, einen König, das iſt wahr,
Der thut alles, was er will,
Nach Herzensluſt, bis an das Ziel,
Da ſein Jahr ein Ende hat;
Dann kritt ein andrer an ſeine Statt,
Und ihm ſchlägt man dann ab ſein Haupt.
Wenn ihr das jetzund mir nicht glaubt,
Herr, ſo fahret mit mir dar,
Und nehmt der Wahrheit ſelber wahr;
Wir kommen eben hin zur Zeit,
Wenn ſein Tod dem König iſt bereit,
So ſehet ihr, wie es geziemt,
Wenn dann ſein Reich ein andrer nimmt.“

Der Jüngling fuhr mit ihm dahin;
Da ließ der Mann bald ſehen ihn,
Wie es dem alten König gieng,
Und daß ein andrer ſein Reich empfieng.
Zu dem nun gieng er hin und ſprach,
Als er ihn dort gekrönet ſah:
„Nimm hin mein's Vaters Seelengeräthe (Vermächtniß);
Ich meinte nicht, daß die Welt hätte
So große Thoren je behalten!
Was Ehren willſt du darnach walten,
Wenn dir das Haupt wird abgeſchlagen?“
Dies Beiſpiel mag man denen ſagen,
Die durch Ehre und durch Wolluſt
In den ewigen Verluſt
Sich jämmerlich verſenken,
Und wenig dran gedenken,
Daß Leib, Gut, Freud' und Gunſt
Sind bloß ein Nebel und ein Dunſt.

(Bragur.)

Digitized by Google

Trat uns nun in diesem Renner das mehr moralisch-ascetische, im welschen Gast von Thomasin von Zircläre aber das mehr philosophische Lehrgedicht des deutschen Mittelalters entgegen, so haben wir endlich in dem dritten und bedeutendsten Product mittelalterlich-deutscher Didaktik, in **Freidank's** „Bescheidenheit," das echt volksthümliche Lehrgedicht jener Jahrhunderte. Dieses Buch, welches das ganze Mittelalter hindurch, ja bis ins siebzehnte Jahrhundert hinein als die weltliche Bibel geachtet war, ist die älteste und werthvollste Fundgrube germanischer Spruchweisheit und eine der schönsten Zierden unserer Literatur. Gleich im Anfang wird das Werk als von sich selbst redend eingeführt: Ich bin genannt Bescheidenheit, diu aller tugende krone treit, d. h. die alle Vortrefflichkeit in sich faßt. Unter Bescheidenheit verstand man aber im Mittelalter nicht wie jetzt jene Tugend, die, ein Ausfluß der Demuth, das Geltendmachen eigener Vorzüge und menschlichen Verdienstes verschmäht, sondern Bescheidenheit hieß hier so viel als Einsicht, richtiges Urtheil, Erfahrenheit, bedeutete überhaupt alles das, was Bescheid gibt und geben kann, so daß der Titel dem Geiste dieses Werkes völlig entspricht, welches über das menschliche Dasein in religiöser und sittlicher, in öffentlicher und häuslicher Beziehung Aufschluß und Bescheid gibt und auf praktischer Welt und Menschenkenntniß beruht. Auch der Name Freidank, mit welchem der Dichter, ebenfalls gleich im Anfange des Ganzen sich einführt, ist auffallend. Er bedeutet so viel, als freier Gedanke, Frei-Denker und Sprecher, und da diese Bedeutung dem freisinnigen Geiste dieses Werkes ganz entspricht, so wird man unwillkürlich darauf geführt, ihn als erdichtet und absichtlich angenommen anzusehen. Unwahrscheinlich ist es auch nicht, daß die Kühnheit und der Freimuth der Sprache, wie der Verfasser selbst bemerkte, ein Grund für ihn war, unter der Pseudonymität sich zu verbergen; aber welcher Dichter jener Zeit nun hinter diesem symbolischen Namen zu suchen sei, ist bis heute noch nicht bis zur Unbestreitbarkeit ausgemacht. Doch hat es Wilhelm Grimm, der Herausgeber dieses Lehrgedichtes, höchst wahrscheinlich gemacht, daß Freidank kein anderer sei, als der bekannte Walther von der Vogelweide, indem er seine Ansicht*) dadurch begründet, daß beide höchst wahrscheinlich die gleiche Heimath haben, daß beide fahrende Sänger waren, daß beide den Kreuzzug Friedrich des II. im Jahre 1228 mitgemacht ha-

*) Vgl. W. Grimm: »Ueber Freidank; zweiter Nachtrag. Göttingen 1855.« S. 16. 17.

Digitized by Google

ben, aber von Jerusalem zurück geblieben sind, und daß beide zu gleicher Zeit verschwunden sind; ferner dadurch, daß die „Bescheidenheit" von dem nämlichen Geiste beseelt sei und denselben Ernst der sittlichen Betrachtung und dieselbe Neigung zum Praktischen beurkundet, wie Walther's Lieder; endlich dadurch, daß beide sogar in Bezug auf Sprache und Sprachformen bis auf die besondersten Eigenthümlichkeiten übereinstimmen, wie in Bezug auf die Behandlung des Renners.

Manche bezweifeln indeß diese Annahme und stützen sich darauf, daß Freidank als Geschlechtsname wirklich häufig vorkommt, daß Freidank sich selbst ein Mal Bernhart nenne und ein Dichter des vierzehnten Jahrhunderts, Siegfried Helbing, wirklich eines Spruchdichters Bernhart Freidank Erwähnung thut. Auch will man das Grab Freidank's in Treviso entdeckt haben, was der Identität Walther's mit diesem allerdings widerspräche, da jener bekanntlich in Würzburg begraben liegt. Diese Entdeckung hat aber, wie W. Grimm in der angeführten Schrift nachgewiesen, durchaus keinen Halt, und so bleibt die erstere Ansicht immer noch die wahrscheinlichste. Wie dem nun aber auch sei, ob Walther von der Vogelweide, oder ein anderer der Verfasser dieses trefflichen Gedichtes ist, des Dichters vortrefflicher Charakter ist unzweifelhaft, da er deutlich genug aus dem Werke hervortritt. Freidank zeigt sich überall als ein geistreicher Mann von echtdeutschem Ernst, der von keiner systematischen Schulgelehrsamkeit befangen, von jeder Einseitigkeit frei und mit der höchsten praktischen Tüchtigkeit ausgerüstet ist. Nie sinkt er zu trockener Lehre herab; denn er hat bei voller Erkenntniß ihrer Gebrechlichkeit die Theilnahme für die Welt keineswegs aufgegeben, noch hat er auch an jener Trostlosigkeit und Bitterkeit Gefallen, in welche die meisten Sittenprediger sich verlieren. Das glühendste Gefühl für Freiheit und Recht, die reinste Frömmigkeit und die innigste Menschenliebe sind die Grundlage seiner Lebensanschauung. Zeigt er auch bisweilen jene wohlwollende Ironie, die nur ein Eigenthum jener Männer ist, vor welchen sich die Erfahrungen eines vielfach langen bewegten Lebens ausbreiten, so beherrscht ihn doch überall Mäßigung und Billigkeit, und alle seine Gedanken sind der freie, ungesuchte Ausdruck eines von Lebensfrische und Muth, von Freiheit und Tiefe getragenen und sittlich geläuterten Characters.

Wenn das Werk eines solchen Mannes, der wirklich seinem Grundwesen nach überall an die ehr- und liebenswürdige Gestalt Walther's von der Vogelweide erinnert, im Mittelalter in so hohem

Digitized by Google

Ansehen stand, daß es fast keinem Dichter desselben an Hindeutungen auf dies Werk und an Entlehnungen aus demselben fehlt, ja daß vor allem das Volk seine Aussprüche sich zum lebendigen Eigenthum machte, so kann das durchaus nicht Wunder nehmen. Aber die weite Verbreitung und das hohe Ansehen dieses Freidank beruhte doch nicht allein auf dem innern Werthe des Gedichts und der allgemein ansprechenden Grundgesinnung des Verfassers, sondern war ebensosehr auch eine Folge der besondern Mischung der Bestandtheile, die dieses Werk umfaßt. Gibt der Dichter nämlich vorzüglich in dem einen Theile des Werkes vieles von seinem Eignen, liefert er uns vor allem da viel Selbsterfahrens und Selbstempfundenes, wo er sich auf dem politischen und religiösen Gebiete seiner Gegenwart bewegt und die Verhältnisse des deutschen Reichs zu Friedrich II. Zeit, den Kampf zwischen Kaiser und Papst und das Unwesen zu Rom ins Auge faßt, so bleibt es doch sein Hauptzweck, die aus dem Munde des Volkes entnommenen und seiner Zeit überlieferten Sprüchwörter, die damals allgemeine Geltung hatten, gesichtet, geordnet und gereinigt darzubieten, und so umfaßt denn der größte Theil seines Werkes eben diese Schätze germanischer Spruchweisheit. Daß diese, als der Ausdruck des Gefühls und Urtheils des ganzen deutschen Volks, als ein der deutschen Nation längst angehöriges Gemeingut, sich nicht erst Eingang zu verschaffen brauchten, sondern schon von vornherein Interesse, ja Vorliebe fanden, versteht sich von selbst, und so hat denn Freidank's Bescheidenheit aber vorherrschend ihr weit verbreitetes Ansehen diesem nationalen Lehrgehalt zu danken. In keinem Werke unserer Litteratur finden wir aber auch die reiche, tiefe und umfassende Menschen- und Weltkenntniß unserer Nation, das gesunde Urtheil derselben in der Form des Ernstes wie des Humors so schön, so klar und mannigfaltig ausgeprägt, nirgend einen so feinen, kühnen Blick, als in diesem Werke, und mit Recht haben deshalb auch einige Literaturhistoriker dasselbe das „Epos deutscher Volksweisheit" genannt. Wer über das Ursprüngliche und Eigenthümliche unserer deutschen Spruchlehre sich gründlich unterrichten will, muß jedenfalls auf dieses Werk zurückgehen; denn hier tritt das deutsche Sprüchwort noch in seiner kernigen, kurzen und treffenden Gestalt auf, hier hat es noch den eigenthümlich deutschen Charakter bewahrt, wodurch es, hauptsächlich Lebensklugheit und Menschenkenntniß bezweckend, sich ebenso scharf von den griechischen Sprüchen unterscheidet, die auf Selbstkenntniß abzielen, als auch von den Sprüchen der Bibel, die mehr moralische Vorschriften enthalten. Freilich hat nun Freidank

Digitized by Google

selbst in dies volksthümliche Element seines Buches, in diese Sammlung der ihm überlieferten Sprüche so viel von seinem eigenen Geiste einfließen lassen, daß ihm auch hier ein besonderes Eigenthumsrecht beigelegt werden muß, aber dennoch ist er dabei mit hoher Achtung vor dem ererbten National-Eigenthum zu Werke gegangen und hat es nur durch seine lichte Zusammenstellung durchgeistigt, hat das Rohe davon entfernt, das Sinnreiche darin gesteigert, das Ganze geläutert und so gleichsam die wild und frei strömende Quelle deutscher Spruchweisheit durch Einfassung mit Werkstücken in einen zugänglichen Brunnen verwandelt, aus dem man nun ohne Mühe schöpfen kann.

So bietet denn dieses so geistreich gedachte und so gut ausgeführte Lehrgedicht ebenso für den Gelehrten, wie für das Volk ein im weitesten Sinne hohes Interesse dar; für den Gelehrten, insofern er hier wie nirgend die deutsche Gnomik in ihrer Reinheit findet, für die Nation, insofern sie in diesem Werke den Hauptkanal entdeckt, durch welchen die meisten der noch jetzt gebräuchlichen Sprüchwörter bis auf unsere Zeit gekommen sind.

Es ist deßhalb auch gewiß von allgemeinem Interesse, wenn wir jetzt auf den Inhalt dieses Weisheitsbuches näher eingehen:

Zunächst wendet der Dichter seine Betrachtung den höchsten Angelegenheiten des Lebens zu und beginnt damit, die Religion, die Liebe zu Gott als Grundlage aller Weisheit aufzustellen:

Gotte dienen ohne Wank,
Ist aller Weisheit Anfang.
Wer um die kurze Lebenszeit
Die Freuden gibt der Ewigkeit,
Der hat sich selber arg betrogen
Und baut auf einen Regenbogen.
Wenn dann der Regenbogen schwindet,
Sein Haus er nimmer wiederfindet.
(K. Barthel.)

Und nun bekämpft er die Selbstsucht als dasjenige Grundübel, was die Liebe Gottes am meisten hindert:

Wer die Seele will bewahren,
Der muß die Selbstsucht lassen fahren.
Wer Gott liebet, wie er soll,
Deß Herz ist aller Tugend voll,
Wer aber ohne Gott will leben,
Der wird nicht viele Ehr' erstreben.
(Joh. Scherr.)

Digitized by Google

An Gott selbst hebt er vorzüglich dessen Allweisheit und Allwissenheit hervor, und besonders die letztere schildert er trefflich:

Gott ist verborgen nichts allwärts,
Vor Gott liegt offen jedes Herz.
Es sei übel oder gut,
Was jemand im Geheimen thut,
Oder was im Herzen wird erdacht,
Von Gott wird alles ans Licht gebracht.

(Joh. Scherr.)

Auf diese Allweisheit und Allwissenheit Gottes, lehrt er, solle man vertrauen, an seine Vorsehung solle man glauben, aber über alle die unlösbaren Fragen, die den Geist des Menschen umlagerten, solle man nicht grübeln, denn, das Bild des Apostels Paulus heranziehend, setzt er hinzu:

Wie kann ein Topf wohl murren und sprechen,
Wenn ihn sein Meister will zerbrechen?
So können auch wir nichts gegen Gott:
Fest unbeweglich ist sein Gebot.

Ebenso wenig, wie man aber über Unbegreifliches grübeln soll, will er auch, daß man an Gottes Wundern nicht verwegen zweifle. Auch er erwägt das Unergründliche in der menschlichen Seele und ihren räthselhaften Zusammenhang mit dem Körper, ihre ewige Fortdauer, und erkennt das alles als Wunder an; dies aber solle man gläubig betrachten und nicht verwerfen, zumal ja täglich größere Wunder geschehen, denn daß Gott Menschen schaffe, sei wunderbarer, als daß er sie auferstehen lasse. Auch bei dem Geheimniß von der Dreieinigkeit, das er übrigens noch durch populäre Bilder anscheinlich zu machen sucht, wie bei der Frage über den Ursprung des Bösen, über die Gnadenwahl und die Erlösung durch Christus, begnügt er sich mit dem Glauben, und in ähnlicher selbst sich bescheidender Weise handelt er alle theologischen Fragen des Mittelalters ab.

Wenn uns indessen dieser Theil seines Werkes weniger anspricht, so sagt er uns desto mehr zu, wo er in das Gebiet des wirklichen Lebens, in das Bürgerliche, Häusliche und Ethische übergeht. Er handelt von Fürsten, Herren und Knechten, Rittern, Bauern, von den Frauen, der Ehe, den Kindern, von Freundschaft, Ruhm und Ehre, von allen Lastern seiner Zeit, ja selbst von den Thieren und Pflanzen

Digitized by Google

und beurkundet sich überall als eine gesunde, kernige und umsichtige Natur. Ich kann hier natürlich nur Einzelnes herausheben. Als das Hauptlaster seiner Zeit stellt er die Hoffahrt hin, und allerdings mochte diese unter den damaligen Umständen, wo jeder sich unabhängig zu machen strebte und die natürlichen Bande des Gehorsams locker wurden, vorzugsweise gedeihen. Hoffahrt nennt er der Hölle Königin und in sinnreicher Beschreibung ihrer mannigfaltigen Aeußerungen ist er unerschöpflich.

Hoffahrt, sagt er, zwingt den kurzen Mann, daß er muß auf den Zehen gehen. Sie hat die Tritte des Kranichs und lehrt manchen den Hals verkehren, daß er niemand mehr recht ansehen kann. Nicht nur in der Reichen, auch in der Armen Kleid schlüpft sie und benimmt ihnen alle Liebe zu Gott, denn die Hoffahrt sei nie des heiligen Geistes Genosse gewesen. Ebenso warnt er vor dem Mißbrauch der Zunge. Das schlimmste Glied, das wir trügen, sei die Zunge, sie rege manchen Streit und manchen Neid auf, und was wir Uebeles vernommen haben, es sei alles von der Zunge gekommen. Die Zunge sagt er, hat kein Bein und bricht doch oft Bein und Stein, und dann alles zusammenfassend, setzt er hinzu:

Vor Schande wahrt nicht beff're List,
Als daß man der Zunge Meister ist,
Weil durch die Zunge das Meiste geschehn,
Was Gutes wir und Uebels sehn.

Als Hauptzungensünde rügt er aber die Lüge. Von ihr sei die ganze Welt voll:

Lügen und Trügen ist ein Pflug,
Der Ackerleute hat genug.

Aber er lobt beides nicht, weil aus ihnen noch nie Gutes entstanden sei und sie der Seele wie der Ehre schade. Einen gebe es aber, den könne man nie belügen, Gott; denn:

Wie oft auch Gott wird angelogen,
Er ist doch immer unbetrogen.

Da zu seiner Zeit vorzüglich die Geldgier und Gewinnsucht vor allem unter den Geistlichen und Fürsten im Schwange war, so erhebt er sich auch gegen diese Zeitgebrechen und singt hier in seiner humoristischen Weise:

Digitized by Google

Die Pfennigsalbe Wunder thut,
Erweichet selbst den härtsten Muth;
Ja, wenn der Wolf nur Gelder brächt',
Er wäre allen Leuten recht.

Als eine der höchsten Tugenden stellt er dann dieser Gewinnsucht die Wohlthätigkeit gegenüber, die überhaupt im Mittelalter fast überschätzt wurde. Sie anpreisend singt er:

Wasser löschet Feuersgluth,
Wohlthätigkeit dasselbe thut;
Allzeit löscht's der Sündenbrand,
Führt guter Wille unsre Hand.

Und noch schöner spricht er sich aus über das rechte Gleichgewicht zwischen Erwerben und Geben, wenn er sagt:

Man soll nach Gütern werben,
Als könne niemand sterben,
Und soll's in Fülle dann doch geben,
Als könnte niemand eine Woche leben.

Wie Freidank nun hier die Gebrechen seiner Zeit an und für sich rügt, so züchtigt er sie nun auch, indem er sich über alle Lebensverhältnisse verbreitet. Vorzüglich schon ist es, was er da über die Freundschaft sagt:

Ein treuer Freund, ein erprobtes Schwert,
Die sind wohl mehr als Goldes werth!

hebt er an; aber man hat diese Freundestreue leider nur selten. Mancher hat der Freunde viel, sagt er, so lange es ihm gut geht, aber wenn die Noth einbricht, so findet er an ihnen keine Genossen mehr. Darum solle man an den getreuen Freunden desto fester halten und sie selbst, wenn sie fern seien, bis ins vierte Land hinein lieb behalten, dem untreuen aber möge man klug behandeln und vor allem ihm nie Leides klagen; denn Schweigen sei da viel besser. Von dem freundschaftlichen Umgange mit Bösen räth er geradezu ab. Viel besser sei der Bösen Haß, als ihre Freundschaft.

Ich muß mich wohl mit diesen Proben begnügen und auch wohl die Angriffe und Klagen übergehen, die Freidank erhebt über die Verwirrung des Reichs, über den Ungehorsam der Reichsfürsten gegen

Digitized by Google

den Kaiser, über die wachsenden Eingriffe in das Privatleben durch Zölle, Münzen und Gewicht, und was dergleichen mehr ist. Aber eins darf ich nicht unerwähnt lassen, weil es so hohes historisches Interesse hat. Freidank ist ein Mann des höchsten Freimuths. Gedankenfreiheit ist ihm ein hohes Gut, dessen er sich auch ausdrücklich freut, wenn er sagt:

Die Bande mag niemand finden,
Die meine Gedanken binden;
Man faht wohl Weib und Mann,
Gedanken niemand fahen kann.

Im Bewußtsein dieser Gedankenfreiheit ist er denn auch, wie Walther von der Vogelweide, einer der muthigsten Kämpfer gegen alles Unwesen des Papstthums, und er erscheint hierin wie dieser, was immer noch nicht hinreichend beachtet ist, als einer der bedeutendsten mittelalterlichen Vorläufer der Reformation. *)

Betrachten wir zunächst seine Aussprüche über den Ablaß, so werden wir unwillkürlich an Luther erinnert. Dem Papste, sagt er, kommt nichts weiter zu, als daß er die Buße für die Sünde annimmt und vielleicht dem Reuigen seinen Schmerz erleichtert. Aller Ablaß ist kraftlos, wenn man das unrecht Erworbene nicht ersetzt oder zurückgibt. Nur um Gnade von Gott zu erwerben, soll man Sühne thun. „Wer mir die Schuld erlassen könnte, die ich einem Andern gethan habe, nach dem würde ich weit über das Meer fahren, um ihn aufzusuchen, aber Sünde kann auch niemand vergeben, als Gott allein. Es sieht einem Esel wohl ähnlich, daß er dem Ochsen seine Sünde abnimmt, aber nicht dem Weisen." Wer je die fünfundneunzig Thesen Luther's gelesen hat, der wird sofort erkennen, daß Freidank ganz auf dem Standpuncte steht, auf welchem der Reformator seiner Zeit in diesen Thesen stand. Wie damals Luther auch den Mißbrauch des Ablasses dem Pabste selbst in Wirklichkeit noch nicht zuschrieb, sondern nur die gewöhnliche irrthümliche Ansicht über denselben berichtigte, geradeso Freidank. Auch er verwirft den Ablaß an sich noch nicht, aber er behauptet doch, daß Gott allein die Sünde vergeben und der Papst nur die Kirchenbuße dafür erlassen könne, ja was noch tiefer

*) Man vgl. in der Zeitschrift f. d. histor. Theologie 1845. III. Barthel's Aufsatz: „Die Opposition gegen die Hierarchie in der deutschen Nationalliteratur des dreizehnten Jahrhunderts. Darstellung derselben insbesondere an Walther von der Vogelweide."
(J. G. Findel.)

Digitized by Google

geht, er behauptet wie Luther damals, daß der Ablaß ohne wahre Herzensreue kraftlos sei. Ueberhaupt legt er ein großes Gewicht auf die Reue, wie wir das besonders aus einem Capitel seines Buches ersehen können, das den Titel: „Von Sünden" führt. Hier äußert er Ansichten über dieselben, die fast der evangelischen Lehre vom alleinseligmachenden Glauben nahe kommen, insofern ja dieser Glaube doch zunächst auf dem schmerzlichen Gefühle der Erlösungsbedürftigkeit beruht und damit beginnt. „Reue," sagt er hier, „ist aller Sünden Tod, nur durch die Reue kommt der Sünder aus der Noth." Wo Gott die wahre Reue sieht, da wird alle Sünde zu nichte, und keine Sünde war je so groß, daß nicht herzliche Reue sie wieder gut machen könnte. Wie viel auch einer Gutes thut, wenn eine Sünde auf ihm laste, stirbt er ohne Reue, so ist doch alles Gute umsonst gethan. Wenn er sich aber zu Gott bekehret, Buße thut und fortfährt Gutes zu üben, dann, sagt Freidank, grünt die Gutthat, die früher nichts werth war, wie das Gras und blüht wie ein Mandelbaum; seine Sünde aber wird vor Gott wie ein Traum. — Man prüfe, ob das Letztere nicht ein deutlicher Anklang ist an die evangelische Lehre von der Werthlosigkeit aller äußern Werke, die nicht aus der Buße und dem Glauben hervorgehen!

Aber Freidank geht noch tiefer ein auf den alleinigen Werth der Buße und fährt in einem vortrefflichen Bilde fort:

Wär' noch so groß die Missethat,
Gott dennoch größ're Gnade hat. —
Wenn Wasser wieder geht bergan,
Dann kann der Sünder Gnad' empfahn.
Wenn's nämlich still und unbezeugt
Vom Herzen zu den Augen steigt,
Gar leise fließt solch Wasser aus,
Und doch hört's Gott durch der Himmel Gebraus.
Die Zähre, die vom Herzen quillt,
Hat mancher Sünde Gluth gestillt.

(K. Barthel.)

Wie viel Anklang das in dieser Stelle vorkommende und so überraschende Bild von dem bergan fließenden Wasser der Bußthränen zu verschiedenen Zeiten gefunden hat, das kann man aus den öfteren Bearbeitungen dieser Stelle des Freidank sehen, die fast in jedem Jahrhundert vorzufinden sind. Ich will nur eine der neuesten von

Digitized by Google

Friedrich Ahlfeld mittheilen, in der das bezeichnete Bild in freier originellen Weise benutzt ist. Sie lautet.

Wenns Wasser von den Bergen fließt
Und in die Thäler sich ergießt:
Dann bricht der liebe Lenz herein
Dann blühen die bunten Blümelein,
Dann reckt und streckt sich Laub und Kraut,
Dann sucht der Vogel seine Braut,
Die Sonne scheint so traut, so mild
Und segnet Berg und Blachgefild.
Nun ist ein Land mir wohlbekannt
Dicht an des Gnadenstromes Rand,
Den Namen hast du oft gehört,
Da ist die Ordnung umgekehrt.
Wenns Wasser auf zu Berge fließt
Und perlend dann herab sich gießt:
Dann bricht der liebe Lenz herein,
Dann regt es sich in Stock und Stein,
Dann sucht der Bräutigam die Braut;
Vom Gnadenmorgen frisch bethaut,
Läßt dieses Land ein köstlich Grün
Am Perlenbache auferblühn:
Im jungen Laube tönt Gesang,
So lieblich, wie es nirgend klang. —
Nahm Gottes Salzfluth ihren Lauf
Auch schon bei dir den Berg hinauf?

Der Verfasser dieses Gedichtes hat, wie man bemerken wird, Freidank's originelle Anschauung nur benutzt, und in dieser Weise sind Freidank's Worte und Gedanken noch öfter von spätern Dichtern weiter ausgebeutet, und noch heute erscheinen sie oft in moderner Gestalt wieder, wie das bei Leopold Schefer, A. E. Fröhlich und andern der Fall ist.

Doch wir kehren zu Freidank zurück. Bald nach jener vorhin vorgelesenen Stelle setzt er hinzu: „Guter Glaube und reine Werke zerschmelzen den Berg der Sünde, wie die Hitze den Schnee." Da sollte man wieder meinen, da er hier neben dem Glauben noch ausdrücklich die Werke als heilbringend hinzufügt, daß er diesen, wie es der gewöhnlichen katholischen Ansicht gemäß ist, an und für sich Werth zuschriebe. Aber so ist es nicht. Freidank, obgleich mitten im katholischen Mittelalter stehend, hat doch zu viel evangelischen Sinn, als

Digitized by Google

daß er der sogenannten Werkheiligkeit das Wort reden sollte, und diese seine tiefere evangelische Einsicht leuchtet auch deutlich genug aus einer andern Stelle hervor, wo er sagt, daß noch mehr als die bloßen äußern Werke erforderlich seien, um Gottes Gnade zu erlangen. Nachdem er nämlich die zehn Gebote vorgetragen, schließt er mit den Worten: „Wenn aber ein Mann das alles auch thut, was Gott geboten hat, so soll er doch Angst haben, wie er Gottes Gnade erlangen wolle.

Haben wir nun hier gesehen, wie Freidank in der Lehre von der Sündenvergebung und dem Ablaß nicht ohne deutliche Anklänge an den Protestantismus ist, so lassen sich bei ihm auch dieselben protestantischen Ansichten in Bezug auf den Papst und das Pfaffenthum finden. Vor allem bekämpft er offen die verderbliche Meinung von des Papstes Untrüglichkeit und Reinheit der Sünden. „Da der Papst, sagt er, ein Mensch ist, so muß er trotz aller Kunst, Gewalt und List doch menschlich leben. Er kann uns also ein Vorbild des Guten wie des Bösen sein. Gott gebe, daß er das Beste thue. Wer sagt, daß der Papst nicht sündigen könne, der lügt. Soviel er auch Gewalt hat, sündigen kann er doch sobald er will." Auch die weltliche Gesinnung der damaligen Päpste greift er an und wirft ihnen vorzüglich vor, daß sie sich die unrechtmäßigsten Eingriffe in die weltlichen Rechte erlaubten und mehr als ihnen gebühre nach weltlicher Herrschaft strebten. Hier sehen wir Freidank geradezu als einen volksthümlichen Repräsentanten der Ghibellinenpartei, die den Kampf für die Rechte des deutschen Kaisers gegenüber der Hierarchie auf das Festeste und Entschiedenste durchfocht. Freidank gehörte selbst, wie aus seinem Gedichte deutlich genug hervorgeht, dem nächsten Gefolge des Hohenstauf'schen Kaisers Friedrich II. an und hat auch im Jahre 1228 in dieser Stellung den Kreuzzug mitgemacht. Darum stellt er sich denn auch in Sachen dieses seines Kaisers und Herrn kühn dem Papste gegenüber, als Gregor IX. über Kaiser Friedrich II., noch ehe dieser seinen lang versprochenen Kreuzzug wirklich unternahm, den Bann verhängte und diesen auch dann nicht zurücknahm, als der eigentliche Grund desselben längst weggefallen war. „Kein Bann," sagt er, „geht vor Gott weiter, als die Schuld des Menschen. Gehorsam ist freilich gut, aber nur, so lange der Papst recht thut; will er aber jemand von Gottes Gebot losreißen und zu unrechten Dingen zwingen, so soll man ihn verlassen und dem beistehen, der Recht hat. Mit dem Banne wehrt man nur, daß das heil'ge Grab erlöst werde. Der Bann, der aus Feind-

Digitized by Google

schaft geschieht, hat auch keine Kraft, und ein Bann, der dem Glauben schadet, thut nimmer gut."

An einer andern berühmt gewordenen Stelle, die selbst Luther mehrere Mal in seinen Schriften citirt hat, kämpft er, ohne von einem besonderen Falle auszugehen, rein principiell gegen des Papstes Eingriffe in des Kaisers Rechte. Es war im Mittelalter etwas Gewöhnliches, die geistliche Herrschaft des Papstes und weltliche des Kaisers mit zwei Schwertern zu vergleichen. Diesen Vergleich benutzend, sagt denn Freidank: „Wenn zwei Schwerter in einer Scheide stecken, so verderben sie leicht beide. Wenn der Papst nach dem Reiche begehrt, so gehen beide Schwerter, d. h. die geistliche und weltliche Gewalt zu Grunde" und muthig hält er nun der weltlichen Gewinnsucht des Papstes am Apostel Petrus ein Muster geistlicher Armuth vor.

Wie er nun so das damalige Oberhaupt der Geistlichkeit rügt, so nicht weniger den gesammten Clerus: „Die uns gute Vorbilder geben sollten, sagt er, von denen führen viele gerade ein schlechtes Leben. Die Höchsten unter ihnen geben uns Vorbilder, die manchen in den Pfuhl des Lasters leiten. Wessen Leben aber voll Makel ist, dessen Lehre hat auch keinen Werth. Man folgt viel eher eines guten Mannes Lehre, als der von zehn, die gut lehren und selbst dawider handeln. Ich weiß wohl, daß eine schmutzige Hand kein weißes Gewand zu Stande bringt. Wie kann einem auch der lauteres Wasser geben, der selbst in der Lache steckt? O wehe dem Auge, das für einen andern sieht und nicht für sich selbst."

Man sieht, wie groß die Kluft zwischen dem Leben und der Lehre der damaligen Geistlichkeit gewesen sein muß, wie tief aber auch der Schmerz darüber in des Volkes Herz eingriff!

So und in ähnlicher Weise kämpft nun Freidank gegen das geistliche Unwesen seiner Zeit und zeigt sich hier überall als eine so kraftvolle und wahrheitsliebende Natur, daß wir glauben müssen, er würde, wie Walther von der Vogelweide unter den Zeitverhältnissen Luther's ein noch kräftigerer Mitkämpfer für die evangelische Wahrheit geworden sein, als er es in seiner Zeit schon war. Aber weder erlaubt es der Raum, noch wäre es hier am rechten Orte, noch näher auf die Aussprüche Freidank's einzugehen, wo wir Literaturgeschichte, nicht Kirchengeschichte schreiben.

Das aber geht aus dem Mitgetheilten deutlich hervor, daß dieser Freidank mit seiner praktisch-sittlichen Natur hoch über der Masse

Digitized by Google

seiner Zeit stand und daß sein Buch nicht mit Unrecht als weltliche Bibel bezeichnet wird, da darin alles enthalten ist, was ein Christ damaliger Zeit brauchte, um über alle Angelegenheiten des Lebens, über die übersinnlichen und höchsten, wie über die gewöhnlichsten des Weltlaufs zu einer gesunden und heilbringenden Ansicht zu gelangen. Wir können außer der erwähnten Trias noch manche treffliche Spruch- und Lehrdichter des Mittelalters anführen, so den Stricker, der in seiner „Klage" klagt über die Zwietracht der Laien und Pfaffen, über die Mißachtung der Frauen, über die Lasterhaftigkeit der Höfe und ihrer falschen Rathgeber und, wie Ulrich von Lichtenstein in seinem Frauenbuch, über den Verfall der Minne, oder Ulrich Boner, der in seinem „Edelstein" treffliche Beispiele von Klugheit und manche gute Gedanken niedergelegt hat; — oder den Marner, den Winsbecker und vor allem Konrad von Würzburg, der in seiner „Goldenen Schmiede" alle äußere Mittel der Kunst aufgeboten, eine seltene und überraschende Fülle von Bildern und Gleichnissen angewandt hat, um den Preis der heiligen Jungfrau in würdiger Weise zu besingen. Aber wir wollen doch mit diesem Freidank, den bedeutendsten Dichter mittelalterlicher Lebensweisheit, unsere Betrachtungen abschließen, da wir das uns gesteckte Ziel erreicht und das wichtigste aus der Lyrik, Epik und Didaktik des Hohenstaufischen Zeitalters erörtert haben. Daß wir der Dramatik gar keiner Erwähnung gethan, hat ganz einfach darin seinen Grund, daß in jener ersten Blüthenzeit unserer Literatur noch keine wirkliche Dramatik vorhanden war, denn die s. g. Mysterien und Fastnachtsspiele, die damals auftauchten, mußten erst jene Ausbildung erlangen, die sie besonders durch den großen Meistersänger Hans Sachs erhielten, ehe sie überhaupt tieferes Interesse für das Volk und mithin auch für die Geschichtsbetrachtungen bekamen.

Wir sind nun gleichsam auf dem Gipfel unserer Betrachtung angelangt und können daher mit desto erweitertem Blicke auf unsere Wanderung durch die mittelalterlich-deutsche Poesie zurückschauen. Was ist es, fragen wir, das wir als Resultat von dieser Wanderung heimbringen? Zunächst doch wohl die Erkenntniß, daß es mit dem eigentlichen Mittelalter, vor allem mit den Zeiten des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts, bei weitem nicht so schlimm stehe, als manche es zu schildern suchten. Wer die altdeutsche Poesie, dieses treueste Spiegelbild jener Jahrhunderte, betrachtet hat, der kann unmöglich ohne Weiteres einstimmen in das

Digitized by Google

Geschrei von der Barbarei und Finsterniß des Mittelalters, nach welchem jene Zeit so dargestellt wird, als ob nur Aber- und Wunderglauben, nur Abenteuerlichkeit der Begriffe und Obscurantismus geherrscht hätten. Daß diese finsteren Begriffe damals auch ihr Spiel getrieben haben, braucht man durchaus nicht zu leugnen, ja ich habe die Schattenseiten des Mittelalters, so weit sie in der Literatur hervortraten, nicht zu verdecken gesucht, sondern sie offen an den Tag gelegt. Aber gewiß werden wir uns auch davon überzeugt haben, daß neben der Finsterniß auch viel Licht, neben der Krankhaftigkeit auch viel Gesundheit der Begriffe und Gesinnung, neben dem Aberglauben auch viel tiefer herzlicher Glaube war, und daß vor allem das, worauf sich unser Jahrhundert so viel zu Gute thut, die sociale Bildung, keineswegs fehlte, ja sogar, dem Gesammtcharakter der Zeit entsprechend, einen Höhe- und Glanzpunct erreicht hatte. Man erinnere sich nur noch ein Mal flüchtig jener Gestalten, die an uns vorüberzogen; man denke nur jener praktisch-tüchtigen Mannesnaturen des Walther von der Vogelweide und des noch zuletzt besprochenen Freidank, man denke nur des ehrwürdigen glaubenstiefen Wolfram von Eschenbach, des anmuthigen Hartmann's von Aue und vergegenwärtige sich auch alle Schöpfungen dieser Männer, in denen sich gleichsam der Nervenäther jener Zeit concentrirte, und man wird sich gestehen müssen, daß in jenen beiden Jahrhunderten ein Geistes- und Gemüthsfond war, der unmöglich so gering angeschlagen werden kann. Was jene oft wiederholte Phrase von dem finstern Mittelalter betrifft, so wird wohl deutlich geworden sein, daß dieselbe kaum auf die besprochenen Jahrhunderte paßt, sondern vielmehr nur für die darauf folgende Zeit des vierzehnten und funfzehnten Jahrhunderts gilt, die aber im Grunde nur noch ein Echo des wirklichen Mittelalters und eine unreife Vorbereitung der Reformation war. In dieser Zeit des Faustrechts und des Räuberritterthums, wo niemand seines Besitzes sicher war, wo alle Bande zwischen dem Kaiser und den übrigen Landesfürsten in Deutschland mehr und mehr locker wurden und der erstere nur darauf bedacht sein mußte, sein Ansehen gewaltsam zu bewahren, in dieser Zeit der Habsburger und Luxemburger, wo oft zwei und bisweilen sogar drei Päpste um die Herrschaft über die Christenheit stritten und diese an dem Papstthum, mit diesem aber auch oft am Christenthum selbst irre wurde, in dieser Zeit trat wirklich die Mitternacht ein, die erst später durch das helle Licht der Reformation zerstreut wurde, die aber ihre trüben Schatten zuvor

Digitized by Google

deutlich genug auf unsere Literatur und Poesie warf. Wenn also diese meine Vorlesungen die Erkenntniß verbreitet haben, daß jenes zwölfte und dreizehnte Jahrhundert, die fröhliche helle und jugendliche Zeit unsrer Nation, sich deutlich ausscheidet von dem nachfolgenden finstern Untergangsjahrhunderten und so zu einer gerechten Würdigung des eigentlichen Kerns des Mittelalters geführt haben, so ist einer der Hauptzwecke meiner Vorträge erreicht. Ein anderer aber war der, zu zeigen, daß unsere alte deutsche Poesie, wenn auch durchaus nicht in allem, doch in vielen Beziehungen große Vorzüge vor unserer modernen voraus habe. Wer meinen Betrachtungen aufmerksam gefolgt ist, wird wohl bemerkt haben, daß es zweierlei ist, was diese mittelalterliche Poesie unseres Volkes so ehrwürdig macht, nämlich ihr echt nationaler Sinn und ihre christliche Glaubensinnigkeit. Während in unsrer Poesie eine Menge Elemente eingedrungen sind, die ebensowohl dem ursprünglich-reinen Charakter unserer Nation vom Nachtheile sind, als auch auf dem Gebiete der Kirche unseres Glaubens zerstörend wirken, finden wir im dieser alten Poesie ein Zeugniß nicht allein der angestammten Vortrefflichkeit unseres Volkes, seiner Ehrbarkeit, Besonnenheit, Innigkeit und Treue, sondern auch ein Zeugniß davon, wie dieses unser Volk sich mit seinem ganzen Herzen in das Christenthum hineingelebt und darin einst seine höchste Befriedigung gefunden hat; — beiderlei Zeugniß ist der modernen Dichtkunst mehr oder weniger abhanden gekommen. Französische Sentimentalität und Frivolität, Krankhaftigkeit der Empfindungen, revolutionäres Gelüste, religiöse Zweifelsucht oder Gleichgiltigkeit sind in unser Volk, wie in dessen neueste Literatur eingedrungen und haben es seinem eignen Grundcharakter so entfremdet, daß es sich eben in seiner alten Poesie kaum wieder erkennt und diese deßhalb auch oft genug herabgesetzt als elendes Zeug, als unnützen Ballast, den man über Bord werfen müsse.

Aber wahrlich, man thut ihr damit großes Unrecht. Kann sie auch in künstlerischer Beziehung, in formeller Hinsicht sich kaum messen mit unserer modernen und neuesten Dichtkunst, die Gesinnung, die ihr zu Grunde liegt, das nationale Bewußtsein und der religiöse Enthusiasmus muß an ihr anerkannt werden und die edleren und tieferen Geister unsrer modernen Dichterwelt haben das auch gethan und den innersten Geist dieser alten Poesie längst auf die neuere Dichtkunst übertragen. Haben manche dabei freilich oft gefehlt, insofern sie mit diesem Geiste auch alles Aeußerliche der mittelalterlichen Romantik re-

Digitized by Google

generiren und insofern unsere Zeit zurückschrauben wollten, wie es die Tieck-Schlegel'sche Schule insbesondere that, so haben doch auch wieder andere, wie Arndt und Rückert und vor allem Uhland, es verstanden, unsre Gegenwart durch Anknüpfen an diese alte Poesie zu erfrischen und deutlich genug gezeigt, daß in ihr eine Quelle sprudele, aus der unser Volk immer aufs neue sittliche Gesundheit und nationale Kräftigung seiner Sinnes-Denkart schöpfen könne.

Bayerische Staatsbibliothek München

Digitized by Google

Digitized by Google

F. X. BEER
kgl. Hofbuchbinder
in
MÜNCHEN
Lederergasse N. 25.

Digitized by Google